

Friedrich der Grosse und sein Hof

Dieudonné Thiébault



Memoirenbibliothek

Friedrich der Große
und sein Hof

II





Friedrich der Große.

Nach einem Pastellbild von Cunningham.

Friedrich der Große

und sein Hof

Persönliche Erinnerungen
an einen 20jährigen Aufenthalt in Berlin
von

Dieudonné Thiébault

Erste deutsche Bearbeitung
von
Heinrich Conrad

In zwei Bänden. -- Band II.



Stuttgart
Verlag von Robert Lutz
1901.



Friedrich der Große.

Nach einem [illegible]bild von Cunningham.

Friedrich der Große
und sein Hof

Persönliche Erinnerungen
an einen 20jährigen Aufenthalt in Berlin
von
Dieudonné Thiébault

Erste deutsche Bearbeitung
von
Heinrich Conrad

In zwei Bänden. — Band II.



Stuttgart
Verlag von Robert Lutz
1901.

SATNER

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhaltsübersicht des zweiten Bandes.

Die Reisenden und die fremden Gesandten.

Die Reisenden.

Friedrich der Grosse als Regent.

Rechtspflege und Zivilverwaltung.

Die auswärtigen Angelegenheiten.

Das Große Direktorium und die Finanzverwaltung.

Seite

Marquis d'Argens.

Maupertuis.

Quintus Icilius.

Voltaire.

Verzeichnis der Bildnisse des zweiten Bandes.

Die Reisenden und die fremden Gesandten.



Die Reisenden.

Der Herzog de La Rochefoucauld. — Trinkgelder an Akademiker. — Urteil des Königs über die Jugenderziehung in Frankreich. — Der Lawsche Finanzschwindel. — Herr de Conflans. — Husarenlatein. — Fürst Czartorysky. — Polnische Edelleute. — Diderot in Rußland. — Beweis für das Dasein Gottes. — De la Rivière. — Die Kunst des Regierens. — Advokat Bir** aus Paris. — Raynal. — Der Anekdotenborn. — Gesprächstyrannei. — Der Schauspieler Le Kain. — Urteile des Königs über seine Kunst. — Spione des Kaisers Joseph.

Wenn ich von den Reisenden spreche, die zu meiner Zeit nach Berlin gekommen sind, so ist es natürlich nicht meine Absicht, ein vollständiges Verzeichnis von ihnen zu entwerfen; ich beschränke mich vielmehr darauf, die hervorragenderen von ihnen zu erwähnen und die Anekdoten mitzuteilen, zu denen sie Anlaß gaben.

Im Jahre 1767 machte der Herzog von La Rochefoucauld eine Studienreise durch das nördliche Europa, um seine mineralogischen Kenntnisse zu erweitern, und kam nach einem längeren Aufenthalt in Schweden nach Berlin, wo er fast einen Monat blieb und in der französischen Botschaft wohnte. Ich hatte die Ehre, ihn acht Tage hintereinander in der ganzen Stadt herumzuführen und in alle Sammlungen und zu den hervorragendsten Gelehrten zu

begleiten. Unter anderm waren wir auch bei dem berühmten Naturforscher Gleditsch, der den Herzog durch Ueberlassung einer kleinen Menge gediegenen Eisens, das in dieser Form außerordentlich selten vorkommt, zu großem Dank verpflichtete. La Rochefoucauld fragte mich um Rat, in welcher Weise er seine Erkenntlichkeit bethätigen könnte; ich unterrichtete ihn über die bedrängte Lage, in der sich Gleditsch befand, und der Herzog ließ bei seinem letzten Besuch eine Rolle Louisdor auf dem Schreibtisch des Gelehrten zurück.

Dieser Vorfall erinnert mich an ein anderes kleines Erlebnis, worüber der Herzog sich sehr erstaunt zeigte. Er gab infolge meines Rats meinem Kollegen, Herrn Stoß, der uns die Königliche Bibliothek und das Naturalienkabinett des Schlosses zeigte, einen Dukaten. Der große Herr aus Frankreich hatte allerdings in Paris nicht gelernt, einem Daubenton oder einem Bibliothekar des Königs für eine kleine Gefälligkeit eine bescheidene Entlohnung anzubieten. Aber auf Reisen lernt man viele neue Gebräuche kennen und in Berlin konnte man einem Akademiker einen Dukaten in die Hand drücken, ohne ihn dadurch in der öffentlichen Achtung herabzusetzen.

Zwei junge Franzosen aus vornehmem Hause, Brüder im Alter von neunzehn und siebenzehn Jahren, hatten das Unglück, das Mißfallen des Königs in hohem Maße zu erregen. Sie waren auf seinen Wunsch nach Preußen gekommen, um die Erbschaft eines mit ihnen weitläufig verwandten ausgestorbenen Geschlechtes anzutreten und Friedrich hatte sie sich sofort nach ihrer Ankunft vorstellen lassen.

Er sagte zu mir über sie am Abend desselben Tages:

„Man kennt also in Frankreich keine Erziehung mehr. Oder überläßt Ihr Adel jetzt alle Vorteile derselben den Bürgerlichen? Haben Sie keine Schulen, keine Universitäten mehr? Oder schicken Ihre Edelleute ihre Kinder nicht mehr auf diese? Seit einiger Zeit bemerke ich an den adligen Franzosen, mit denen ich in Berührung komme, eine schmähliche Unwissenheit. Heute habe ich mit zwei jungen Leuten gesprochen, die nicht einmal über ihre eigene Familie Bescheid wußten. Ich fragte sie schließlich, ob der berühmte Großmeister des Malteserordens, der in der Weltgeschichte ihren Namen bekannt gemacht hat, mit ihnen verwandt sei. Das war eine kleine Bosheit von mir, denn ich wußte sehr wohl, daß dies nicht der Fall ist und wollte sie nur auf die Probe stellen. Sie hatten von dem Mann überhaupt noch niemals etwas gehört. Die Edelleute in alten Zeiten, die sich damit rühmten, daß sie nicht lesen und schreiben konnten, waren unwissend wie ihr ganzes Zeitalter; sie waren aber wenigstens nicht verdorben. Ich sehe mit Bedauern, daß Sie in Frankreich keinen Adel mehr haben. Denn worin besteht das Wesen des Adels? Doch nicht in einem oftmals gefälschten und immer sehr zweifelhaften Stammbaum oder in Pergamenten, die jedermann sich selbst anfertigen kann? Wenn der Adel nur auf solchen Albernheiten beruhte, so verdiente er nicht zu sein; die Edelleute wären dann nur eine Art bevorrechtigter Scharlatane. Der wahre Adel beruht auf der Kraft und Erhabenheit der Gefühle. In Ländern, wo die sogenannten Adligen nicht großherzig und tapfer sind, giebt es keinen

Adel. Und dies Urteil muß ich über Frankreich fällen. Aber können Sie mir sagen, wodurch Ihr Adel, der einstmals in so hohem Rufe stand, jetzt so heruntergekommen ist? Ich habe darüber nachgedacht und werde Ihnen die Haupt-, wenn nicht die einzige Ursache erklären: die Schuld an dem Untergang Ihres Adels trägt meiner Ansicht nach das Lawsche Finanzsystem. Durch dieses System*) ist eine

---

*) John Law, der Urheber des berüchtigten nach ihm benannten Finanzsystems, wurde 1671 zu Edinburg als Sohn eines Goldschmieds geboren, mit welchem Beruf in jener Zeit derjenige eines Bankiers verbunden zu sein pflegte. Er erhielt eine gute Erziehung, führte aber dann ohne einen bestimmten Beruf ein abenteuerliches Leben, durchzog als Spieler Frankreich, Holland, Deutschland, Italien und gewann ein Vermögen von zwei Millionen Franken. Gleichzeitig arbeitete er unermüdlich an seiner Theorie über das Kreditwesen. An mehreren Höfen mit seinen Vorschlägen abgewiesen, fand er endlich in Versailles Gehör. Im Mai 1716 erhielt er von dem Regenten die Erlaubnis zur Errichtung einer Privatbank auf Aktien, die anfänglich in ziemlich solider Weise operierte. Die beiden Grundgedanken seiner Theorie waren die, daß der Staat gleich jedem Privatbankier einen Kredit erwerben könne, welcher das Zehnfache der ihm zur Verfügung stehenden Mittel betrage, und daß zu diesen Mitteln auch Grund und Boden gehöre. Die bisherige Generalbank Laws wurde in eine Staatsbank verwandelt und die Banknoten in Masse, im ganzen 3071 Millionen, emittiert. Der Gebrauch des Metallgeldes wurde auf alle mögliche Weise erschwert, schließlich sogar der Besitz desselben verboten, auch der von Gold- und Silbergeschirr und Edelgestein, und die Ablieferung aller Metallwerte an die Königliche Bank befohlen. Das Publikum wurde zur Spekulation in den Aktien dieser Bank und der ‚Indischen Gesellschaft‘ angeregt; die Erfolge waren unerhörte: die Banknoten hatten vor barem Geld ein Agio von zehn Prozent voraus, der Kurs der Mississippiaktien stieg von 500 Livres Nominalwert auf 5000, zuletzt auf 20 000.

völlige Verschiebung in der Verteilung der großen Vermögen eingetreten. Es kamen neue, bis dahin ganz unbekannte Familien empor, die durch ihren Aufwand und bald auch durch ihren Einfluß die alten adeligen Häuser in den Schatten stellten. Nach und nach kamen diese Parvenus in den Besitz der Landgüter, Titel, Ehrenstellen und Aemter. Die Adeligen wurden arm, beiseite gedrängt, beinahe vergessen und begriffen, daß Reichtum alles ist. Hohe Gefühle verloren allen Wert, man rechnete sie gar nicht mehr. Man verschacherte seinen adeligen Namen gegen Geld — alles wurde käuflich. Die Mißheiraten vermehrten sich ins Unendliche; besonders die Finanzleute, Steuerpächter und Staatslieferanten stahlen um so eifriger, um sich in die alten, großen Familien hineinkaufen zu können. So wurden

---

Die Indische Kompagnie übernahm die Staatsschulden im Belauf von 1500 Millionen und die Erhebung der Steuern; die Steuerpächter und viele käufliche Aemter wurden abgeschafft. Die Regierung hatte Geld im Ueberfluß. Law wurde 1720 zum Finanzminister ernannt. Indessen noch im Beginn des Jahres 1720 fing das Mißtrauen zuerst unter den Spekulanten von Fach, dann im größeren Publikum an, sich Bahn zu brechen, der Andrang zur Einlösung der Bankbillets wurde immer größer. Im Mai erklärte die Bank ihren Bankerott, indem sie die Aktien und Billets im Wert stufenweise heruntersetzte und im Juli die Barzahlungen fast ganz einstellte. Die Billets sanken auf ein Zehntel ihres Werts, die indischen Aktien auf 20 Livres. Unzählige Leute waren an den Bettelstab gebracht, das Geld verschwand und alle Waren und Lebensmittel wurden furchtbar teuer. Law floh im Dezember 1720 unter Zurücklassung seines Vermögens und starb im Mai 1729 in Venedig in bedrängten Verhältnissen, bis an sein Ende mit der Ausarbeitung von Finanzplänen beschäftigt. Von der Richtigkeit seiner Ideen war er bis zum letzten Augenblick überzeugt.

alle Standesunterschiede verwischt. Und damit verschwand auch die Standesehre. Die erste Triebfeder für alles und für alle ist nur noch das Geld, also der Hauptfeind jedes großen seelischen Gefühls. Die Regierenden denken nur daran, sich zu bereichern, überall reißt die vollständigste Korruption ein und daraus folgt der Zusammenbruch der ganzen Nation. Das verdanken Sie, meiner Meinung nach, dem Lawschen System, und der Gang der Ereignisse rechtfertigt meine Behauptung, daß Sie in Frankreich keinen Adel mehr haben."

Im Jahre 1766 kam Herr von Conflans nach Berlin in seiner Husarenuniform, mit seinem gewaltigen Schleppsäbel und mit seiner langen Pfeife, deren Spitze er stets im Munde hatte, während der Kopf in einem seiner Stiefel steckte. Da er sowohl wie sein Vater, der Marschall d'Armentières, im siebenjährigen Kriege die preußischen Unterthanen in den westfälischen Landesteilen menschlich behandelt hatte, so wurde er gut aufgenommen. Er trug ein sehr schnauzbärtiges Wesen zur Schau. General von Seydlitz, der einen kleinen Scherz über die französische Kavallerie gemacht, und der Graf Anhalt, der eine abfällige Bemerkung über den französischen König geäußert hatte, wurden von ihm mit einer Herausforderung zum Duell bedroht und mußten sich in aller Form bei ihm entschuldigen, um seinen Zorn zu besänftigen. Aus dem Kriege wurde eine amüsante Anekdote von ihm erzählt. Er hatte den Oberbefehl über die leichten Vortruppen und erhielt in dieser Eigenschaft von einer reichen westfälischen Abtei, die mit

einer hohen Brandschatzung belegt war, eine Bitte um Herabsetzung dieser Steuer. Das Schreiben war in sehr schönem Latein abgefaßt, wovon Conflans kein Wort verstand. Aber er brauchte trotzdem keinen Dolmetscher; da er sich denken konnte, was darin stand, rief er dem Boten zu: „Warten Sie einen Augenblick“ und schrieb mit Bleistift an den Rand des Gesuches:

„Si non payatis, rasibus vostras abbatias.

Conflans.“

Und sein Husarenlatein wurde verstanden, denn die Abtei bezahlte.

Im Frühjahr 1767 kam Fürst Adam Czartoryski zum Besuch der französischen Manöver; er reiste als echter polnischer Grandseigneur und Vetter des Königs August. Seine Kenntnisse waren sehr bedeutend; er verstand und sprach außer Griechisch und Latein noch Polnisch, Russisch, Deutsch, Englisch, Französisch und Italienisch. Bei einem Besuch, den er der Großen Bibliothek machte, bemerkte man, daß er nicht nur auf allen Wissensgebieten zu Hause war, sondern sogar die verschiedenen Ausgaben der Hauptwerke kannte. Mehrere von seinen Bedienten, Lakaien, Reitknechten und Läufern waren arme polnische Edelleute; sie hatten das Vorrecht, wenn sie Stockprügel bekamen, auf einer Matratze zu liegen.

Von den polnischen Adligen ließe sich überhaupt manches berichten. Ein solcher edler Herr, der in Paris bei seiner Wirtin eine Schuld von zehntausend Livres gemacht und einen Wechsel darüber gegeben hatte, antwortete auf keinen Mahnbrief und verweigerte, als endlich eine Be-

kannte der Gläubigerin den Wechsel persönlich vorlegte, die Bezahlung unter dem Vorwand, er habe ein feierliches Gelübde zu Gott gethan, niemals eine Schuld zu bezahlen, die älter wäre als zehn Jahre, und man könne doch nicht von ihm verlangen, daß er sein Seelenheil in Gefahr bringe. Seine Pariser Wirtin war eine arme Frau, die das Geld bitter nötig hatte; aber was war zu machen? An den König von Polen konnte man sich nicht wenden, denn er war froh, wenn seine Edelleute ihn nur selbst in Ruhe ließen. Und was für Aussicht hätte eine gerichtliche Klage gehabt in einem Lande, wo kein Beamter es gewagt haben würde, einem großen Herrn ein Urteil zuzustellen, wo ein Adliger einen Bürgerlichen straflos totschlagen durfte, wenn er nur den Sarg lieferte und als Sühngeld einen Thaler darauf legte! Die polnischen Gesetze waren so abgeschmackt und widersinnig, daß die niedrigen Klassen thatsächlich in der Sklaverei lebten und die Herrschenden nur durch ihre anständige Gesinnung im Zaume gehalten wurden; wenn diese fehlte, so thaten sie, was sie wollten.

Bei einem Besuch der Kurfürstin-Witwe von Sachsen im Jahre 1767 wurden eigens aus diesem Anlaß einige italienische und französische Schauspiele auf der kleinen Bühne im Königlichen Schloß aufgeführt; die Vorstellung wurde eingeleitet durch einen vom König selbst verfaßten Prolog in Versen, der in Wahrheit eine elende Reimerei war. Mein Kollege Bitaubé, der neben mir saß, sagte bei jedem Vers ganz laut:

„Gott, was für ein schlechtes Zeug, das ist ja geradezu jämmerlich.“

Und ich antwortete ihm, ich wäre derselben Ansicht wie er, aber ich würde sie nicht so laut äußern, daß alle Nebensitzenden sie hörten. Ich verzeihe es Friedrich, daß er bei dieser Gelegenheit, wie bei so vielen anderen, sehr schlechte Verse gemacht hat; wahrscheinlich hatte er nicht die Gelegenheit gehabt, sie gehörig durchzusehen und zu feilen. Aber daß er sie drucken ließ und an Voltaire und d'Alembert Abdrücke sandte, daß diese großen Geister in ihren Antworten, die ich selbst gelesen habe, auf vier vollen Seiten kaum Worte genug finden konnten, um das armselige Geistesprodukt über den grünen Klee zu loben, wie man zu sagen pflegt — das preßt mir einen Seufzer ab über die Kleinheit der menschlichen Natur. —

Die ganze Welt sprach von Diderots Reise nach Rußland. Der Gedanke dazu soll eigentlich von ihm selbst ausgegangen sein; er veranlaßte einen Freund des Fürsten Galitzin, der Kaiserin anzudeuten, daß er sehr gerne das russische Reich kennen lernen möchte, und daraufhin erhielt er von Katharina eine Einladung. Der Philosoph reiste also mit einem anderen russischen Fürsten, der die Reisekosten bestritt, nach Petersburg, wo er sehr gut empfangen wurde und mit seinem lebhaften und feurigen Geist der Zarin außerordentlich gefiel, die auch keinen Anstoß daran nahm, daß er öffentlich mit seiner großen Beredsamkeit den Atheismus predigte. Aber einige alte und erfahrene Großwürdenträger stellten ihr vor, eine solche Erschütterung des Glaubens könne in einem autokratisch regierten Reich sehr gefährlich werden, besonders für die Jugend,

und sie gab ihre Erlaubnis, Diderot zum Schweigen zu bringen; jedoch sollte es auf eine Weise geschehen, daß sie selbst keinen Anteil daran zu haben schien. Man sagte also dem Pariser Philosophen, ein gelehrter russischer Mathematiker und ausgezeichnetes Mitglied der Akademie habe sich erboten, vor versammeltem Hofe einen algebraischen Beweis für das Dasein Gottes zu erbringen. Diderot war neugierig, diesen Mann kennen zu lernen, die Sitzung wurde also angesagt, der ganze Hof versammelte sich, der russische Philosoph trat mit würdevollem Ernst auf den französischen Philosophen zu und sagte zu ihm im Tone der Ueberzeugung:

„Mein Herr, $\frac{a + b^n}{z} = x$: also giebt es einen Gott; antworten Sie mir!"

Auf eine solche Lächerlichkeit konnte Diderot nicht antworten, ohne sich selbst lächerlich zu machen. Er mußte also schweigen.

Wahrscheinlich befürchtete er, daß auf diesen Spaß noch andere ähnliche folgen würden, und drückte daher kurz darauf den Wunsch aus, nach Frankreich zurückzukehren. Katharina ließ ihm fünfzigtausend Franken auszahlen und Diderot reiste ab.

Ich spreche von dieser Reise hauptsächlich aus dem Grunde, weil Diderot weder auf der Hin- noch auf der Rückreise Berlin berührte und Friedrich darin eine Absichtlichkeit sah, die in ganz Europa auffallen mußte und ihn daher nur beleidigen konnte. Es ist sehr wohl möglich, daß Diderot diese Absicht gehabt hat, denn er wußte, daß

der König ihm eine Stelle in der ersten Ausgabe der Encyklopädie sehr übel genommen hatte. Der betreffende Artikel, worin der ‚Salomon des Nordens' als König, Kriegsmann, Philosoph und Dichter sehr gelobt war, schloß mit der Bemerkung, es sei schade, daß das Mundstück dieser schönen Flöte durch einige Körner brandenburgischen Sandes verdorben sei. Diese Anspielung mußte dem König natürlich mißfallen, weil er sie auf seine persönlichen Talente oder auf die Eigenschaften des von ihm beherrschten Reiches beziehen mußte. Es ist Thatsache, daß er Zeit seines Lebens gegen Diderot einen Groll gehabt hat.

Ein anderer Reisender dagegen, der ebenfalls zur Kaiserin Katharina nach Petersburg sich begab, sprach auch bei uns in Berlin vor. Es war der berühmte Nationalökonom Herr de la Rivière, Mitglied des Pariser Parlaments und Verfasser des sehr geschätzten Werkes über die naturgemäße Ordnung der menschlichen Gesellschaft, übrigens ein geistvoller Mann von sehr angenehmem Wesen und in seinen Gesprächen noch unterhaltender als in seinen Schriften. Er war auf Veranlassung des Fürsten Galitzin nach Petersburg berufen, um der Kaiserin, die in ihrer Eifersucht auf Friedrich des Großen Ruhm ihrem Reich ebenfalls ein neues Gesetzbuch zu geben beschlossen hatte, mit seinem Rat zur Seite zu stehen.

Herr de la Rivière hatte eine ihm sehr eng verbundene Freundin, die ebenso schöne wie liebenswürdige Frau de Mor**; sie fand den Gedanken unerträglich, ihn allein eine so lange und beschwerliche Reise unternehmen zu lassen;

seine Gattin wollte in der Sorgfalt um seine Gesundheit der Hausfreundin nicht nachstehen, und das Ergebnis langer Beratungen war schließlich, daß Herr de la Rivière sich in Begleitung der beiden Damen auf den Weg machte. Schon in Berlin machte aber die Gesellschaft einen Aufenthalt von mehr als vier Wochen, ehe sie sich entschließen konnte, weiter nach Norden vorzudringen. Unterdessen wurde Katharina ungeduldig; der Termin für den in Moskau abzuhaltenden Reichstag, auf dem sie ihren Gesetzentwurf vorlegen wollte, rückte immer näher und endlich reiste sie, ohne länger auf Rivière zu warten, nach der alten Russenhauptstadt ab.

Der Gelehrte kam sieben oder acht Tage nach der Abfahrt der Kaiserin in Petersburg an; er fand dort keine Befehle vor und als er den Wunsch aussprach, sich sofort nach Moskau zu begeben, antwortete man ihm, dies dürfe er nicht. Man meldete seine Ankunft der Kaiserin und diese erteilte den Bescheid, er möge warten. In diesem Warten verstrich für ihn und die Damen ein sehr verdrießlicher Monat; von der Rückkehr der Kaiserin erhoffte man eine Verbesserung der Lage, aber Katharina war schon lange wieder in Petersburg und Herr de la Rivière erhielt noch immer keinen Befehl, er wurde zu keiner Unterredung berufen, ja nicht einmal zu Hofe geladen. Er entschloß sich also endlich, die Kaiserin um Erlaubnis zu bitten, das russische Reich zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren. Bei dieser Gelegenheit hatte er mit der Kaiserin die einzige Zusammenkunft, die zwischen ihnen stattfand. Beide Teile waren entschlossen, sich voll Würde zu zeigen;

des Vergangenen wurde mit keinem Worte gedacht, keine Beschwerde vorgebracht und kein Vorwurf erhoben. Die Kaiserin ging auf Rivière zu und sagte in ihrer lebhaften Art:

„Mein Herr, könnten Sie mir das Mittel angeben, wie man am besten einen Staat regiert?"

„Madame, es giebt nur ein einziges: gerecht zu sein; das will besagen: die Ordnung aufrecht zu erhalten und dafür zu sorgen, daß die Gesetze befolgt werden."

„Aber auf welcher Grundlage müssen die Gesetze für ein großes Reich beruhen?"

„Es giebt nur eine Grundlage: die natürliche Einrichtung der Verhältnisse und die natürlichen Anlagen der Menschen."

„Sehr gut — aber nach welchen Regeln hat man sich zu richten, wenn man einem Volk Gesetze geben will?"

„Gesetze geben oder machen, Madame? eine solche Gabe hat Gott keinem Menschen verliehen! Wie dürfte der Mensch sich für fähig halten, um anderen Wesen, die er gar nicht oder sehr mangelhaft kennt, Gesetze vorzuschreiben? Und mit welchem Recht dürfte er sich so etwas anmaßen gegenüber Wesen, die Gott nicht in seine Hand gegeben hat?"

„Worin besteht also nach Ihrer Ansicht die Kunst des Regierens?"

„Als Gott den Menschen schuf, hat er in dessen Organisation die Gesetze zum Ausdruck gebracht, auf denen sein Dasein beruht. Diese Gesetze muß man sorgfältig studieren, man muß sie achten und aufrecht erhalten. Wollte man weiter gehen, so wäre dies ein großes Unglück, das nur zum Verderben führen könnte."

„Mein Herr, ich freue mich, Sie gehört zu haben. Leben Sie wohl!"

Die Kaiserin war durch Rivières Antworten so überrascht und beinahe verwirrt, daß sie die Unterredung abbrechen mußte, um nicht ihre Verlegenheit zu verraten. Diese Unterredung blieb daher auch die erste und letzte. Man bezahlte ihm das im Vertrag ausbedungene Honorar und er reiste mit seinen Damen schleunigst ab. Auf dieser Rückfahrt blieb er nur wenige Tage in Berlin; der König that, als wisse er nichts von seiner Anwesenheit, dagegen hatte er mit dem Prinzen Heinrich, der sich für die russischen Verhältnisse ganz besonders interessierte, mehrere sehr lange Unterredungen. Wie man sich denken kann, sprach er sich nicht gerade zufrieden über die Kaiserin und ihr Reich aus.

Ein französischer Advokat, Namens Bir**, kam eines Jahres in den Hundstagen nur zu dem Zweck, den großen König zu sehen, nach Berlin. Er war ein sehr ergötzlicher, origineller Kauz, der außer anderen Eigentümlichkeiten auch die Gewohnheit hatte, die Winterzeit stets in Marseille zu verleben, während der Sommermonate aber in nördlichen Ländern herumzureisen. Nachdem er sich acht Tage in Berlin aufgehalten hatte, begab er sich nach Potsdam, um den Hauptzweck seiner ganzen Reise zu erfüllen. Auf dem Wege von Potsdam nach Sanssouci sah er einen jungen Offizier mit dem gelben Ordensband, dem Zeichen des Schwarzenadlerordens, vorbeireiten; er schloß aus dem Abzeichen, daß der Reiter ein Prinz sein müsse, der sich zum

Mittagessen bei dem König begab und beschloß, sofort ihn anzureden und ihn zu bitten, ihm bei seinem Vorhaben behilflich zu sein.

„Monseigneur," begann er, „ich wage die Bitte an Sie, mir einen großen Dienst zu leisten. Ich heiße Bir**, bin Franzose und Advokat; ich komme eigens von Paris, um den großen Friedrich zu sehen; ich beschwöre Sie, Monseigneur, seien Sie mir behilflich, mich dem großen König zu nähern."

„Ich will gerne thun, was ich kann, Herr Bir**; in die königlichen Gemächer kann ich Sie allerdings nicht einführen, die Hofetikette erlaubt das nicht; aber ich kann Ihnen vielleicht auf andere Weise helfen; wenn man eine so lange Reise macht, um einen König zu sehen, so verdient man, seinen Zweck zu erreichen. Bitte, kommen Sie nur mit mir."

Prinz Friedrich August von Braunschweig — dies war der junge Offizier — führte Herrn Bir** in die königliche Küche, stellte ihn Herrn Noël, dem Oberküchenchef, oder, wenn man will, dem Haushofmeister des Königs, vor, und sagte diesem:

„Herr Noël, hier ist ein Landsmann von Ihnen, den ich Ihnen ganz besonders empfehle, Herr Advokat Bir**, der eigens aus Paris kommt, um den König zu sehen. Bitte, nehmen Sie sich seiner an und seien Sie ihm bei seinem löblichen Vorhaben behilflich und zwar so bald wie möglich. Guten Tag, Herr Bir**, ich wünsche Ihnen viel Glück."

„Etwas Gewisses kann ich Ihnen nicht versprechen,"

sagte Noël zum Reisenden, „wenn der König ausgeht, sollen Sie ihn zu sehen bekommen; wenn er aber nicht ausgeht, müssen Sie morgen wiederkommen."

In diesem Augenblick kamen ein Dutzend Rekruten, unter denen der König sich zwei oder drei für sein Garderegiment aussuchen sollte. Noël stellte seinen Landsmann hinter einer Säule auf; der König kam heraus, prüfte mit aller Sorgfalt seine Rekruten und begab sich darauf zur Mittagstafel. Herr Bir** konnte ihn also in aller Gemächlichkeit betrachten und musterte ihn ebenso gründlich wie Friedrich seine Soldaten.

„Herrliche und wahrhaft königliche Büste," sagte er zu uns, als er wieder in Berlin war, „aber elendes und jämmerliches Beingestell! Der Kopf und die Brust sind über alles Lob erhaben, das andere ist unter aller Kritik."

Als das Essen aufgetragen wurde, stellte Herr Bir** sich an die Küchenthür und kostete von jeder Schüssel. Kaum hatte er einen Löffel Suppe hinuntergeschluckt, so rief er aus:

„Teufel auch, Herr Noël, wie können Sie eine Suppe so verpfeffern! Wollen Sie denn Ihrem Herrn die Eingeweide verbrennen?"

„Mein Herr würde mich zur Strafe die ganze Terrine allein auslöffeln lassen, wenn ich sie weniger würzte," antwortete Noël.

Herr Bir** trieb seinen Forschereifer so weit, daß er sogar die aufgetragenen Flaschen zählte und nach dem Abräumen feststellte, wieviel von ihrem Inhalt fehlte; er erkundigte sich genau, wie viele Personen bei Tisch gewesen

waren und bekam auf diese Art eine sehr richtige Vorstellung von den Mahlzeiten des großen Friedrich.

Mit einem anderen Reisenden von bekanntem Namen, dem Herrn Abbé Raynal, muß ich mich ausführlicher beschäftigen; wenn auch nicht seine Persönlichkeit, so erfordert dies doch der europäische Ruf, dessen er sich erfreut.

Kurz vor dem Erscheinen seiner „Philosophischen Geschichte der europäischen Handelsbeziehungen zu Indien‘ hatte die Berliner Akademie eine litterarische Zeitschrift ins Leben gerufen, die wir nach dem siebenundzwanzigsten Band — jedes Quartal erschien ein solcher — wieder eingehen ließen, weil mehrere unserer Kollegen, wie Sulzer, Merian, Beausobre und andere in ihren Beiträgen immer lässiger wurden.

Meine Mitarbeiter baten mich, das Werk des Abbé Raynal sofort nach dem Erscheinen anzuzeigen. Ich that es, obwohl mit Widerstreben. Ich wußte nämlich, daß der König das Buch gelesen hatte. Er sprach sogar alle Tage bei Tisch mit einer Art Begeisterung davon — bis er an die Stelle kam, wo Raynal ihn selbst anredete:

„O Friedrich, du warst als König ein großer Kriegesheld . . . . du warst . . . . u. s. w. Sei mehr! . . . . Du liefertest deine Münze jüdischen Gaunern aus, du gabst dein Finanzwesen ausländischen Räubern in die Hände . . . . u. s. w.“

Ich wußte, daß der König von dem Tage an, wo diese Stelle ihm vor Augen gekommen war, weder von dem Buch noch von dessen Verfasser ein Wort mehr gesagt hatte.

Trotzdem teilte ich einen Auszug aus dem Inhalt mit,

den der König las. Friedrich ärgerte sich darüber, daß die ‚Philosophische Geschichte‘ erwähnt wurde, aber er wollte sich hierüber nicht auslassen und schrieb nicht an die Herausgeber der Zeitschrift, sondern an seine Akademie selbst einen sehr kurz angebundenen Brief, worin er, ohne Einzelheiten zu erwähnen, befahl, man solle sich bei der Zeitschrift mehr Mühe geben und sich in acht nehmen, daß die Akademie nicht kompromittiert würde. Meine Kollegen sahen nun, daß ich mit meinen Bedenken recht gehabt hatte; wir sprachen nicht mehr von dem Abbé Raynal und seinem Buch und die folgenden Bände unserer Zeitschrift wurden auf die schmeichelhafteste und ermutigendste Weise vom König aufgenommen.

Während die ‚Philosophische Geschichte‘ uns in Berlin den kleinen Verdruß bereitete, wovon ich eben erzählte, verursachte sie ihrem Verfasser selbst in Frankreich viel schlimmere Sorgen. Das Pariser Parlament beschwerte sich darüber, die Geistlichkeit geriet in Zorn; der Abbé bekam Angst und flüchtete nach Gotha, wo man ihn sehr gut aufnahm. Aber das war für ihn nur ein schwacher Trost, denn er erwartete jeden Augenblick die Beschlagnahme seines Vermögens und damit wäre er an seiner empfindlichsten Stelle getroffen worden.

Außerdem konnte er sich trotz der ehrenvollen Aufnahme, die die Herzogin von Sachsen-Gotha ihm bereitete, an einem so kleinen Hofe nicht wohl fühlen. Wie hätte wohl ein großer Mann wie der Abbé in solcher Enge sich entfalten können! Sein Ehrgeiz, der Wunsch, seinen Ruhm noch weiter auszubreiten, der Gedanke, daß die Ehren,

die man ihm am Hofe des Königs-Philosophen erweisen würde, bis nach Paris und Versailles widerhallen und ihm gegen seine Feinde zu gute kommen würden: dies alles lenkte seine Träume auf Berlin und er benutzte die günstige Gelegenheit, als die russische Fürstin Daschkoff auf der Durchreise von Paris nach Berlin sich ein paar Tage in Gotha aufhielt, um ihr nach Kräften den Hof zu machen. Er erreichte seinen Zweck, denn er erhielt die Einladung, einen Platz in ihrem Wagen anzunehmen und bis Berlin — wo er erwartet würde, wie er sagte — ihr Reisegefährte zu sein.

Am Tage nach seiner Ankunft sahen wir ihn bei einem Diner des russischen Gesandten Dolgoruki. Er sprach uns mit großer Wichtigkeit von der von ihm ausgesetzten Preisfrage: ‚ob die Entdeckung Amerikas für Europa mehr Schaden oder Nutzen gebracht habe' und lud uns dringend ein, uns an dem Wettbewerb zu beteiligen; er versicherte, kein Gegenstand wäre der Aufmerksamkeit der Gelehrten und der Philosophen würdiger, und war ein wenig verlegen über die Gleichgültigkeit, womit seine Einladung aufgenommen wurde.

Zwei Tage später sahen wir ihn zu unserem Erstaunen als Gast an der Tafel des Herrn de Launay, des ersten jener ‚ausländischen Räuber', denen Friedrich der ‚Philosophischen Geschichte' zufolge seine Finanzen ausgeliefert hatte. Der Abbé hatte den französischen Gesandtschaftssekretär de Gaussen als Vermittler gesandt und wegen seiner Angriffe um Entschuldigung gebeten, und Herr de Launay war freundlich genug, die Beleidigungen zu ver-

zeihen und Raynal den Verkehr in seinem Hause zu gestatten, immerhin unter der Bedingung, daß er nicht von seinem Buche sprechen dürfte.

Nachdem der Abbé sich auf diese Weise den Verkehr in der guten Gesellschaft gesichert hatte, war seine Hauptsorge, sich möglichst billig und doch so, daß es nach etwas aussähe, in Berlin einzurichten. Er wandte sich mit dem Antrag, ihn als Hausgast aufzunehmen, an mich und an mehrere meiner Kollegen; aber wir dankten alle für diese Ehre. Endlich half der gutmütige Bildhauer Tassaert ihm aus seiner Verlegenheit und trat ihm in seinem Hause eine nett eingerichtete Wohnung von drei Zimmern ab. Nun erzählte der Abbé überall, wie ausgezeichnet er bei seinem Freund aufgehoben wäre; er gab sogar einige Frühstücke und bei dem zweiten hatte er die Ehre, die Prinzessin Ferdinand zu empfangen, die ihn zum Sommer nach Friedrichsfelde einlud. Raynal erzählte jedem, der es hören wollte, die Prinzessin habe ihm das Versprechen abgenommen, die schöne Jahreszeit auf ihrem Schloß zu verbringen; er hätte natürlich einwilligen müssen, denn solche Einladungen seien gewissermaßen Befehle.

Man kann sich denken, daß der Abbé sich alle Mühe gab, sich bei der Prinzessin angenehm zu machen, die ebenso liebenswürdig wie geistvoll war. Aber sein Uebereifer schadete ihm. Er machte es sich zur Aufgabe, niemals die Unterhaltung einschlummern zu lassen; dies entsprach seiner eigenen Neigung, sich selbst sprechen zu hören und er fand dabei Gelegenheit, mit seinen Anekdoten zu prunken, worin er seine Hauptstärke sah. Aber wie es alten Leuten oft

passiert, er wiederholte sich zuweilen; und dann: immer und immer Anekdoten, das wurde auf die Dauer ein wenig monoton und sogar langweilig, besonders da er von seinen Zuhörern die strengste Aufmerksamkeit verlangte. Die Prinzessin beschloß, ihm einen kleinen Denkzettel zu erteilen und sagte eines Tages zu ihm:

„Mein lieber Abbé, ich bin Ihnen zu aufrichtig befreundet, um Ihnen zu verschweigen, daß man Ihnen einen kleinen Schabernack spielt, ohne daß Sie etwas davon merken."

„Wie, Madame? Wer könnte wohl auf einen solchen Gedanken kommen?"

„Sehen Sie dort meinen Kammerherrn, den Grafen Néal?"

„Der ist es, Madame? Was habe ich ihm denn gethan? Und was könnte er mir denn thun?"

„Mein lieber Abbé, ich will Ihnen sagen, was er thut: Alle Tage nach dem Diner, wenn Sie die Freundlichkeit gehabt haben, uns einige von den ausgezeichneten Anekdoten vorzutragen, an denen niemand so reich ist wie Sie, geht der Graf auf sein Zimmer und schreibt alle Ihre Worte nach. Er hat schon eine ganz bedeutende Sammlung davon, und er schreibt nicht nur die Anekdoten auf, sondern er setzt auch das Datum des Tages dazu, an welchem Sie sie erzählt haben. Und wenn es Ihnen passiert, mein lieber Abbé, daß Sie sich einmal wiederholen — mein Gott, die menschliche Natur ist nun einmal nicht ganz vollkommen — so schreibt er an den Rand der betreffenden Anekdoten: ‚zum zweitenmal dann und dann', ‚zum dritten-

mal dann und dann' und so weiter und vermerkt die Varianten dazu. Sie sehen, Sie werden dadurch ein wenig bloßgestellt, ich habe es daher für meine Pflicht gehalten, Sie davon in Kenntnis zu setzen, sobald ich selbst es erfuhr, obwohl ich mich im übrigen über meinen Kammerherrn nicht zu beklagen habe."

Der Abbé begriff sehr wohl den ernsten Sinn, der hinter diesen scherzenden Worten versteckt lag; er sann nur noch auf einen Vorwand, in seine Wohnung bei Herrn Tassaert nach Berlin zurückzukehren und fand diesen Vorwand bald darauf in der Notwendigkeit, die Vorbereitungen zu seiner Abreise nach der Schweiz zu treffen.

Zu diesen ‚Reisevorbereitungen' gehörte vor allen Dingen eine Unterredung mit dem König. Wenn er von Berlin abgereist wäre, ohne Friedrich auch nur ein einzigesmal gesehen zu haben, so hätte er sich alle Mühen umsonst gemacht gehabt, ja es wäre sogar für ihn geradezu eine bittere Demütigung gewesen. Man hatte oft von ihm zum König gesprochen, aber dieser hatte niemals ein Wort darauf geantwortet. Der Monarch, der ganz genau von der Anwesenheit des Abbés unterrichtet war, hatte mehreremale Berlin besucht, ohne ihn zu sich rufen zu lassen. Raynal war in Verzweiflung und seine Freunde rieten ihm endlich als letztes Mittel an, nach Potsdam zu fahren.

„Der wachhabende Offizier," sagte man ihm, „wird am Abend Ihren Namen und Ihre Adresse dem König melden; wenn dieser nicht etwa krank oder schlechter Laune ist, wird er Sie rufen lassen, oder Sie können sicher sein, daß er beschlossen hat, Sie überhaupt nicht zu sehen."

Der Abbé befolgte in banger Erwartung diesen Rat und wurde wirklich aufs Schloß beschieden.

„Nehmen Sie Platz, Herr Abbé," sagte der König zu ihm; „wir sind beide alt, es ist schon recht lange her, seit ich Ihren Namen kenne. Vor vielen Jahren las ich, aber ich erinnere mich dieser Bücher noch sehr wohl, Ihre ‚Geschichte der niederländischen Statthalterschaft' und ‚Ihre Geschichte des englischen Parlaments'."

„Sire, ich habe seitdem bedeutendere Werke verfaßt."

„Ich kenne sie nicht!"

Diese Antwort kam schnell wie der Blitz und der Abbé begriff, daß er von den anderen, bedeutenderen Werken nicht sprechen dürfte. Das war des Königs ganze Rache für die unglückselige Anrede: „O Friedrich!" u. s. w.

Es war echt Friedrichsche Bosheit, nur von den beiden Werken des Abbés zu sprechen, die niemals in der Gelehrtenwelt geschätzt worden sind, wie Raynal nur zu gut wußte. Uebrigens hat die ‚Philosophische Geschichte' von ihm selbst, wie männiglich weiß, fast nur den Namen. Das ganze Thatsachenmaterial ist ihm von verschiedenen Seiten geliefert worden, für Frankreich vom Herzog von Choiseul, der in den Versailler Bureaus sehr eingehende Arbeiten über den Stoff hatte machen lassen, für Holland von einem bekannten Franzosen, der damals dort seinen Wohnsitz hatte, für Spanien von dem General der Wallonischen Garden, der auf Ersuchen seines Neffen, des Grafen Nesselrode, sich in Madrid die größte Mühe zur Beibringung der einschlägigen Daten gab. Die Episoden, die philosophischen oder litterarischen Betrachtungen sind, wie jedermann jetzt

weiß, sämtlich von Diderot, dem Baron von Holbach und einigen anderen verfaßt. In der Bibliothek eines hohen Beamten war lange Zeit das Exemplar zu sehen, in welchem Diderot eigenhändig am Rande alle Stellen angemerkt hatte, die aus seiner Feder stammten.

Der Abbé wurde noch einmal zum König berufen; über die Einzelheiten dieser zweiten Unterredung ist nichts bekannt geworden als die Stelle aus Friedrichs Brief an d'Alembert: „Ich habe Euren Abbé Raynal gesehen; er spricht viel.“

Diese beiden Unterredungen sind, ich wiederhole es, die einzigen, die dem Abbé bewilligt wurden; trotzdem prahlte er nach seiner Rückkehr nach Frankreich gegen alle Welt:

„Ich verkehrte tagtäglich beim König von Preußen; er zog mich bei den geheimsten Angelegenheiten zu Rate u. s. w.“

Er reiste von Berlin in Gesellschaft eines Neffen des Herrn de Launay, der ihm zu Gefallen den Umweg über die Schweiz machte; unterwegs gelang es dem jungen Mann, einen Blick in einen dicken Folianten zu thun, den der Abbé wie seinen Augapfel hütete. Er fand ein enggeschriebenes Manuskript von der Hand des Abbé, blätterte nach dem Titel und las: „Anekdoten, vierter Band.“

Das war die Quelle des unerschöpflichen Stromes von Anekdoten, womit der Abbé alle Gesellschaften beglückte.

Ich habe schon erwähnt, wie sehr der Abbé das Erzählen liebte; er duldete nicht, daß man sich, während er sprach, mit anderen Gedanken beschäftigte. In einer Gesellschaft bei Herrn de Launay bildeten die sieben anwesenden Damen ein kleines Komplott. Sie mochten den Abbé

nicht, der ihnen fortwährend die Hände küßte und dabei verlangte, daß sie mit offenem Munde den Worten seiner Weisheit lauschen sollten, und verschworen sich, um ihn zu ärgern, sich alle sieben zusammen an das eine Ende der Tafel zu setzen und sich nur unter sich zu unterhalten. Sie sprachen allerdings so leise, daß sie dadurch die Unterhaltung der übrigen Gesellschaft nicht störten, aber diese Diskretion genügte dem Abbé noch nicht; er war entrüstet, er zitterte vor Aerger bei dem Gedanken, daß jemand ihn ganz unbeachtet sprechen ließ, er konnte schließlich nicht mehr an sich halten, schlug kräftig mit der Faust auf den Tisch und rief:

„Stille da unten, meine Damen! Hören Sie zu, was ich sage; das ist besser als all Ihr Geklatsch!"

Die Damen sahen einander überrascht an, lächelten, und sprachen ruhig weiter, ohne sich um Raynal überhaupt zu bekümmern.

Es mag vielleicht scheinen, daß ich mich über den Abbé ein wenig scharf ausspreche. Ich habe persönlich durchaus nichts gegen ihn, denn er hat mir niemals etwas zuleide gethan. Zu meinem Urteil aber glaube ich ein Recht zu haben. Raynal hat allgemein für einen Philosophen gegolten und ich bin der Ansicht, daß er auf einen solchen Ehrentitel nicht den geringsten Anspruch hat.

Auf Einladung des Prinzen Heinrich kam aus Paris der berühmte Schauspieler Le Kain zu einem Gastspiel nach Berlin; er hielt sich mehrere Wochen beim Prinzen in Rheinsberg auf und erntete dort reichen Beifall und ohne Zweifel

auch klingenden Lohn. In Potsdam hielt er sich nur kurze Zeit auf, doch spielte er dreimal vor dem König. Friedrich stand, um besser hören und sehen zu können, den ganzen Abend aufrecht, mit der Lorgnette in der Hand, unmittelbar hinter dem Orchester und wandte kein Auge von ihm.

Beim Souper sprach er seine Ueberraschung aus, daß Le Kain eines so großen Ruhmes genösse. Er bemerkte, wenn man bei seinem Spiel von Kunst reden dürfte, so wäre diese Kunst sehr übertrieben; alles schien ihm gezwungen, nichts natürlich und mit einem Wort, Le Kain war in seinen Augen nicht nur ein schlechter Schauspieler, sondern sogar ein gefährlicher, weil sein Beispiel nur den Geschmack verderben könnte.

Am nächsten Tage änderte der König sein Urteil ganz wesentlich. Er gab zu, daß Le Kains Kunst auf sehr weiser und geschickter Berechnung beruhte, und daß er den Beifall verdiente, den man ihm zollte, da er mit der einfachen Natur nicht eine solche Wirkung erzielen würde. Die Künste wären auch nicht dazu bestimmt, die gewöhnliche Natur nachzuahmen, sie müßten immer auf Darstellung der höchsten denkbaren Vollkommenheit gerichtet sein.

Nach der dritten Vorstellung widerrief Friedrich ganz und gar seine zuerst geäußerte Meinung. Er sagte:

„Um sich in Dingen der Kunst ein richtiges Urteil zu bilden, genügt es nicht, aufmerksam hinzusehen; man muß mehreremale sehen. Die guten und richtigen Beobachtungen drängen sich einem nicht alle auf einmal auf, oder wenigstens fühlt man nicht immer gleich ihre Bedeutung. Das ist mir zum Bewußtsein gekommen, indem ich Le Kain

spielen sah. Am ersten Tage habe ich ihn mit der Natur verglichen, so wie sie sich unseren Augen darbietet; ich fand, daß er ihr nicht gleiche, und erachtete ihn als einen schlechten Schauspieler. Das zweitemal fand ich, daß er auf seiner Bühne eine Kunst ausübt, daß diese Kunst ihre Regeln hat, die er beherrscht. Immerhin hatte ich noch die Empfindung, daß er sich zu weit von der Natur entfernte. Heute glaube ich nun endlich den richtigen Standpunkt für mein Urteil über ihn gefunden zu haben.

„Die Poesie darf nur eine auserlesene Natur schildern wollen; dieser Grundsatz dient vor allem für die Bühnendichter und namentlich für die Tragiker. Es wäre daher ein Fehler, wenn der Schauspieler einfach die alltägliche Natur, die uns umgiebt, kopieren wollte. Aber noch mehr. Die Handlung, die der Dichter auf die Bühne bringt, gilt nicht für eine beschränkte Gesellschaftsklasse oder für eine Familie: die ganzen Nationen sind zum Zuschauen berufen. Darf ein denkender Schauspieler diesen wichtigen Umstand übersehen? Bewegt er sich überhaupt auf demselben Boden, wie wir Zuschauer? Nein, wir sehen ihn nur wie in einer unbestimmten Ferne; muß er also nicht alle seine Züge den Verhältnissen entsprechend vergrößern? Bei Le Kain nimmt alles riesenhafte, oder vielmehr heldenmäßige und gewaltige Formen an. Und er hat recht: er befindet sich auf einem Piedestal. Er dürfte gar nicht anders auftreten, wenn er nicht linkisch, ungeschickt und inkonsequent werden wollte. Ich komme also zu dem Ergebnis, daß Le Kain ein großer und bewunderungswürdiger Schauspieler ist, ja noch mehr, daß er der erste ist, den ich in der tragischen

Kunst wahrhaft groß gesehen habe. Vorher habe ich überhaupt nicht gewußt, was es heißt, Tragödie spielen; ich werde die Stücke, in denen wir ihn gesehen haben, mit viel größerem Genuß wiederlesen."

Eines Tages ließ der König, sofort nach seiner Ankunft in Berlin, Merian und mich ins Schloß befehlen. Er fragte uns nach den Tagesneuigkeiten und erkundigte sich im besonderen, ob fremde Reisende angekommen wären. Merian nannte ihm einen italienischen Marquis mit Namen.

„Was ist das für ein Mann?" fragte der König. Der Ton dieser Frage brachte mich auf die Vermutung, daß Friedrich den Marquis selbst schon kannte, und daß mit diesem irgend etwas nicht in Ordnung war. In der That zeigte der König sich über dessen Verhältnisse sehr genau unterrichtet. Dies veranlaßte mich, einem Freunde, der mit dem Fremden verkehrte, einen warnenden Wink zu geben, der auch befolgt wurde.

Vier oder fünf Wochen darauf kehrte der König nach Potsdam zurück; er hatte einen neuen Gichtanfall und schrieb an seinen Berliner Polizeileutnant Philippi, der Marquis solle Befehl erhalten, seine Reise fortzusetzen, indem er sich lange genug im Lande aufgehalten habe, um dieses kennen zu lernen. Der Marquis war sehr betroffen über dieses unerwartete Kompliment und suchte Ausflüchte zu machen.

„Was habe ich denn gethan," rief er, „daß man mir einen solchen Schimpf anthut? Zudem habe ich hier Schulden, mein Herr; ich warte auf den Eingang von Geldern,

um diese zu bezahlen. Der König kann doch nicht wollen, daß seine Unterthanen durch mich zu Schaden kommen."

Philippi geriet über diesen Einwand in Verlegenheit, bewilligte einen Aufschub von einigen Tagen und teilte dem König die Worte des Marquis mit. Friedrich befahl ihm, vom Fremden eine Aufstellung seiner Berliner Schulden zu verlangen. Der Marquis gab diese auf zweihundert Dukaten an und Friedrich ließ ihm sofort die Hälfte zustellen mit dem Bedeuten, diese Summe sei genug, um sich seiner Verpflichtungen zu entledigen und er möge am nächsten Tage abreisen.

Der König wußte also ganz genau den Betrag der Schulden des Marquis; er wußte ferner, daß er ein Spion Josephs des Zweiten war, der über den Gesundheitszustand des Königs, auf dessen Tod man in Wien sehnlichst wartete, Bericht geben sollte. Solange er sich gesund fühlte, hatte er den Spion gelitten; sobald er aber den Gichtanfall verspürte, entledigte er sich dieses unbequemen Beobachters.

Im Jahr darauf kam ein sehr geschickter italienischer Musiker nach Potsdam. Welches Instrument er spielte, weiß ich nicht mehr, aber der Oberst Pinto, der ihn gehört hatte, war so entzückt von seinem Spiel, daß er ihn an der Tafel des Königs als ganz hervorragenden Künstler rühmte.

„Wenn er ein so wunderbarer Musiker ist," sagte Friedrich, „so bringen Sie ihn doch heute abend um die Stunde des Konzerts zu mir."

Der Oberst war entzückt über diese Einladung und der Künstler noch mehr. Er kam, und der König sprach, mit ihm im Konzertsaal auf und abgehend, eine ganze Stunde lang von Musik. Das Konzert fiel infolgedessen an jenem Abend aus. Trotzdem war der Italiener mit seinem Abend sehr zufrieden, aber er war unangenehm überrascht, als er am anderen Morgen den Befehl erhielt weiterzureisen, da er in Potsdam nichts mehr zu thun und zu sehen hätte.

Der König wußte, daß der Musiker ebenfalls ein Abgesandter Kaiser Josephs war; und da er sich gerade bei vorzüglicher Gesundheit befand, so war er so boshaft, eine ganze Stunde lang mit jugendlicher Rüstigkeit unter den Augen des Spions auf und abzugehen.

Er liebte es nicht, wenn man seine Absichten erriet, aber umsomehr Vergnügen machte es ihm, zu zeigen, daß er die Absichten anderer kannte. Besonders Joseph hatte er ganz und gar durchschaut. Bekanntlich hatte er mehrere Bildnisse des Kaisers in seinen Gemächern. Einer seiner Vertrauten machte einmal eine Bemerkung hierüber und Friedrich antwortete lachend:

„Ah! Das ist ein junger Mann, den man nicht oft genug unter den Augen haben kann!"

Die französischen Gesandten.

Herr de Guines. — Strenge Ansichten über den Zweikampf. — Prunkvolles Auftreten. — Eine übermütige Dame. — Begünstigung von Desertionen. — Boshafter Witz über das Oeffnen der Briefschaften. — Studium der preußischen Heereseinrichtungen. — Marquis de Pons. — Saint-Maurice. — Hohe Meinung des Königs von seiner Ehrenhaftigkeit. — Herr von Marschall und der hannöversche Stutzer. — Der Papiermüller aus Périgueux. — Die französischen Arbeiter.

Die beim preußischen Hof beglaubigten Gesandten mußten sich in Berlin aufhalten; sie konnten die Stadt wohl verlassen, um sich ein Vergnügen zu machen, aber in Potsdam und sogar in Charlottenburg, wenn der König sich dort aufhielt, durften sie sich nicht zeigen, ohne vorher um Erlaubnis eingekommen zu sein. Sie sahen den König also nur bei sehr seltenen Gelegenheiten, ausgenommen wenn er zur Karnevalszeit nach Berlin kam. Dann fand jeden Sonntag um zehn Uhr morgens Audienz statt, wozu sich der Adel, viele Offiziere und das diplomatische Korps einstellten. Uebrigens erschien der König nicht einmal immer. Man wartete auf ihn bis zwölf Uhr, also bis zur Stunde seines Mittagessens und zog sich dann zurück. Wenn er kam, blieb er meist nur eine Viertelstunde, um mit diesem oder jenem ein Wort zu wechseln.

Es folgt hieraus, daß in diesem und dem folgenden Kapitel der König weniger persönlich hervortreten wird; immerhin beziehen sich die Thatsachen im Grunde fast alle doch auf ihn, wenn auch indirekt.

Im Jahre 1766 kam Herr de Guines nach Preußen als Zuschauer bei den Manövern. Der König zeichnete ihn aus und erlaubte ihm, ihn nach Magdeburg und Pommern zu begleiten. Das Wesen, der Ton und die Unterhaltung des französischen Edelmanns gefielen dem Monarchen so sehr, daß er bei dessen Abschied von Berlin gestand, er habe wenige französische Offiziere gesehen, die so viel versprächen. Diese Bemerkung trug jedenfalls dazu bei, Ludwig XV. bei der Wahl eines neuen Gesandten zu Gunsten des Herrn de Guines zu bestimmen, als man in Versailles den Entschluß faßte, die Beziehungen zu dem gewaltigen Feinde wieder anzuknüpfen, mit dem man ein paar Jahre vorher Frieden geschlossen. Man las in den Zeitungen, daß der Graf de Guines auf der einen Seite, und der Baron von der Goltz auf der anderen zu Gesandten ernannt worden seien.

Herr de Guines war ein schöner Mann von etwa dreißig Jahren, begabt mit einer gewinnenden, natürlichen Anmut, mit einem würdevollen Adel in seinem Auftreten und besonders mit einem offenen, freien und stets heiteren Gesichtsausdruck. Wie kein anderer verstand er jene Kunst der Höflichkeit, die dem anderen freundlich entgegenkommt und dabei stets die eigene Würde zu wahren weiß.

Von frühester Jugend war er Soldat gewesen; er hatte zuerst bei den königlichen Haustruppen gedient, hierauf unter dem Namen eines Grafen de Souastre als Grenadieroberst den siebenjährigen Krieg mitgemacht. Nach dem Friedensschluß wurde er vom Herzog von Choiseul, der die Notwendigkeit erkannt hatte, durch entschlossene Männer

die Disziplin wiederherzustellen, als Oberst zum Regiment Navarra gesandt, das damals in Arras in Garnison stand. Nicht aus seinem Munde, aber in seinem Hause von Leuten, die in seinem Dienst standen und ihm treu ergeben waren, habe ich die folgende merkwürdige Geschichte vernommen:

Man erzählte dem neuen Oberst, zwei Kapitäne seines Regiments hätten sich wegen einer Ohrfeige, die der eine dem anderen gegeben, bereits mehreremale geschlagen und verwundet. Da in der französischen Nation die allgemeine Ansicht damals dahin ging, daß derartiger Schimpf nur durch den Tod des einen der Beteiligten gesühnt werden kann, besonders unter Soldaten, so war Herr de Souastre der Meinung, durch einen so oft wiederholten Zweikampf, wobei niemals eine ernstliche Verwundung herauskäme, könnte die Ehre des Regiments gefährdet werden. Er beschloß daher, daß die Sache endgültig ausgetragen werden müßte, berief die Offiziere zusammen, ließ sie einen Kreis bilden und erklärte den beiden Kapitänen, sie hätten auf der Stelle miteinander zu kämpfen und es würde keiner von ihnen den Kreis der Kameraden verlassen, wenn nicht sein Gegner tot wäre. Alle beide wurden in diesem Kampf auf Leben und Tod schwer verwundet, trotzdem setzten sie ihn fort, bis einer von ihnen den anderen hatte verenden sehen. Während dieses tief tragischen Vorganges waren alle Offiziere schweigend auf ihrem Platz geblieben; nach dem Ende nahm der Oberst das Wort und sagte ernst:

„Meine Herren, wir müssen alle untereinander Freunde sein; aber wenn einmal das Unglück will, daß es zu Streitigkeiten kommt, so erkläre ich, daß es, um sie auszutragen,

nur eine Art giebt, wobei unsere Ehre und die des Regiments unberührt bleibt."

Der furchtbare Vorfall hatte das Ergebnis, daß für lange Zeit unter den Offizieren des Regiments Navarra kein Zweikampf vorkam, und daß, solange sie ihren Obersten hatten, nicht einmal davon die Rede war.

Guines gab der französischen Gesandtschaft ein in Berlin bis dahin unerhörtes Gepränge: seine Equipagen waren glänzend, sein prachtvolles Palais mit fürstlichem Luxus eingerichtet, die zahlreiche Dienerschaft bestand aus ausgesuchten Leuten in reichster Livree. Die von ihm entfaltete Pracht brachte die ganze Gesellschaft in Aufregung und machte besonders bei den anderen Gesandtschaften, denen nicht so ungeheure Mittel zur Verfügung standen, böses Blut. Ich war einmal selbdreißigst bei ihm zu Tisch, und jeder Gast hatte einen Diener des Herrn de Guines hinter sich, während dieser selbst zu seiner persönlichen Aufwartung zwei Kammerhusaren hinter dem Stuhle hatte. Sechs Kammerdiener in reichbetreßten Röcken trugen die Speisen auf. So etwas hatte man in Berlin bis dahin noch nicht gesehen.

Die Mißstimmung gegen den französischen Botschafter fand schon nach kurzer Zeit Ausdruck, wobei Herr de Guines allerdings nicht den Kürzeren zog. Es kam ein vornehmer Russe mit seiner neuvermählten, jungen Frau auf dem Wege vom westlichen Europa nach Petersburg durch Berlin. Dem Paare zu Ehren veranstaltete Fürst Dolgoruki eine große Galatafel, woran das ganze diplomatische Korps teilnahm. Herr de Guines hatte seinen Platz an der Seite der jungen Schönen erhalten, die von der gegen ihn herr-

schenden Stimmung bereits unterrichtet war. Sie trug an ihrem Finger einen sehr hübschen Ring, worin als Spielerei eine kleine Spritze verborgen war. Während des Diners forderte sie ihren Nachbar auf, die Arbeit des Ringes zu bewundern, und drückte im Augenblick, wo er sich zu diesem Zweck über ihre Hand beugte, auf eine verborgene Feder, so daß die kleine Wassermenge des Ringes dem Neugierigen ins Gesicht spritzte. Herr de Guines lachte darüber, sagte ein paar den Umständen angemessene Scherzworte, trocknete sich das Gesicht ab und dachte nicht mehr daran. Aber die Schöne lud ihren Ring wieder, ohne daß er es merkte, und spritzte ihm kurz darauf zum zweitenmal ins Gesicht. Herr de Guines blieb ruhig, sagte aber in ernstem und zugleich freundschaftlichem Ton zu der Dame:

„Madame, über solche Scherze lacht man das erstemal, das zweitemal verzeiht man sie der Jugend, besonders wenn man sich einer Dame gegenüber sieht. Das drittemal aber würde so etwas eine Beleidigung sein, Madame. Sie würden im selben Augenblick das Glas Wasser, das ich vor mir habe, ins Gesicht bekommen. Ich habe die Ehre, Ihnen dies vorauszusagen."

Die Dame glaubte nicht, daß ein Herr eine solche Drohung ausführen würde, sie füllte abermals ihren Ring und bedachte Herrn de Guines zum drittenmal damit. Sofort goß er ihr sein Wasserglas ins Gesicht und sagte dabei mit der größten Ruhe:

„Ich hatte es Ihnen vorhergesagt, Madame."

Der Gatte der Schönen erklärte sofort laut, der Herr Gesandte habe ganz recht gehandelt, und er danke ihm für

die seiner Frau erteilte Lehre. Die Dame mußte vom Tisch aufstehen, um die Wäsche zu wechseln; die Gesellschaft that, als merke sie nicht darauf, und sprach von anderen Sachen. Man wollte aber die junge Frau nicht ins Gerede bringen und gab sich das Wort, von dem Vorfall nicht zu sprechen, der daher nur sehr wenigen Personen bekannt wurde. Indessen erfuhr ich ihn schon am selben Tag von einem der Gäste, Herrn Dinot de Jopecourt, der ihn mir unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit mitteilte.

Kurze Zeit vor diesem kleinen Auftritt hatte sich in Charlottenburg etwas Wichtigeres zugetragen. Der Kronprinz, Friedrichs Neffe, heiratete seine Base, eine Prinzessin von Braunschweig. Am brandenburgischen Hofe besteht bei Hochzeitsfeierlichkeiten seit Jahrhunderten eine an sich wenig bedeutende und sogar lächerliche, aber durch ihr Alter geheiligte Sitte, der sogenannte Fackeltanz. Dieser ‚Tanz' besteht darin, daß die Staatsminister, jeder mit einer angezündeten Kerze in der Hand, mit langsam feierlichen Schritten die Runde um den Saal machen, hinter ihnen geht die neuvermählte Prinzessin mit gleichen abgemessenen Schritten, wobei sie einem Kavalier die Hand reicht. Ihr erster Kammerherr hat die Aufgabe, nach einer im voraus aufgestellten Liste an jeden der anwesenden Herren heranzugehen und ihm zu sagen: „Ihre Königliche Hoheit ladet Sie ein, Ihr die Hand zu reichen." Sogleich begiebt der aufgeforderte Tänzer sich zur Prinzessin, bietet ihr mit einer tiefen Verbeugung die Hand, während ihr bisheriger Kavalier sich mit einer ebenso tiefen Verbeugung zurückzieht, und führt die Dame, bis er ebenfalls abgelöst wird. Die Ver-

beugungen, die die Prinzessin macht und empfängt, die Zahl der Schritte, die sie mit jedem ihrer Tänzer macht, die Reihenfolge der letzteren, dies alles geht nach den strengsten Vorschriften der Etikette vor sich. Der König reicht ihr zuerst die Hand, dann folgen alle Prinzen, je nach ihrem Rang, hierauf die Oberhofchargen, die Generale und endlich die fremden Gesandten. Als diese Kategorie an die Reihe kam, forderte der Kammerherr zuerst den General Nugent, den Gesandten des Wiener Hofes auf, als zweiten den russischen Botschafter, Fürsten Dolgoruki, und erst an dritter Stelle den französischen Gesandten Herrn de Guines. Dieser wollte den dem Fürsten Dolgoruki eingeräumten Vortritt nicht anerkennen und antwortete dem Kammerherrn, er wäre tief durchdrungen von der Ehre, die Ihre Königliche Hoheit ihm erwiese; da er aber infolge einer im siebenjährigen Kriege empfangenen Wunde nicht tanzen könnte, so bäte er Sie, seine Entschuldigung annehmen zu wollen.

Bei dem Fest, das am Tage darauf beim Prinzen Heinrich stattfand, erschien Herr de Guines absichtlich erst, als die vom Zeremoniell vorgeschriebenen Tänze schon vorüber waren. Aber am dritten Tage gab er selbst ein prachtvolles Fest und zeigte sich dabei die ganze Nacht hindurch als unermüdlichsten und gewandtesten Tänzer.

Der Herzog von Choiseul hatte sich ein sehr gutes Mittel ausgedacht, um die französischen Soldaten abzuhalten, sich von preußischen Werbern zur Desertion verlocken zu lassen. Er ließ in jedes Regiment einige Soldaten einstellen, die die ganze Härte der friedericianischen Disziplin

am eigenen Leibe erfahren hatten. Wenn irgend ein französischer Offizier seinen Leuten das Los schilderte, das den Deserteur bei den Preußen mit ihrer schlechten Kleidung und Nahrung, mit ihrer Fuchtel und ihrem Spießrutenlaufen erwartete, so dachten natürlich die Soldaten bei sich selbst: „Du hast gut reden, du wirst dafür bezahlt, daß du mir die Sachen in solchem Lichte schilderst. In Wirklichkeit wird es wohl nicht so schlimm sein.“ Wenn dagegen Soldaten, die selbst bei den Preußen gestanden hatten, ihren Kameraden ihre Erlebnisse schilderten, so mußte natürlich ihren Worten eine ganz andere Ueberzeugungskraft innewohnen.

Der französische Gesandte erhielt infolgedessen den Auftrag, möglichst vielen im preußischen Heer dienenden Franzosen bei der Desertion behilflich zu sein und sie an die französischen Ministerresidenten bei den rheinischen Fürsten zu weisen, wo sie unter der einzigen Bedingung, zwei Jahre in einem bestimmten Regiment in Frankreich zu dienen, ihren Pardon erhalten sollten. Der Botschafter bediente sich der Hilfe einiger durchaus verläßlicher Bedienten; diese schlossen mit Soldaten Freundschaft, gewannen deren Vertrauen, und boten ihnen schließlich ihre Beihilfe zur Flucht an. Eines Morgens kleideten sie sie in eine Livree ihres Herrn, setzten sich mit ihnen zu Pferde und ritten zur Stadt hinaus. Sobald sie von den Schildwachen nicht mehr gesehen werden konnten, schlugen sie einen Galopp an, bis sie außer Hörweite der Alarmkanone waren, gaben dem Deserteur das nötige Geld für seinen Weg und Unterweisungen, zogen seinen Livreerock über ihre Stalljacke an, und kamen mit dem

ledigen Pferde an der Hand unangefochten durch ein anderes Thor wieder in die Stadt zurück. Auf diese und ähnliche Weise entführte Herr de Guines, wie mir sein Gesandtschaftssekretär Tort erzählte, dem König von Preußen in weniger als zehn Monaten eine sehr große Anzahl von Soldaten, ohne daß irgend ein Mensch eine Ahnung davon hatte.

Friedrich, der den Herrn de Guines als einfachen Reisenden so überaus freundlich aufgenommen hatte, zeigte ihm als Gesandten eine ganz auffallende Kälte des Benehmens. Bei einer seiner Sonntagsaudienzen drehte er ihm sogar den Rücken und that, als ob er ihn überhaupt nicht bemerkte, während er sich mit den anderen Gesandten sehr leutselig unterhielt. Man erzählte von verschiedenen Ursachen für diese verletzende Haltung; der wahre Grund war aber nicht weit zu suchen. Friedrich hatte erfahren, daß Herr de Guines ein vertrauter Freund des Herzogs von Choiseul war, und der König haßte auf der ganzen Welt keinen Menschen ingrimmiger als diesen, den er ein für das ganze Menschengeschlecht und vor allem für sein Vaterland verderbliches Ungeheuer nannte.

Herr de Guines hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß alle seine Briefe und Depeschen auf der Berliner Post geöffnet und kopiert wurden. Er schickte daher am Morgen eines Tages, an welchem die Post nach Frankreich abgehen sollte, eine schiffrierte Depesche und fügte in dem Umschlag ein an den Postmeister überschriebenes Briefchen in gewöhnlicher Schrift bei. Es lautete:

„Ich sende die beiliegende Depesche um sieben Uhr morgens, statt zur gewöhnlichen Stunde um sieben Uhr

abends, auf die Post, damit der Herr Postmeister von Berlin genügend Zeit hat, sie zu kopieren und sie noch heute abend abfertigt. Ich sehe mich zu dieser Vorsichtsmaßregel veranlaßt, weil die Depesche wichtig und sehr eilig ist und es mir daher sehr unangenehm wäre, wenn sie, wie es in ähnlichen Fällen geschah, bis zum Abgang der nächsten Post zurückgehalten würde."

Dieses brüske Vorgehen eines Diplomaten erregte allgemeines Erstaunen, die einen waren darüber verlegen, die anderen lächelten boshaft. Am meisten ärgerte sich der König und er traf Sorge, daß in Zukunft die Depeschen nicht mehr in Berlin, sondern auf abgelegenen und unbedeutenden Poststationen in der Nähe der Grenzen geöffnet wurden. Er besetzte diese Stationen mit den zuverlässigsten Postmeistern, die den Befehl erhielten, strengste Verschwiegenheit zu üben und vor allem die Kopieen stets an Friedrich persönlich zu adressieren. Es wurde aufs strengste verboten, irgend eine Depesche in Berlin selbst zu öffnen. Diese neue Anordnung führte ein paar Jahre darauf zu einem anderen Mißgriff, woraus sich wieder ein Skandal entwickelte. Der Nachfolger des Herrn de Guines, Marquis de Pons, hatte an seine in Versailles als Ehrendame bei Madame*) lebende Gattin geschrieben und von seiner Gemahlin war zu gleicher Zeit ein Brief an ihn unterwegs. Die Briefe waren von ihnen beiden eigenhändig überschrieben und mit ihrem Privatsiegel verschlossen. Sechs oder sieben Tage darauf erhielten der Marquis und die

*) ‚Madame' war der offizielle Titel der ältesten Tochter Ludwigs des Fünfzehnten.

Marquise ihren eigenen Brief, aber in dem von dem anderen geschriebenen Umschlag. Man rechnete Zeit und Poststationen nach, und konnte daraus mit Bestimmtheit den Schluß ziehen, daß der König in der und der kleinen Stadt, nicht weit vom Rhein, die Briefschaften der bei ihm beglaubigten Gesandtschaften öffnen ließ.

Man erzählte sich diese Geschichte überall ganz öffentlich; für Friedrichs Ruf war sie nicht sonderlich vorteilhaft, indessen konnte er gegen das Gerede nichts machen. Jedenfalls wird er dem vergeßlichen Postmeister ganz gehörig den Kopf gewaschen haben.

Die Hauptbeschäftigung des Herrn de Guines während seines Berliner Aufenthaltes war das Studium der preußischen Heereseinrichtungen. Er sagte auch ganz offen, daß er deswegen in Berlin sei, und man sah ihn bei allen Paraden und Truppenübungen. Wenn die Regimenter anrückten, war er schon an Ort und Stelle, er verfolgte alle Bewegungen mit der größten Aufmerksamkeit und ritt nach Beendigung des Exerzierens hinter den Truppen her in die Stadt zurück. Seine Beharrlichkeit machte zuletzt die preußischen Generäle verdrießlich, die Aufmerksamkeit des unverdrossenen Zuschauers wurde ihnen peinlich und sie versuchten — vielleicht auf einen geheimen Befehl des Königs selbst — alles mögliche, um diesem Argus zu entgehen. Sie ließen ansagen, daß zu irgend einem Thor ausgerückt werden sollte und marschierten durch das entgegengesetzte; oder der Ausmarsch wurde auf neun Uhr morgens angesagt und in Wirklichkeit setzten sie sich schon um vier Uhr in der Frühe in Bewegung. Dies war alles

vergeblich. Der erste Mensch, den sie sahen, wenn sie am Sammelplatz ankamen, war der Herr Gesandte, der, mit seinem Reitknecht hinter sich, unbeweglich zu Pferde da hielt und mit kritischen Augen den Anmarsch musterte. Auch Vorstellungen, die man ihm durch befreundete Damen der Hofgesellschaft machen ließ, blieben fruchtlos und man ergab sich schließlich in seine Gewohnheit, die er denn auch bis zu seinem Scheiden von Berlin beibehielt.

Mehr als anderthalb Jahre vergingen seit der Abreise des Herrn de Guines, ehe ein Nachfolger für ihn in der Person des Marquis de Pons-Saint-Maurice geschickt wurde. Dieser war ziemlich groß, beinahe mager, von gemessenem und fast immer ernstem Wesen, einige dreißig Jahre alt und aus sehr alter Familie stammend. Er war seinem Vorgänger in jeder Beziehung sehr unähnlich, sowohl in seinem Aeußeren wie in seiner Lebensführung; denn er trat zwar vornehm und sehr anständig auf, war aber dabei einfach und hielt sich von aller Verschwendung fern.

Seine Bildung war sehr bedeutend, er wußte gut und überzeugend zu sprechen und war, wenn er wollte, ein unterhaltender Erzähler. Friedrich zeigte sich ihm gegenüber sehr gnädig, und die Aufmerksamkeiten des Königs trugen ohne Zweifel dazu bei, seine Stellung in der Gesellschaft sehr angenehm zu machen. In seinen diplomatischen Geschäften verfuhr er sehr tüchtig und machte alles in der Stille ab. Er war sehr umsichtig und stellte sich niemals bloß; er genoß deshalb den Ruf eines sehr wahrheitsliebenden Mannes, den er auch durchaus verdiente. Ein

Vorfall ist dafür charakteristisch. Im bayerischen Erbfolgekrieg wollte Friedrich, der auf die in Teschen gepflogenen Friedensverhandlungen kein Vertrauen setzte, den Oesterreichern eine Schlacht liefern, die seiner Berechnung nach ein Opfer von dreißigtausend Menschenleben erfordern mußte. Der Baron von Hertzberg suchte ihn von seinem Plan abzubringen und sagte ihm, Rußland und Frankreich würden ihre Truppen gegen den Kaiser marschieren lassen, wenn dieser nicht den zwischen Preußen und dem Versailler und Petersburger Hofe verabredeten Bedingungen zustimmte.

Der immer mißtrauische König antwortete:

„Ich will es glauben, wenn der Marquis de Pons sich für die Richtigkeit verbürgt."

Hertzberg versicherte, der Marquis habe ihm die Eröffnung in unzweideutigster Weise gemacht und der König sagte darauf:

„Nun, so werde ich die Schlacht nicht liefern."

Nach dem Teschener Frieden vermittelte Herr de Pons den Ankauf von drei- bis viertausend Pferden, die Friedrich an die französische Armee abgab. Aber wir hatten keinen Vorteil dabei, die französischen Kavallerieoffiziere, die zur Abnahme nach Preußen geschickt wurden, verstanden ihr Geschäft nicht oder wenigstens waren ihre preußischen Kameraden im Pferdehandel geschickter als sie. Die Pferde waren Ausschußware, klein, mager und abgetrieben. Man konnte kaum den dritten Teil derselben für die leichten Truppen gebrauchen, der Rest mußte zu Spottpreisen auf den Pferdemärkten losgeschlagen werden.

Von dem Ansehen, das Herr de Pons genoß und dem

Wert, den man seinem Rat beimaß, zeugt auch folgender Vorfall. Ein junger Stutzer aus dem Hannöverschen rühmte bei der Tafel in seinem Gasthof die Schönheit des Fräuleins von Marschall, Hofdame bei der Prinzessin Heinrich. Man zeigte ihm ihren Vater, der in einfacher, beinahe bäurischer Tracht gerade von seinem Gute nach Berlin gekommen war und dessen Aeußeres allerdings von dem seiner schönen Tochter sehr verschieden war. Er war klein, mager, sonnenverbrannt und hatte so kleine Augen, daß man sie kaum sehen konnte. Der junge Geck übte seinen Witz an dem häßlichen Vater der schönen Dame, der in seiner Gutmütigkeit sich anfangs alles gefallen ließ, schließlich aber, als sogar die Ehre seiner Gattin in Frage gezogen wurde, sich genötigt sah, Rechenschaft zu fordern. Es kam zu einem Pistolenduell im Tiergarten. Der Hannoveraner erschien beim Stelldichein zu Pferde und sagte zum Herrn von Marschall, der im Wagen kam, spöttisch:

„Ah, Sie kommen mit Fuhrwerk? Ich sehe, Sie sind ein vorsichtiger Mann."

„Ja," versetzte der andere, „ich dachte, Sie könnten nachher einen Wagen nötig haben und hätten als Fremder jedenfalls keinen zur Hand."

Die Zeugen stellten zunächst Herrn von Marschall auf den ausgewählten Standpunkt, hierauf den Hannoveraner zehn Schritte davon.

„Wo wollen Sie denn mit mir hin?" rief dieser. „Sie stellen mich ja an das andere Ende der Allee."

„Sie werden immer noch zu nahe sein," versetzte Herr von Marschall.

„Bitte, schießen Sie!“ sagte der Stutzer, auf seinem Platz angekommen. „Sie haben als Beleidigter den ersten Schuß.“

„Ich hätte allerdings das Recht darauf; aber ich trete es Ihnen ab, denn ich habe es gar nicht nötig, Sie tot zu schießen.“

Der Hannoveraner schießt, fehlt, richtet sich hoch auf, klopft auf den Deckel seiner Tabaksdose, nimmt eine Prise und sagt:

„Bitte, Sie sind an der Reihe.“

„Mein Herr,“ antwortete sein Gegner, „ich will Sie nicht töten. Aber da Sie mir einen Denkzettel sehr nötig zu haben scheinen, so werde ich ihn Ihnen geben. Ich werde Sie oberhalb des Knies in den rechten Oberschenkel schießen.“

Der Schuß krachte, der junge Mann sank getroffen um, und man trug ihn in den Wagen des Herrn von Marschall. Der Schuß war ein sehr unglücklicher. Herr von Marschall, der der geschickteste Schütze in ganz Brandenburg war und eine Messerschneide so zu treffen wußte, daß die Kugel in zwei Hälften gespalten wurde, war bei dieser Gelegenheit ungeschickt gewesen. Seine Kugel traf einen Zoll tiefer als er beabsichtigt hatte und zerschmetterte dem Hannoveraner die Kniescheibe; er starb drei Tage darauf unter den entsetzlichsten Schmerzen.

Herr von Marschall ging zu Fuß nach Berlin zurück, traf alle Vorbereitungen zur Flucht und begab sich zum Marquis de Pons, um ihn um Empfehlungsbriefe für Paris zu bitten, wo er sich zunächst niederzulassen gedachte. Der Gesandte versprach ihm so viele Briefe als er nur

wünschen könnte, gestand ihm aber offen, daß er seinen Fluchtplan durchaus nicht billigte.

„Sie stehen bei Friedrich nicht gerade in Gunst," sagte er ihm, „aber wenn Sie fliehen, sind Sie gewiß, daß Sie auf Lebenszeit in seiner höchsten Ungnade sind. Sie müssen vielleicht für sehr lange Zeit fern von Ihrem Vaterland weilen, fern von allen Freunden, von Ihrer hochbetagten Mutter, von Ihrer Familie und Ihren Kindern. Sie werden in Paris an Langeweile und an Heimweh leiden und man wird Sie dort als einen Flüchtling ansehen, der nichts zu thun hat und zu nichts gut ist. Anstatt zu fliehen, sollten Sie, meiner Meinung nach, sofort dem König schreiben, ihm einen getreuen Bericht alles Vorgefallenen machen, und ihm erklären, daß Sie sich seiner Gerechtigkeit und seiner Milde überliefern. Sie werden trotz diesem Brief nach Spandau geschickt werden, das ist richtig, aber ich kenne Ihren König, er wird Sie nicht länger als vier Monate auf der Festung lassen, Sie werden Ihren Angehörigen zurückgegeben werden und Friedrich wird Sie in Gnaden wieder annehmen."

Herr von Marschall befolgte diesen Rat, wurde nach Spandau geschickt und kam nach vier Monaten wieder frei, ganz wie Herr de Pons es ihm vorhergesagt hatte.

Eines Tages erhielt der gute Noël, Friedrichs Leibkoch, aus seiner Vaterstadt Périgueux von seinem Bruder, der dort einen Gasthof hielt, eine Anfrage, ob in Preußen schon Papierfabriken wären, und ob die Anlage einer solchen auf Unterstützung rechnen könnte. Drei Brüder hatten

in Périgueux eine Papiermühle geerbt, und da das Geschäft für drei Familien zu klein war, so war der eine von ihnen auf den Gedanken gekommen, sich in Preußen niederzulassen. Noël gab den Brief dem König, der stets jede Gelegenheit benutzte, neue Industrien in sein Land zu ziehen und daher antworten ließ: er würde während der ersten Jahre dem Meister jährlich zweitausend Thaler geben und den Arbeitern, die er mitbrächte, angemessenen Lohn; er würde ihm ferner in Oranienburg, einige Meilen von Berlin, die nötigen Fabrikgebäude errichten und diese mit allen erforderlichen Maschinen und Werkzeugen ausrüsten.

Der Perigorder Papiermüller beeilte sich, diese prachtvollen Bedingungen anzunehmen und kam mit zwanzig Arbeitern nach Berlin. Er reichte seinen Plan ein; der von den Baumeistern entworfene Voranschlag belief sich auf zwanzigtausend Thaler und Friedrich ließ diese Summe dem Finanzdirektorium auszahlen. Man brauchte nur mit dem Bauen zu beginnen, aber dies konnte unser armer Landsmann trotz allem Drängen nicht erreichen, wodurch er fast in Verzweiflung geriet. Man gab ihm zu verstehen, alles würde flott und gut von statten gehen, wenn er die Hälfte der vom König angewiesenen zwanzigtausend Thaler unter die oberen Beamten der Bauabteilung des Direktoriums verteilte. Er brauchte sich deshalb keine Sorgen zu machen, man würde es schon so einrichten, daß niemand dabei bloßgestellt würde, und daß der König selbst die Lücke in den Geldmitteln ergänzte.

Der ehrliche Perigorder war entrüstet über solche Anträge; er sprach öffentlich davon, und die Folge war, daß

die bestechlichen Beamten nur noch auf Rache sannen. Der Bau wurde nun begonnen, aber man übereilte ihn absichtlich und verwandte schlechtes Material, sodaß die Gebäude unsolide ausfielen. Als der Meister sich beklagte, wurde ihm geantwortet, er trage allein die Schuld, man habe genau nach den von ihm selber eingereichten Plänen gearbeitet.

Man machte ihm noch weitere Verlegenheiten; man behielt das ihm ausgesetzte Jahrgeld und die Wochenlöhne seiner Arbeiter ein und erklärte ihm, er bekomme kein Geld mehr, ehe er die Fabrik in Betrieb gesetzt habe. Daran verhinderte man ihn aber, indem man alle Lumpen, ohne die er natürlich kein Papier machen konnte, aufkaufte. Er fand nicht einmal einen jüdischen Produktenhändler, der mit ihm Geschäfte machen wollte. Von befreundeter Seite wurde ihm geraten, nach Sachsen zu reisen, um dort seine Materialkäufe zu machen. Er that es, aber bei seiner Rückkehr wurde er verhaftet und ins Gefängnis geworfen, unter dem Vorwand, daß er der Dresdner Regierung dieselben Anerbieten gemacht hätte, wie der preußischen. In der ganzen letzten Zeit hatte er mit seinen Arbeitern von geborgtem Gelde gelebt. Noël hatte ihm einiges geliehen, ein Messerschmied von der französischen Kolonie, Namens Humblot, hatte ihm seine ganzen Ersparnisse, in Höhe von etwa zweitausend Thalern, anvertraut, und leider hatte er auch von einem Juden Vorschüsse angenommen.

Noël that alles, was in seinen Kräften stand, um ihn aus dem Unglück zu retten; er reichte dem König mehrere Bittschriften zu seinen Gunsten ein, er suchte sogar um eine persönliche Audienz nach und versicherte dem König, daß

man ihn schmählich hinterginge. Aber Friedrich war von seinem Minister voreingenommen, und dieser hatte sich durch die Berichte seiner Beamten täuschen lassen. Der König wollte nicht sehen und hören, behauptete, der Mann sei ein Schwindler und machte sich über Noël lustig, daß er sein Geld so gut angelegt habe.

Der Gefangene wurde von dem braven Humblot, trotz dem Verlust, den dieser durch ihn erlitten, im Gefängnis unterhalten, sonst hätte er wohl verhungern müssen. Er gewann seinen Prozeß wegen der albernen, gegen ihn erhobenen Beschuldigung; aber auf Veranlassung des Ministers ließ sein jüdischer Gläubiger ihn in Schuldhaft sperren und als ich im Jahre 1784 Preußen verließ, saß der arme Mann immer noch im Gefängnis, wohin Humblot ihm regelmäßig sein Abendessen brachte. Dieser Humblot war von einem unserer Regimenter auf Corsika desertiert, nach Brandenburg gekommen, und hatte sich hier mit einer hübschen Frau verheiratet, die ihm drei oder vier Kinder bescherte. Er war ein sehr geschickter Arbeiter und so strebsam, daß er mit seiner Familie sehr gut lebte, etwas auf die Seite legte, seinem Schuldner das Abendessen brachte, und jedes Jahr seinem achtzigjährigen Vater, der in Langres lebte, hundert Thaler schicken konnte.

Die zwanzig Arbeiter verlangten ihre Pässe, um nach Frankreich zurückzukehren, und man gab sie ihnen sehr schnell, denn man wollte sie gerne los sein, weil sie natürlich kein Blatt vor den Mund nahmen. Tassaert bat mich, mich beim Marquis de Pons für sie zu verwenden. Der Gesandte antwortete mir, er könne leider für die armen

Leute nichts thun, weil sie entgegen den bestehenden gesetzlichen Verordnungen Frankreich verlassen hätten. Er dürfe also nicht für sie eintreten, aber wenn sie noch eine letzte Anstrengung zu Gunsten ihres noch viel bedauernswerteren Meisters machen wollten, so riete er ihnen, ihre Abreise so einzurichten, daß sie nachmittags um zwei Uhr in Potsdam bei dem Fenster des Königs vorbeikämen. Um diese Stunde hielte Friedrich sich gewöhnlich kurze Zeit am Fenster auf und sähe auf die Straße. Ganz gewiß würde es ihm auffallen, wenn ein Trupp von zwanzig Arbeitern die Landstraße nach Sachsen entlang zöge und er würde sie jedenfalls anhalten und befragen. Vielleicht würde es ihm leid thun, so viele tüchtige Arbeiter auf einmal zu verlieren, und dies könnte ihn veranlassen, zu Gunsten des armen Gefangenen einzuschreiten.

Die Arbeiter befolgten diesen Rat, wurden wirklich von Friedrich bemerkt und durch einen Adjutanten angehalten. Sie sagten diesem frei heraus, sie hätten sich nur bei dem Ehrenmann verpflichtet, der durch Schurkenstreiche ins Gefängnis gebracht wäre, und für dessen Unschuld sie alle einstehen könnten. Mit den Gaunern, die ihn ins Unglück gebracht, wollten sie nichts zu thun haben, sie hätten gegen diese keine Verpflichtungen übernommen und kehrten deshalb in ihre Heimat zurück.

Wir erfuhren später, daß der König den Bericht des Adjutanten schweigend angehört und nach einigem Nachdenken geantwortet habe:

„Laß sie laufen!“

Die österreichischen, die englischen und die russischen Gesandten.

General Nugent. — Van Swieten. — Graf Cobenzl. — Mitchell. — Der billigste Alliierte Englands. — Friedrich der Große über Kolonialkriege. — Elliot. — Frau Elliot, geb. v. Krauth. — Der schöne Knyphausen. — Doktor Belitz. — Harris und seine Geliebte, die Quinon. — Fürst Dolgoruki. — ‚Geschichte der Römischen Kaiser' als Uhranhänger. — Peter der Große und Orlow. — Die Bibliothek der Kaiserin Katharina von Rußland. — Die Ermordung des Zaren Peter.

Gesandter des Wiener Hofes war, als ich nach Berlin kam, der General Nugent, ein geborener Schotte. Er war ein tadelloser Ehrenmann und genoß der größten Achtung im ganzen diplomatischen Korps.

Gegen Ende des Jahres 1768 erfuhr der Gesandte plötzlich, daß Friedrich Befehle ausgegeben hatte, die auf Eröffnung eines neuen Krieges schließen ließen. Der kommandierende General der Artillerie hatte nämlich in der Nacht mehrere Millionen Thaler zur Bestreitung der ersten Ausgaben bekommen, die Befehle zur Beschaffung der Geschützbespannungen waren ausgegeben und die beurlaubten Soldaten wurden einberufen. In drei bis vier Tagen mußte das Heer marschfertig sein. General Nugent suchte um eine geheime Audienz nach, die ihm sofort bewilligt wurde.

„Nun, Herr Gesandter," fragte der König, „was betrifft die Audienz, um die Sie nachgesucht haben?"

„Sire, es scheint, als ob Eure Majestät den Krieg wieder eröffnen wollen. Soll denn Europa nicht einmal

der Ruhe genießen? Was kann denn der Beweggrund sein, der Sie zu Ihren Entschlüssen gebracht hat?"

„Mein Beweggrund ist sehr einfach: ich will lieber selbst überraschen, als überrascht werden."

„Aber wer denkt denn an Krieg, Sire? Kein Mensch auf der ganzen Welt! Für das Haus Oesterreich wenigstens kann ich mich verbürgen, daß es aufrichtig den Frieden wünscht."

„So? Was bedeuten denn die ganz außergewöhnlichen Remontenkäufe, die man jetzt bei Ihnen macht? Sie haben doch viertausend Pferde auf einmal angekauft?"

„Wollen Eure Majestät mir gestatten, Ihr Gedächtnis etwas aufzufrischen: nach dem Hubertusburger Frieden schlug die Kaiserin und Königin Eurer Majestät vor, die Heere auf die Hälfte ihres Bestandes einzuschränken, um den schwerbedrückten Völkern ihre Last zu erleichtern. Sie war sicher, daß der Versailler Hof sich dieser Maßregel anschließen würde. Eure Majestät sind auf diesen Vorschlag nicht eingegangen, wozu Sie ohne Zweifel Ihre Gründe hatten. Im Vertrauen auf die Festigkeit der abgeschlossenen Verträge führte meine Souveränin trotzdem ihre Absicht wenigstens für ihre eigenen Länder aus und Frankreich folgte bis zu einem gewissen Grade ihrem Beispiel. Fünf Jahre der Ruhe und Sparsamkeit haben manche segensreichen Wirkungen gehabt, der Tod ihres Gemahls, des Kaisers und Großherzogs von Toskana, hat sie außerdem in Besitz eines Schatzes gebracht, womit sie beinahe die Staatsschulden bezahlen kann. Unter diesen Umständen hält sie es ihrer Würde angemessen, ihr Heer wieder auf

eine Zahl zu bringen, die der Ausdehnung ihres Reiches und der Bedeutung Oesterreichs unter den europäischen Mächten entspricht. Die Kaiserin thut damit nichts anderes, als was Eure Majestät selbst thun würden, wenn Sie an Ihrer Stelle wären. Ich kann Ihnen versichern, Sire, daß meine Souveränin, in deren Namen ich hier spreche, nichts sehnlicher wünscht, als die Aufrechterhaltung des Friedens."

„Herr General, Ihre Kaiserliche Majestät konnte sich keinen besseren Diplomaten aussuchen als Sie. Sie sind ein ausgezeichneter Geschäftsträger und verstehen Ihre Aufgabe meisterhaft zu erfüllen."

„Ich gebe zu, Sire, daß ich meinem Gesandtentitel die Ehre verdanke, hier vor Ihnen erscheinen zu dürfen. Aber ich bitte Eure Majestät, in diesem Augenblick zu vergessen, daß ich Diplomat und österreichischer Gesandter bin. Sehen Sie in mir nur Nugent, Eure Majestät! Der Mann Nugent tritt mit seinem Ehrenwort dafür ein, daß man in Wien nicht an kriegerische Pläne denkt."

„Kann ich Ihnen wirklich glauben, Herr General?"

„Sire, erlauben Sie einem Mann, der Sie von ganzem Herzen bewundert und verehrt, Ihnen frei heraus die reine Wahrheit zu sagen. Kein Mensch hat sich je durch größere und glänzendere Eigenschaften ausgezeichnet als Eure Majestät. Und doch sind auch Sie, Sire, nicht fehlerfrei. Ich hoffe, Sie halten es der Lage zu gute, in der ich mich befinde, wenn ich Ihnen offen heraus sage: Ja, Sire, Sie haben einen Fehler, einen furchtbaren Fehler, der dem ganzen Menschengeschlecht Verderben bringen kann: Sie sind zu mißtrauisch!"

„Ich will Ihnen beweisen, Herr General, daß Sie sich irren," erwiderte der König lächelnd, „denn ich traue Ihnen. Was kann ich mehr thun, als dem Gesandten Oesterreichs trauen?"

„Sie trauen Nugent, Sire, und Sie wagen dabei nichts."

„Also reden wir nicht mehr davon; wir werden in Frieden weiter leben."

Der General war noch nicht wieder von Potsdam nach Berlin zurückgekommen, als das für die Kriegsrüstungen bestimmte Geld schon wieder an den Staatsschatz abgeliefert war. So wurde der Friede und das Glück Europas durch die Ehrenhaftigkeit eines einzigen Mannes gerettet.

Leider war Nugents Gesundheit stets schwach und sein körperlicher Zustand veranlaßte ihn bald darauf, sich abberufen zu lassen.

Sein Nachfolger war Herr van Swieten, ein Sohn des Leibarztes und Bibliothekars der Kaiserin Maria Theresia. Er war von ziemlich kleinem Wuchs, geistvoll und gewandt, aber nicht sonderlich vornehm in seinem Auftreten. Er wünschte die Akademie in seinen Verkehr zu ziehen und lud unserer neun oder zehn zu einem Diner ein. Bei Tisch wurde viel von den Comusschen Taschenspielerkünsten gesprochen; van Swieten erzählte uns, er habe in Paris von Comus selbst das Geheimnis seiner besten Kunststücke gekauft und zeigte uns nach der Mahlzeit einige davon. Er entwickelte dabei eine Geschicklichkeit, woraus man schließen konnte, daß er viel Zeit auf die Erlernung dieser Fertigkeit verwandt haben mußte. Merian, ich und einige andere sprachen dem Gesandten unseren Dank aus für die

Freundlichkeit, uns auf so angenehme Weise zu unterhalten; aber Kollege Formey konnte, wie so oft, der bösen Lust, ein schlechten Witz zu machen, nicht widerstehen und sagte:

„Ja, das ist so wunderbar, daß Eure Exzellenz wirklich unrecht haben, so etwas umsonst zu zeigen. Wenn Sie nur die Person zu zwei Groschen rechnen, würden Sie bald so viel eingenommen haben, um uns noch ein solches Diner geben zu können und das Geld, das Sie Herrn Comus für seine Geheimnisse bezahlt haben, würden Sie noch obendrein zurückverdienen."

Dieser schlechte, ja sehr schlechte Witz, schien den Gesandten empfindlich geärgert zu haben; er lud seitdem niemals wieder einen Akademiker ein, obwohl wir doch nichts für den Verstoß unseres Kollegen konnten. Nun, wir wußten diesen Schmerz zu ertragen.

Herr van Swieten war übrigens in Berlin nicht sonderlich angesehen; das Andenken seines Vorgängers wirkte zu mächtig nach, und er war nicht dazu angethan, es vergessen zu machen. Immerhin gelang es ihm, bei den Verhandlungen, die zur ersten Teilung Polens führten, die Interessen seines Hofes geschickt wahrzunehmen.

Kurze Zeit nach diesem Ereignis wurde er abberufen. In Wien wiederholte er dem Kaiser Joseph unaufhörlich, Friedrich wäre alt und gebrechlich und würde bald sterben; jemehr seine Kräfte abnähmen, desto gefährlicher würden seine Gichtanfälle, und da diese immer im Winter am heftigsten aufträten, so würde der Tod ohne allen Zweifel in der rauhen Jahreszeit auftreten. Diese Prophezeiungen, die sein Vater, der berühmte Arzt, vielleicht nicht gewagt

hätte, gefielen dem ungeduldigen Joseph und wir verdankten ihnen die Spione, die mehrere Jahre hintereinander jeden Winter in Berlin auftauchten und überall herumschnüffelten.

Van Swietens Nachfolger war Graf Cobenzl, der spätere Ministerpräsident, der mit dem Berliner Gesandtenposten seine Laufbahn begann. Er war in Berlin wegen seiner großen Freundlichkeit und Höflichkeit sehr beliebt, aber er befand sich in einer unangenehmen Lage, da der bayrische Erbfolgekrieg seine Schatten bereits vorauswarf. Er hatte Befehl, die militärischen Rüstungen des Königs nach Möglichkeit in die Länge zu ziehen, was natürlich eine sehr schwierige Aufgabe war, da Friedrich auf höfliche Redensarten nichts gab. Als die Verhandlungen abgebrochen wurden, Oesterreich mitten in seinen Rüstungen, das preußische Heer aber schon auf dem Marsch war, verließ endlich auch Graf Cobenzl Berlin und reiste nach einer letzten Unterredung im königlichen Schloß mitten in der Nacht nach Wien ab.

Als Vertreter Englands war bei meiner Ankunft Herr Mitchell, Ritter des Hosenbandordens, schon seit vielen Jahren in Berlin. Er war einer von den wenigen Männern, die sich selbst genug sind und nicht den Trubel des gesellschaftlichen Lebens nötig haben, um sich zu unterhalten. Der Verfasser des ‚Geistes der Gesetze' war sein vertrautester Freund.

Nach dem Fall von Port-Mahon (auf Minorca) sagte Friedrich zu ihm:

„Hören Sie, Herr Mitchell, das ist aber kein guter Anfang. Gleich im ersten Feldzug wird Ihre Flotte geschlagen und Port-Mahon erobert. Da ist der Prozeß, den Sie Ihrem Admyral Byng machen, nur ein schlechtes Heilmittel. Der ganze Feldzug ist verpfuscht."

„Sire, man muß hoffen, daß wir mit Gottes Hilfe im nächsten Jahr die Scharte wieder auswetzen."

„Mit Gottes Hilfe? Rechnen Sie denn Gott auch zu Ihren Alliierten?"

„Sogar sehr, Eure Majestät, obwohl er der Alliierte ist, dem wir niemals Hilfsgelder zu bezahlen nötig haben." —

Ich war einmal allein mit ihm in seinem Salon und wir unterhielten uns über die erstaunliche Thatsache, wie armseligen Geistes die meisten Männer wären, die Friedrichs tägliche Umgebung bildeten. Ich gestand dem Gesandten, ich könnte nicht begreifen, wie ein so geistvoller und sogar genialer Mann, wie der König, so dumme Menschen sich zur Gesellschaft auswählen könnte.

„Ich will Ihnen das in zwei Worten erklären," sagte Mitchell, „er braucht diese Männer, wie schmutzige Taschentücher, in die er seinen Witz hineinspuckt. Das ist die einfache Erklärung für seine Wahl." *)

---

*) Mitchell ward ein begeisterter Freund Friedrichs, nachdem er ihn in den Schlachten des siebenjährigen Krieges begleitet und hier seine stets sich gleichbleibende Seelenruhe auch bei den schwersten Geschickesschlägen gesehen hatte. Er ging in seiner Bewunderung so weit, daß er an sein Kabinett schrieb: „Welche Rolle könnte England spielen, wenn es nicht von Schwätzern regiert würde, sondern einen Helden an der Spitze hätte, wie den, welchen ich die Ehre habe zu begleiten!" Die Folge dieses Herzensergusses

Nachdem Mitchell 1771 in Berlin an der Brustwassersucht gestorben war, sandte das Kabinett von St. James Herrn Elliot, einen geistvollen Mann von ungezwungenem und sehr angenehmem Wesen. Einige Jahre nach seiner Ankunft brach der amerikanische Freiheitskampf aus. Der König sprach in einer seiner Sonntagsaudienzen mit dem Gesandten über diesen Krieg:

„Nun, mein Herr, Sie liegen also im Kampf mit Ihren Kolonien?"

„Sire, es steht zu hoffen, daß wir uns bald wieder versöhnen werden."

„Ich wünsche es aufrichtig, mein Herr; aber Kriegführen ist ein fürchterliches Versöhnungsmittel."

„Wir sind sicher, Sire, daß der Krieg bald und zu unserem Vorteil beendigt sein wird."

„Ich habe leider mit Kriegen so viel zu thun gehabt, daß ich wohl meine festen Meinungen darüber haben darf. Es ist ungeheuer schwer, selbst im eigenen Lande Krieg zu führen. Eine Armee hat so viele Bedürfnisse, die man unverzüglich befriedigen muß, will man nicht alles aufs Spiel setzen. Das ist eine schwierige Aufgabe, selbst wenn man alle Hilfsmittel zur Hand hat. Aber eine Armee am an-

war, daß ein Abberufungsschreiben kam. Friedrich sagte zu Mitchell: „Wissen Sie, lieber Freund, daß man Sie abberuft? Ich glaube, Ihr Herr Pitt ist toll geworden!" Der König trat für seinen Freund ein und schrieb nach London, daß er keinen anderen Gesandten annehmen werde. Er sagte zu Mitchell: „Ich habe mir von Königen nie etwas befehlen lassen, ich werde mir auch von Herrn Pitt nichts befehlen lassen!" Die Folge war, daß Mitchell wirklich auf seinem Posten blieb, bis er starb.

deren Ende der Welt unterhalten, o! glauben Sie einem alten Praktikus, das wäre ein Meisterstück menschlicher Geschicklichkeit."

Es hielten sich damals in Berlin zwei Amerikaner auf, die, wie man sich erzählte, von den Vereinigten Staaten an König Friedrich abgeordnet waren, um wegen Waffenankäufen und anderen Unterstützungen zu verhandeln. Elliot behandelte sie stets als Landsleute, man sah ihn immer in ihrer Gesellschaft, er war sozusagen ihr Schatten.

Eines Abends wurde ihnen, kurz nachdem sie ausgegangen waren, um einer Einladung in eine Gesellschaft zu folgen, aus ihrem Gasthof ihr Koffer geraubt. Sie erhielten ihn am nächsten Morgen mit allem Geld, Kostbarkeiten und Bankanweisungen, die darin gewesen waren, zurück; aber ihre Vollmachten und die Instruktionen ihrer Regierung waren nicht mehr dabei*). Als Anstifter dieses Diebstahls wurde allgemein Herr Elliot angesehen; die Entrüstung darüber war außerordentlich, umsomehr, als der Gesandte keinen Schritt that, um sich zu rechtfertigen, und sich sogar stellte, als ob er von dem gegen ihn obwaltenden Verdacht keine Ahnung habe. Man erwartete bestimmt, daß Friedrich einen so frechen Verstoß gegen das Völkerrecht und gegen seine eigene königliche Würde nicht ungestraft lassen würde. Hierin hatte man sich getäuscht; die Geschichte hatte keine Folgen, wenigstens keine offi-

*) Die Ausführung dieses Diebstahls wurde von einem irländischen Lord, Namens Miltown, geleitet. Unter den geraubten Papieren befanden sich auch zwei Briefe des Königs Friedrich, der seit diesem Vorfall niemals wieder ein Wort mit Elliot sprach.

ziellen. Es müssen sehr triftige politische Erwägungen gewesen sein, die den auf seine Würde sonst so eifersüchtigen Monarchen veranlaßten, den Vorfall zu ignorieren. Uebrigens waren viele eingeweihte Personen der Ansicht, daß Friedrich sich im geheimen beim Kabinett von St. James beschwert habe, und die Ereignisse schienen ihnen recht zu geben, indem bald darauf Elliot von Berlin abberufen und nach Kopenhagen geschickt wurde.

Er hatte sich bis über die Ohren in ein Fräulein von Krauth verliebt und hatte sie geheiratet, obwohl sie noch nicht sechzehn Jahre zählte. Die junge Dame, einzige Tochter der Frau von Verelst aus ihrer ersten Ehe, war ohne Frage ‚die Schönste im ganzen Land‘. Der Besitz dieser Frau machte Elliot sehr glücklich und er bot alles auf, ihr das Leben angenehm zu machen; zugleich suchte er einige Talente in ihr zu entwickeln und ihr Geist und Herz zu bilden. Leider war die so schöne junge Dame ebenso beschränkt und launenhaft, wie eitel und gefallsüchtig. Jede Art von Unterweisung langweilte sie, selbst wenn man versuchte, sie ihr in der unterhaltendsten Form beizubringen. Sie wollte nur die frivolsten Romane lesen. Kurze Zeit vor der Abreise ihres Gatten nach Dänemark gebar sie ihm ein Töchterchen.

Elliot liebte sie immer noch zärtlich und versprach ihr beim Abschied, in Kopenhagen eine Wohnung für sie zu suchen, die ihre kühnsten Erwartungen übertreffen sollte und sie dann erst aus Berlin abzuholen. Er fand ein passendes Haus, aber auf seine Meldung davon erhielt er nur eine ausweichende Antwort; über die Nichtigkeit der

vorgebrachten Gründe konnte er sich als guter Diplomat nicht täuschen. Ihr Brief machte ihn sehr unruhig, er wollte aus der Ungewißheit herauskommen, befahl ihr, Berlin zu verlassen und setzte selbst den Tag der Abreise fest. Auf diesen Brief antwortete die schöne Dame mit der Erklärung, daß sie niemals ihr Vaterland verlassen wolle.

Ihre Antwort war in stolzem und bitterem Tone gehalten; sie war lang und wohlüberlegt geschrieben. Elliot wußte, daß seine Frau nicht imstande war, eine solche abzufassen, und war sofort überzeugt, daß sie einen Helfer dabei gehabt haben müßte. Er reiste augenblicklich mit einem einzigen Bedienten von Kopenhagen ab, kam eines Abends kurz vor Anbruch der Nacht in Berlin an, meldete sich an der Thorwache als Hamburger Kaufmann an und stieg bei einem ihm befreundeten englischen Arzt Namens Belitz ab. Er zog im geheimen Erkundigungen ein und erfuhr, daß seine Frau zu einem Picknick nach dem Tiergarten gegangen wäre, von wo sie erst nach Mitternacht nach Hause kommen würde. Er begab sich sofort in seine alte Wohnung, schloß alle Bedienten in einem Zimmer ein, brach den Schreibtisch seiner Frau auf und fand darin die Entwürfe der beiden Briefe an ihn, die von der Hand eines Vetters seiner Frau, des als Kammerherrn zum Hofstaat des Prinzen Heinrich gehörenden ‚schönen Knyphausen' herrührten.

Er ging in das Zimmer seines Töchterchens, befahl der Amme, ihre Kleider und die Sachen der Kleinen zusammenzupacken, sandte auf die Post und bestellte Pferde für ‚Elliot, bevollmächtigten Minister seiner Majestät des

Königs von England am Hofe des Königs von Dänemark, mit seinem Kind und einigen Dienstboten auf der Reise nach Kopenhagen begriffen.' In der Nacht reiste er ab.

Man kann sich denken, daß diese Sache Aufsehen machte. Man bewunderte allgemein die Umsicht, womit der Gatte sich in Besitz seines Kindes gesetzt und dessen Identität in einer Weise festgestellt hatte, daß sie durch keine Schikane später angefochten werden konnte. Von Kopenhagen schrieb Elliot an den schönen Knyphausen und verlangte Rechenschaft. Knyphausen, der seinen Beinamen mit Recht trug, im übrigen aber ungeheuer stolz, eitel und geckenhaft war, gab eine hochfahrende Antwort, worauf Elliot sofort von Kopenhagen aus sich auf den Weg machte, diesmal aber mit einem Sekretär und zwei Bedienten und unter seinem wahren Namen.

Unterdessen hatte Prinz Heinrich, der sich für die Tochter seiner alten Freundin, Frau von Verelst, interessierte, alles versucht, um Frau Elliot zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Sie antwortete ihm leidenschaftlich, sie liebte ihren Vetter und würde der ganzen Welt zum Trotz dessen Frau werden, und wenn sie dies nicht könnte, dessen Geliebte, ja sogar Magd sein; Knyphausen könnte sie in seinem Bett haben, sobald er wollte, wie er sie auch schon früher gehabt hätte.

Der Prinz sah, daß bei der aufgeregten Dame nichts zu machen war und fuhr nach Rheinsberg zurück, um mit Knyphausen zu sprechen, bei dem er mehr gesunden Menschenverstand zu finden hoffte. Aber bei diesem kam er nicht besser weg. Der Kavalier wagte es, ihn zu fragen, mit welchem Rechte er sich in Sachen mischte, die ihn nichts

angingen. Ja er vergaß sich sogar soweit, zu sagen, alle Fürsten oder Prinzen wären nur Tyrannen. Der Prinz befahl ihm, auf sein Zimmer zu gehen und ließ ihm dorthin sofort melden, daß er seines Dienstes enthoben sei und noch im Lauf des Tages das Schloß zu verlassen habe.

Knyphausen reiste ab und zwei Stunden darauf sah man Elliot ankommen; er stieg aus dem Wagen und begab sich sofort zum Adjutanten des Prinzen, Herrn von Kapphengst.

„Mein lieber Kapphengst, können Sie mir sagen, wo Knyphausen ist?"

„Nein, das kann ich nicht. Vor zwei Stunden hat er uns verlassen, nachdem der Prinz ihn in aller Form fortgejagt hat."

„Aber welchen Weg hat er genommen?"

„Ich will auf der Post danach fragen lassen. — Indessen, Sie setzen mich in Erstaunen; ich glaubte, Sie wären ein Mann, der in unsere Zeit passe und sehe, daß Sie noch ganz von der alten Schule sind. Haben Sie denn gar keine Philosophie? Mein lieber Elliot, Sie waren es wert, eine Frau zu finden, die nur Ihr Glück wollte. Sie haben eine Unzurechnungsfähige geheiratet, und deshalb wollen Sie sich mit einem Geck die Kehle abschneiden? Mein lieber Freund, hängt denn unsere Ehre von Narren oder Schurken ab?"

„Sie würden recht haben, lieber Freund, wenn Knyphausen nur der Verführer meiner Frau wäre. Aber er hat auch diese Briefe verfaßt. Lesen Sie sie. Sie kennen ja seine Handschrift."

„O, das wußte ich nicht. Wenn er Ihnen in solchem

Ton schreibt und schreiben läßt, so tadle ich Sie durchaus nicht, daß Sie Rechenschaft haben wollen. Ich erbiete mich sogar, Ihr Zeuge zu sein, wenn Sie wollen."

Man erfuhr, daß Knyphausen nach Mecklenburg gereist sei, wo er jedenfalls den Nachforschungen zu entgehen hoffte. Elliot setzte ihm nach und kam gegen drei Uhr nachmittags in einem Städtchen an, wo nur ein einziges leidliches Wirtshaus war. Der Gesandte verlangte ein Zimmer; man antwortete ihm, er könne keins haben, da ein anderer Reisender das ganze Haus für sich belegt habe. Elliot dachte sofort, dieser vorsichtige Herr müsse Knyphausen sein, und er hatte sich nicht getäuscht.

Er nimmt seinen Degen in die eine Hand, einen guten Rohrstock in die andere, ein paar Pistolen unter den Arm und dringt in Knyphausens Zimmer ein. Er bringt seine Forderung vor und empfängt eine Weigerung. Seiner selbst nicht mehr mächtig, bearbeitet er dem Herrchen mit dem Rohrstock den Buckel, bis er endlich einwilligt, sich zu schlagen. Man geht auf die Straße, Knyphausen behauptet, es sei schon zu dunkel, man müsse die Partie auf den nächsten Tag verschieben. Elliot dagegen besteht darauf, es sei noch Licht genug. Knyphausen spricht absichtlich so laut, daß sich ein Kreis von Neugierigen um sie sammelt. Man errät, daß die Streitenden einen Zweikampf vorhaben, und als sie das Städtchen verlassen, folgt ihnen eine Menge von zwei- bis dreihundert Menschen. Vor einem solchen Publikum ist natürlich ein Duell nicht möglich, man muß also bis zum anderen Tag warten. In der Nacht aber macht sich der schöne Knyphausen aus dem Staube.

Elliot wußte nicht, wo er ihn suchen sollte, und entschloß sich, nach Berlin zurückzufahren, wo er natürlich jedem, der es hören wollte, die Vorgänge in Rheinsberg und in dem mecklenburgischen Städtchen erzählte. Der schöne Knyphausen kam ebenfalls in die Hauptstadt, wo er wenigstens ein Asyl zu finden hoffte. Aber er hatte einen Vetter, Herrn von Keith, einen philosophisch gebildeten und sehr ehrenwerten Mann; dieser suchte ihn auf und sagte zu ihm:

„Ich war dein Freund. Seitdem du dich so infam benommen hast, bin ich es natürlich nicht mehr. Aber du bist immer noch mein Vetter und ich kann es nicht dulden, daß auf einem Angehörigen meiner Familie ein derartiger Makel haftet. Du wirst dich mit Elliot schlagen oder ich schieße dich nieder — wähle!“

Knyphausen kannte den unbeugsamen Charakter seines Vetters und fand, daß es für ihn immerhin noch weniger gefährlich sei, sich im Duell zu schlagen. Keith trug für ihn Kartell, Zeit und Ort wurden verabredet und man reiste, mit guten Pistolen versehen, nach dem dicht an der Grenze liegenden sächsischen Städtchen Baruth, sechs Meilen von Berlin, ab. Es wurde eine Versöhnung vorgeschlagen; Elliot zog ein von ihm aufgesetztes Schriftstück aus der Tasche, nach dessen Wortlaut Knyphausen in den erniedrigensten Ausdrücken Abbitte leistete. Der schöne Herr schwor, er würde es niemals unterzeichnen.

Die beiden Kämpen wurden aufgestellt. Elliot überließ Knyphausen den ersten Schuß was dieser annahm. Sein Schuß fehlte. Man kam auf den Versöhnungsvor-

schlag zurück und Knyphausen verlangte nur die Abänderung einiger Ausdrücke. „Keinen Buchstaben dürfen Sie ändern!" antwortete Elliot. Die Plätze wurden wieder eingenommen; Elliot schoß und die Kugel fuhr infolge einer glücklichen Bewegung seines Gegners haarscharf an dessen Kopfe vorbei. Die Pistolen wurden wieder geladen, Knyphausen feuerte und traf Elliot leicht an der Hüfte, doch erwähnte dieser seine Verwundung nicht. Nun bekam die Furcht das Uebergewicht, der schöne Liebhaber schrieb und unterzeichnete alles, was man von ihm verlangte, und Elliot reiste unmittelbar darauf nach Berlin, um die Scheidung von seiner Frau einzuleiten. Zwei Tage darauf fuhr er nach Kopenhagen ab.

Als die Scheidung ausgesprochen war, heiratete der schöne Herr die schöne Dame und zog sich mit ihr auf ein ihr gehörendes Landgut zurück, da niemand weder mit ihm noch mit ihr etwas zu thun haben wollte. Sie waren nicht glücklich; bald plagte sie die Langeweile, sie machten sich gegenseitig Vorwürfe und es soll sogar zu Thätlichkeiten gekommen sein. Ein paar Jahre nach ihrer Verheiratung starben sie alle beide; niemand weinte ihnen eine Thräne nach.

Der englische Arzt Belitz, den ich im Verlaufe dieser Geschichte erwähnte, war ein Scharlatan, aber ein Original und ein geistvoller Mann. Er hatte sich in Berlin niedergelassen, um dort die Schutzimpfung einzuführen, womit er allerdings etwas zu spät kam, da die ansässigen Aerzte schon lange vor seiner Ankunft impften. Doch gelang es ihm, einen gewissen Ruf zu erlangen, wozu nicht wenig

eine schlagende Antwort beitrug, die er dem König gegeben hatte. Friedrich hatte ihn zu sich kommen lassen und fragte ihn spöttisch, wieviel Leute er schon umgebracht hätte.

„Weniger als Sie, Sire!" antwortete der Doktor mit seinem englischen Accent.

Der König lächelte, sprach von der Blatternbehandlung und entließ den Arzt in huldvoller Weise.

An Elliots Stelle kam nach Berlin Herr Harris*), der später als Lord Malmesbury Gesandter in Holland war. Mit dem Gesandtenposten beim preußischen Hof begann er seine politische Laufbahn; er war in seinem Wesen still und verschlossen, vielleicht weil er fühlte, daß bei seiner großen Jugend — er war bei Antritt seines Amtes erst fünfundzwanzig Jahre alt — Zurückhaltung für ihn eine Notwendigkeit war. Er machte daher sehr wenig von sich reden, und ich erwähne ihn hauptsächlich nur wegen seiner Geliebten, Fräulein Quinson. Ein gemeines Subjekt, der Schauspieler Saint-Huberty, brachte aus Frankreich vier junge Mädchen nach Berlin, um sie gegen klingende Münze an den Mann zu bringen. Eine nahm ihm der bayrische Gesandte ab, die zweite bekam ein Gendarmenoffizier, Herr von der Goltz, Bruder des preußischen Gesandten in Paris, die dritte, Fräulein Quinson, erstand Harris, die vierte und häßlichste, aber auch talentvollste, heiratete Saint-Huberty

*) Hier hat Thiébaults Gedächtnis sich geirrt; Harris war nicht Elliots Nachfolger, sondern sein Vorgänger; er kam 1771 nach Mitchells Tode nach Berlin und blieb dort bis 1776.

selbst. Harris richtete dem Fräulein Quinson eine sehr hübsche Wohnung ein, in der sie nur die Personen empfing, deren Verkehr er gestattete. Sie führte sich so tadellos auf, daß er bei seinem Abschied von Berlin ihr die Wahl ließ, entweder ein Jahrgeld von ihm anzunehmen, oder in einem Kloster am Rhein, wo ihre Tugend natürlich vor allen Anfechtungen sicher war, seine Rückkehr nach dem Festland abzuwarten. Die Schöne wählte das letztere, und es ist anzunehmen, daß das Pärchen sich in Holland wieder zusammengefunden hat.

Als ich am 15. April 1765 in die Berliner Akademie aufgenommen wurde, trat nach Beendigung meiner Rede und der Antwort des Herrn Formey ein Herr von etwa vierzig Jahren, von mittlerem Wuchs und ziemlich beleibt, übrigens sehr einfach gekleidet und ohne Ordensschmuck, auf mich zu. Er sagte mir, er hätte meine Rede mit großem Vergnügen gehört, und lud mich für den nächsten Tag zum Diner ein, ohne mir seinen Namen zu nennen. Doch fügte er hinzu, wenn ich bei meinem Kollegen Formey vorsprechen wollte, so würde dieser mir den Weg zu ihm zeigen. Ich nahm die Einladung an, war aber in einiger Verlegenheit, wie es wohl natürlich ist, wenn man von einem Unbekannten eine Freundlichkeit erfährt. Ich hörte von Formey, mein Gastgeber wäre der russische Gesandte Fürst Dolgoruki. Am anderen Tage trat nach Aufhebung der Tafel der Fürst zu mir heran und bat mich, so oft ich Zeit und Lust hätte ihn zu besuchen, mich als eingeladen zu betrachten. Seit diesem Tage bezeigte er mir stets die gleiche,

unabänderliche Freundschaft. Zu seinen großen Diners ließ er mich oft in aller Form einladen; wenn ich aber eine oder zwei Wochen lang mich in seinem Hause nicht hatte sehen lassen, sprach er persönlich bei mir vor, um, wie er sagte, zu sehen, ob ich etwas gegen ihn auf dem Herzen hätte.

Der Fürst war von ganzem Herzen ein guter Mensch, ohne dabei in den Fehler der Schwachheit zu verfallen; er war gerecht und ohne Falsch, wie alle Männer seines Ranges es sein sollten, einfach in seinem Wesen, aber seine Einfachheit beruhte auf der inneren Sicherheit, die das Bewußtsein seines Wertes ihm verlieh. Er war mit einem Wort ein Philosoph, weniger in seiner Sprechweise, als in seinem Denken.*)

Er erzählte mir einst eine ziemlich merkwürdige Anekdote.

„Ein mir sehr gut bekannter Familienvater hatte sechs Söhne; als der jüngste gerade in das Alter kam, daß seine

*) Friedrich hielt auf den Fürsten sehr viel und sein Abgang nach zweiundzwanzigjährigem Wirken war dem König sehr schmerzlich; beide waren alt. Als Dolgoruki, der seinen Nachfolger vorgestellt hatte, mit diesem und dem Grafen Finckenstein sich beurlaubte, stand der König von seinem Stuhle auf, faßte den Fürsten bei der Hand und entließ ihn mit folgenden Worten: „Mein lieber Fürst, es thut mir recht leid, daß Ihre Kaiserin Sie zurückruft, so wie es mich schmerzt, daß wir uns trennen sollen. Leben Sie wohl, mein teuerster Fürst, grüßen Sie Ihre Monarchin und versichern Sie sie meiner ganzen Wertschätzung. Und was Sie selbst, lieber Fürst, betrifft, so halten Sie sich überzeugt, daß ich, so lange ich lebe, Sie in meinem Herzen lieb behalte und daß Ihr Andenken mir unvergeßlich bleiben wird." Der alte Fürst weinte und konnte nur eine stumme Verbeugung machen.

Erziehung beginnen sollte, erschien der ‚Emile‘ von J. J. Rousseau. Der Vater glaubte nichts Besseres thun zu können, als die Vorschriften des Genfer Philosophen genau zu befolgen. Als aber die Erziehung beendet war, schrieb er voll Verzweiflung an den berühmten Schriftsteller, bei genauer Innehaltung seiner Methode habe er aus dem jüngsten Sohne ein wahres Ungeheuer gemacht. Rousseau antwortete ihm: als er sein Buch veröffentlichte, habe er wohl gehofft, daß man es lesen würde, aber niemals habe er gedacht, ein Vater könne so gedankenlos sein, sich danach zu richten."

Mein Kollege Wegelin, dem ich diese Geschichte erzählte, sagte, Rousseau habe ganz recht gehabt. Indem er über die Erziehung der Jugend schrieb, konnte der Philosoph nur den Menschen im allgemeinen im Auge haben, nicht aber den Angehörigen dieses oder jenes Landes, den Unterthanen dieses oder jenes Herrschers, den Bekenner dieser oder jener Religion. Er konnte also nur allgemeine Grundsätze aufstellen, die bei ihrer Anwendung selbstverständlich den besonderen Verhältnissen angepaßt werden mußten. Wer darin eine vollständige Erziehungsmethode sehen wollte, die man nur so ohne weiteres dem Buchstaben nach befolgen könnte, der sollte Rousseau überhaupt nicht lesen, weil er ihn doch niemals verstehen würde.

Es kam fast kein Russe durch Berlin und ging fast kein Fremder nach Rußland oder kam von dort zurück, den ich nicht in Dolgorukis Hause kennen lernte; ich erwarb mir dadurch so ausgebreitete Kenntnisse des Landes und

seiner Verhältnisse, daß man oft von mir geglaubt hat, ich müsse in dem Zarenreich gereist haben. Ein russischer Edelmann brachte ein sehr sonderbares Manuskript mit, das er in Berlin zum Druck geben sollte. Es sollte in einer Auflage von nur fünfzig Exemplaren abgezogen werden und zwar in der Form eines Uhrgehänges. Da die Herstellung unter der größten Verschwiegenheit vor sich gehen mußte, so wandte der Russe sich an mich mit der Bitte, sie ihm zu vermitteln. Ich that es und besorgte die Drucklegung mit aller Vorsicht. Ein paar Tage darauf überreichte ich meinem vornehmen Auftraggeber die fünfzig Exemplare, nachdem ich mich vergewissert hatte, daß über diese Auflage hinaus nur ein einziger Abzug gemacht war, den ich für mich behielt, wie ich mir vorher ausbedungen hatte. Leider übergab ich dieses meiner Frau, die es an ihre Uhr hängte und es einige Zeit darauf verlor, weil der Ring, an dem es befestigt war, sich abgenutzt hatte. Dieser unersetzliche Verlust hat mir stets sehr leid gethan, teils wegen der Persönlichkeit des Verfassers, der vom allerhöchsten Range war, teils wegen des Inhalts dieses Werkchens. Dieses hatte den Titel ‚Geschichte der römischen Kaiser‘ und bestand fast nur aus einem einzigen Satz: „Der ermordete den und wurde selbst wieder von dem ermordet.“ Diese Liste von Mordthaten, die alle zu demselben Zweck begangen waren, nämlich um auf den Kaiserthron zu gelangen, bildete in ihrer ununterbrochenen und eintönigen Aufzählung des gleichen Verbrechens das erstaunlichste, kühnste und zugleich kürzeste Buch, das man sich denken konnte.

Eines Nachmittags ging ich zu einer Bücherversteigerung und traf dort Herrn de la Gr.**, der dicht vor dem Tische saß, auf welchem die zum Verkauf gestellten Bücher ausgelegt waren. Er nahm ein Heftchen von ungefähr fünfzig Seiten mit unscheinbarem blauem Umschlag in die Hand, blätterte darin und zeigte mir eine Stelle, die wir zusammen lasen. Es wurde darin erzählt, wie Peter der Große nach der Niederwerfung des Strelitzenaufstandes bei der Exekution der Schuldigen zur Abkürzung des Verfahrens sich selbst bei ihrer Enthauptung beteiligte. Er hatte einen Block vor sich und beförderte mit seinem Richtbeil eine hübsche Anzahl Rebellen in das Jenseits. Der Zudrang der Verurteilten zu dem kaiserlichen Richtblock war sehr groß. Jeder wollte der erste sein, von dem Stellvertreter Christi enthauptet zu werden, weil man sicher war, durch diese Prozedur geradenweges zum Himmel zu fahren. Ein sehr großer und sehr schöner Mann trieb seinen Eifer soweit, daß er sein Haupt auf den Block legte, der schon von dem Kopf eines anderen Strelitzen besetzt war, damit der Zar mit einem einzigen Streich die beiden Köpfe abschlagen könnte. Dieses Uebermaß von Dienstbeflissenheit rührte den kaiserlichen Henker und er schenkte dem Strelitzen das Leben. Der Soldat hieß Orlow und war der Großvater jener Orlows, durch die Peters Abkömmling und Nachfolger Peter der Dritte das Leben verlor.

„Was würde wohl Peter der Große gesagt haben," bemerkte der Verfasser, „wenn er gewußt hätte, daß er mit diesem Gnadenakt gegen einen gemeinen Soldaten seinem eigenen Nachkommen das Todesurteil schrieb!"

Wir konnten nicht weiterlesen, weil man das Büchlein zum Verkauf ausbot. Das Heft, das einen Wert von einem Groschen hatte, erzielte einen Preis von einem Dukaten, und es wäre noch weit höher getrieben worden, wenn man gewußt hätte, daß der russische Gesandte es kaufen ließ und daß dieser Befehl hatte, die im Publikum befindlichen Exemplare um jeden Preis aufzukaufen.

Da ich gerade von Büchern spreche, so will ich ein paar Worte über die Bibliothek der Kaiserin Katharina der Zweiten sagen. Ihre Einrichtung war so, daß sie das Entzücken jedes Bücherliebhabers bilden mußte. Wollte man irgend ein Buch herunternehmen, so brauchte man nur auf einen Knopf zu drücken, der dieselbe Nummer trug, wie das Brett, auf dem das Werk stand. Sofort wurde das Brett nach vorne geschoben und senkte sich hierauf selbstthätig zu bequemer Reichhöhe herunter. Um es wieder auf seinen Platz zu befördern, brauchte man ebenfalls nur auf denselben Knopf zu drücken. Die Vorrichtung, wodurch dieses bewirkt wurde, war in dem Holz des Gestells verborgen.

Ueber den Tod Peters des Dritten sind viele verschiedene Berichte in Umlauf gesetzt worden. Den nachfolgenden verdanke ich einem jungen Russen, der als besonderer Günstling des Ministers des Auswärtigen von diesem die Erlaubnis erhalten hatte, die Originalakten einzusehen. Danach hatte sich das furchtbare Ereignis in folgender Weise zugetragen:

Kaiser Peter III. hatte beschlossen, seine Gemahlin in ein Kloster in Moskau einzusperren. Man erfuhr dies

durch die Fürstin Daschkoff, der das Geheimnis durch ihre Schwester, Fräulein von Woronzoff, verraten war. Man hatte es also aus erster Hand, denn die Woronzoff war Peters Geliebte. Es wurde ein Rat abgehalten, an welchem die Daschkoff, Gregor Orlow, der spätere Fürst und einige andere zuverlässige Personen teilnahmen, wie Alexis Orlow ‚mit der Schramme‘, Graf Panin und Fürst Repnin. Man beschloß, die Garderegimenter für sich zu gewinnen, während Peter auf einem Landhaus dicht bei Petersburg weilte. Dieser Plan gelang dank der Geschicklichkeit der dazu verwandten Verschwörer und kostete für jeden Soldaten nur einen Rubel zu Branntwein.

Peter III. wurde von dem Ereignis in Kenntnis gesetzt und fragte den berühmten, alten Feldmarschall von Münnich, der zu seinem Gefolge gehörte, um Rat.

„Es giebt nur ein Mittel,“ sagte der Marschall. „Sie müssen sich an die Spitze Ihres holsteinischen Regimentes setzen, mit diesem nach Petersburg marschieren und sich selbst Ihrer russischen Garde zeigen, ehe Ihre Feinde noch feste Entschlüsse gefaßt haben.“

Peter konnte hierzu den Mut nicht finden, und Münnich verließ ihn, weil er ihm doch nicht von Nutzen sein könnte. Ganz auf sich selbst angewiesen und angetrieben von den Wehklagen seiner Geliebten, begann der Zar mit den Verschworenen zu unterhandeln. Da dies nicht zum Ziel führte, beschloß er, nach Deutschland zu fliehen. Er kam nach Kronstadt, aber er hatte schon zu viel Zeit verloren. Der Gouverneur schloß ihm das Thor vor der Nase zu und drohte, er würde auf ihn und seine Leute

Feuer geben lassen, wenn er sich nicht sofort zurückzöge. Er begab sich also wieder nach seinem Landhaus und erbot sich, er wolle feierlich abdanken und der Krone zu Gunsten seines Sohnes Paul entsagen, für den Katharina die Vormundschaft und Regentschaft übernehmen sollte. Er selbst wollte sich nach Holstein zurückziehen und sich verpflichten, sein Herzogtum niemals zu verlassen.

Dieser Vorschlag gefiel anfangs Katharinen sehr und sie wollte ihn annehmen, aber die Orlows und die anderen Helfer beim Staatsstreich widersetzten sich mit aller Kraft. Sie sagten:

„Sie werden allerdings ohne Widerstand und ohne Blutvergießen Herrscherin. Aber was wird Ihnen die Zukunft bringen? Peter reist ab und geht nach Holstein. Er selbst wird nicht die Macht haben, die verlorene Kaiserkrone mit Gewalt zurückzuerobern, selbst wenn er daran denken sollte. Aber die sämtlichen europäischen Kabinette werden sich um ihn herum bemühen. Denn sie werden sich natürlich alle sagen: Der Hof, dem eine Aussöhnung des Zarenpaares gelingt, wird in St. Petersburg einen unbegrenzten Einfluß haben. Der betreffende Souverän müßte als unser erster Verbündeter gelten, weil der Zar ihm dankbar sein müßte und Sie aus Schicklichkeitsgründen keinen Einspruch dagegen erheben könnten. Sämtliche europäische Mächte würden also auf diese Aussöhnung hinarbeiten, und könnten Sie auf die Dauer diesen vereinten Anstrengungen widerstehen? Das ist ganz undenkbar. Sie würden also früher oder später nachgeben und wir, Ihre treuen Diener, würden den Preis der Aussöhnung bezahlen, sie würde

mit unserem Blut besiegelt werden. Erniedrigung, Ungnade, Aechtung, Schafott oder Gift — das wäre der Lohn für unseren Eifer. Bei solchen Unternehmungen darf man nicht auf halbem Wege stehen bleiben; wer den ersten Schritt gethan hat, muß bis zu Ende gehen."

Katharina konnte auf so triftige Gründe nichts erwidern. Sie brach in Thränen aus, und ihre Verbündeten gingen ans Werk, ohne sich weiter um ihre Einwilligung zu bekümmern. Sie mußte schweigen; aber hierauf beschränkte sich auch ihr ganzer Anteil an der Ermordung Peters des Dritten.

Die drei stärksten Männer von Petersburg: Orlow ‚mit der Schramme', der Major Fürst Baratinsky (oder nach anderen Berichten dessen Bruder) und ein Grenadier begaben sich zum Zaren. Sie ließen sich als Ueberbringer der Antwort Katharinas melden. Die beiden erstgenannten traten, unter dem Vorwande, daß ihre Botschaft von keinem Menschen gehört werden dürfte, mit Peter an ein Fenster; der Grenadier, den sie an der Thür gelassen hatten, wie wenn er indiskrete Neugierige fern halten sollte, schlich sich geräuschlos hinter den Kaiser. Als er nahe genug war, packten Orlow und der Major plötzlich den Zaren, jeder bei einem Arm; der Grenadier warf ihm sein Säbelgehenk um den Hals und verursachte dadurch die ‚Hämorrhoidalkolik', woran Peter ‚eines natürlichen Todes' starb*). Der Zar

*) Ueber die Ermordungsszene sind verschiedene Lesarten im Umlauf. Wahrscheinlich ist die von Thiébault mitgeteilte nicht ganz richtig, sondern der Vorfall spielte sich in folgender Weise ab: Am 17. Juli 1762 wurde dem Zaren auf dem Landhause Rop-

wehrte sich heftiger, als man vermutet hatte, aber er vermochte gegen die Stärke seiner drei Mörder nichts auszurichten.

Fürst Orlow war nicht ganz so stark wie sein Bruder, der Mörder, er muß aber ebenfalls über eine gewaltige Körperkraft verfügt haben, wie man aus folgendem schließen kann: Er war Kapitän einer Kompagnie und führte diese zur Ablegung des Huldigungseides zu Katharina. Ein Offizier erklärte aber, er habe dem Zaren geschworen und könne daher nicht einem anderen den Eid leisten. Orlow packte den kräftig gebauten Mann an der Brust und schleuderte ihn aus den Reihen der Soldaten heraus, so daß er in ziemlich bedeutender Entfernung niederfiel. Hierauf wandte er sich zu der Mannschaft, kommandierte gebieterisch: ‚Marsch!‘, und ein jeder gehorchte dem Befehl.

---

scha die letzte Mahlzeit vorgesetzt, eine wahre Henkersmahlzeit, denn es war beschlossen, daß er nicht lebend vom Tisch aufstehen solle. Man hatte eine Flasche mit vergiftetem Burgunder für ihn bereitet, da aber das Gift nicht schnell genug wirkte, so beschleunigte man den ‚natürlichen Tod‘ ein wenig durch Zuziehung einer aus einer Serviette gedrehten Schlinge. Verschwörungen anzuspinnen und durchzuführen, gehörte übrigens damals zur russischen ‚Bildung‘. „Zu jener Zeit — hat ein kundiger Russe gesagt (Fürst Dolgoruki) — machte in Rußland ein Mann, der sein Glück gründen wollte, ein Komplott zum Zweck eines Monarchen- oder Dynastiewechsels, wie man heute eine industrielle Unternehmung macht: man wurde Verschwörer, Kaisermörder, wie man heute Gründer einer Aktiengesellschaft wird.“ Man machte, man schwindelte in Palastrevolutionen und Zarenmord. Am Tage nach der Ermordung Peters des Dritten begegnete Graf Simon Woronzoff einem der Mörder, dem Fürsten Feodor Baratinsky. „Wie haben Sie so etwas thun können?“ fragte der Graf. Worauf der Fürst achselzuckend: „Was wollen Sie, mein Lieber, ich hatte zu viele Schulden.“

Friedrich der Große als Regent.



Rechtspflege und Zivilverwaltung.

Todesurteile. — Der Rechtsgang. — Das wunderthätige Bild der Muttergottes. — Der Feind des Königs. — Der Garten des alten Doktors. — Der Prozeß des Müllers Arnold. — Bemerkungen des Königs über die Ausbildung der linken Hand. — Geschäftskniffe. — Die Armeelieferanten. — Wunderbare Selbstbeherrschung Friedrichs. — Die Minister von Zedlitz und von Münchhausen.

Die Regententhätigkeit Friedrichs würde mir Stoff zu einem sehr umfangreichen Werke geben, wenn ich auf alle Einzelheiten eingehen wollte; der große König war wohl der arbeitsamste Monarch, den die Geschichte kennt, jedenfalls beobachtete niemals ein Fürst größere Ordnung in seiner Arbeit. Man muß wirklich erstaunen, wenn man sich die Leistungen vergegenwärtigt, die Friedrich während seiner sechsundvierzigjährigen Regierung vollbracht hat. Keinen einzigen der zahlreichen Zweige der Regierung vernachlässigte er; ja es hatte den Anschein, als ob er jedem einzelnen seine ganze Thatkraft widmete, und so leistete er eine Arbeit, die das ganze Leben mehrerer anderer fleißiger Männer würde in Anspruch genommen haben.

In der Zivilverwaltung seiner Länder war der König im allgemeinen sehr duldsam und nachsichtig. Unerbittlich strenge war er nur in allem, was diplomatische Geheim-

nisse betraf, in der Handhabung der Finanzwirtschaft und in der Aufrechterhaltung der militärischen Disziplin, die ich im folgenden Kapitel besonders behandle.

Aber abgesehen von diesen Ausnahmen, kann man es als Grundsatz des Königs hinstellen, daß er Verzeihung gewährte, wenn nur irgend das öffentliche Interesse es gestattete. Wenn er Schuldige nicht gänzlich begnadigen durfte, so suchte er wenigstens ihre Strafe nach Möglichkeit zu mildern. Ich habe zwanzig Jahre in der Hauptstadt gelebt und kann mich nicht erinnern, daß während der ganzen Zeit andere Hinrichtungen stattgefunden haben, als von Soldaten, die des Mordes überführt waren. Wenn man aber den Schluß ziehen sollte, daß durch diese milde Handhabung der Gesetze die Verbrechen sich vermehrt hätten und die öffentliche Sicherheit gefährdet worden wäre, so würde man sich sehr irren. Friedrichs fester Geist, seine wohlbekannte Wachsamkeit, die er ebenfalls von allen Beamten verlangte, übten große Wirkung. Zudem gingen die Schuldigen bei aller Nachsicht doch nicht straflos aus; die Gesetze waren im Gegenteil streng und Verbrecher durften durchaus nicht in jedem Fall auf die Gnade des Königs rechnen. Man fühlt sich unwillkürlich an den Senat von Venedig erinnert; dieser war zu allen Zeiten sehr gefürchtet und hielt darauf, daß dieses Gefühl im Volk mächtig blieb; gerade aus diesem Grunde aber hatte er während eines vollen Jahrhunderts nur einen einzigen Menschen mit dem Tode zu strafen gebraucht.

Natürlich war Friedrich nicht unfehlbar; er war ein Mensch, wenn auch der größten einer, die je gelebt haben,

und ganz vollkommene Menschen giebt es nicht. Friedrich that alles, was er konnte, um zur Wahrheit zu gelangen, — aber er erreichte dieses nicht immer. Um einen guten Zweck zu erreichen, wählte er zuweilen schlechte Mittel; um begabte und fleißige Bürger anzuspornen, begünstigte er mehrere große Heuchler; um Gerechtigkeit walten zu lassen, war er selbst mehr als einmal ungerecht. Trotzdem bleibt es wahr, daß vor allem durch seine Verwaltung und durch die Rechtspflege Preußen sich zu einer Wohlfahrt aufgeschwungen hat, über die ganz Europa staunt.

Der Rechtsgang besteht aus drei Instanzen, doch giebt es für mehrere Verwaltungszweige besondere Einrichtungen*), auch haben die Refugiés ihren eigenen französischen Gerichtshof. Redekünste sind vor den preußischen Gerichten nicht angebracht, die Advokaten finden daher keine Gelegenheit, durch Beredsamkeit zu glänzen, oder vielmehr eigentlich giebt es überhaupt keine Advokaten, was wir Franzosen darunter verstehen. Der Rechtsfall muß in einfacher Weise dargestellt werden; hierauf beraten die Richter nach Einsehung der Akten und fällen ihren Spruch. Die Berichterstatter oder Referendare sind junge Leute, die sich auf das Richteramt vorbereiten; sie müssen in ihrer untergeordneten Stellung mehrere Jahre lang gearbeitet haben, ehe sie befördert werden können.

Trotz dieser Einfachheit des Verfahrens und trotz allen Maßregeln, wodurch Friedrich und seine Justizminister die Rechtsprechung gegen Willkür zu schützen gedachten, ist das

*) Es ist hierbei zu beachten, daß damals Verwaltung und Justiz noch nicht getrennt waren, wie jetzt.

Gerichtswesen in Preußen doch nicht weniger schikanös, als im übrigen Europa. Ich persönlich bin von üblen Erfahrungen verschont geblieben, aber ich war auch ein Mann, dem der König und die königliche Familie vielfache Beweise des Wohlwollens zu teil werden ließen. Ein einzigesmal wagte man, mich zu belästigen; ich sollte einen Teil der aus dem Verfahren gegen einen Bankerottierer entstandenen Gerichtskosten bezahlen; der Mann war mir allerdings eine Summe Geldes schuldig gewesen, aber ich hatte meine Forderung nicht einmal angemeldet. Da ich diese Kosten nicht bezahlte, erschien nach Ablauf eines Jahres ein Gerichtsbote bei mir, um den Betrag nebst einer Geldbuße abzufordern; ich verweigerte indessen die Bezahlung. Wieder ein Jahr später kam derselbe Bote, und forderte den inzwischen um eine neue Buße erhöhten Betrag. Nun wurde ich zornig und erklärte ihm, wenn er noch einmal mich zu belästigen wagte, so würde ihm seine Frechheit teuer zu stehen kommen. Hierdurch erhielt ich endlich Ruhe, der Mann ließ sich niemals wieder sehen.

Bekanntlich geht in Preußen die Gesetzgebung lediglich vom König aus, trotzdem hat Friedrich niemals eine neue Verordnung eingeführt, ohne sie mit seinen Ministern und mit rechtskundigen Männern reiflich erwogen zu haben. Gewiß geschah dies nicht deshalb, weil der König die von ihm selbst empfundene Verantwortlichkeit auf seine Staatsdiener abwälzen wollte, sondern diese Vorsicht wurde ihm durch seine Weisheit, seine Bedachtsamkeit und durch den Wunsch eingegeben, seinen Völkern wirklich zu nützen.

Ueber Friedrichs Handhabung der Gerechtigkeit werden

mehrere denkwürdige Geschichten erzählt. In einer schlesischen Garnisonstadt war eine berühmte Kapelle mit einem wunderthätigen Bildnis der heiligen Jungfrau, das mit vielen Weihgeschenken dankbarer Frommer behängt war, unter anderem auch mit juwelenbesetzten Kostbarkeiten. Ein katholischer Soldat verbrachte alle seine dienstfreien Stunden, manchmal sogar ganze Tage, betend in dieser Kapelle, und wurde durch seinen frommen Eifer ein erbauliches Beispiel für die ganze Gemeinde. Man gewöhnte sich daran, ihn fortwährend in der Kapelle zu sehen und dachte nicht daran, seine Bewegungen zu überwachen. Der Soldat war oftmals ganz allein in der Kirche, machte sich das ihm geschenkte Vertrauen zu nutze und stahl die kostbarsten Stücke von dem Schmuck der Muttergottes. Der Diebstahl wurde bald entdeckt und nun fiel der Verdacht natürlich in erster Linie auf den glaubenseifrigen Kriegsmann. Man durchsuchte seine Sachen und fand wirklich einen von den Edelsteinen, die der Heiligen gehört hatten. Der falsche Gläubige wurde angeklagt und als Dieb und Kirchenschänder schuldig befunden, obwohl er behauptete, die gute Muttergottes wäre von seiner frommen Inbrunst gerührt worden und hätte ihm den Diamanten zum Geschenk gemacht. Das Urteil wurde dem König zur Bestätigung eingesandt, dieser ließ aber, ehe er es unterzeichnete, die berühmtesten katholischen Gottesgelehrten der Provinz Schlesien zusammenkommen und legte ihnen die Frage vor: Ist es nach der Lehre der katholischen Kirche möglich, daß die heilige Jungfrau ein derartiges Wunder wirkt und ein ihrem Bilde gewidmetes Kleinod einem Gläubigen schenkt, der sie darum bittet?

Die Theologen konnten nicht umhin, die Frage im allgemeinen bejahend zu beantworten, so unwahrscheinlich auch in dem vorliegenden Fall die Behauptung des Soldaten war, und obgleich ein solches Geschenk sich ja sehr wenig mit dem Geist der Kirche verträgt. Hierauf hob Friedrich das Urteil auf, fügte aber hinzu: wenn er auch der heiligen Jungfrau nicht verbieten könnte, über ihr Eigentum zu verfügen, so verböte er in Zukunft seinen Soldaten bei Todesstrafe, Geschenke von ihr anzunehmen.

Bei dem Bericht, der alljährlich über den Stand der Verwaltung abgelegt wurde, brachte einer der Staatsminister zur Sprache, daß in Berlin ein Mann sich in unerhört kühnen Reden über die Person des Königs erginge, und zwar in öffentlichen Gesellschaften, sodaß die Sache sich zu einem unerträglichen Skandal entwickelt hätte.

„Was sagte er denn?" fragte Friedrich.

„Majestät, er sagt Dinge, die man vor den Ohren des Königs nicht wiederholen kann."

„Ich muß aber doch wissen, was er sagt, damit ich meine Anordnungen danach treffen kann. Sprechen Sie nur ruhig!"

„Sire, er spricht von Ihnen nur in Ausdrücken, wie ‚Tyrann', ‚Despot' und dergleichen. Es beseelt ihn offenbar ein ingrimmiger Haß."

„Und was ist das für ein Mann?"

„Er heißt . . ."

„Ich frage Sie nicht nach seinem Namen," fiel der König schnell ein, „daran liegt mir gar nichts; ich möchte nur wissen, was er ist?"

„Es ist ein Berliner Bürger.“

„Sein Stand interessiert mich ebensowenig. Ich wünsche nur zu erfahren, über welche Mittel und Hilfsquellen er verfügt. Kann er zweimalhunderttausend Mann auf die Beine bringen?“

„O nein, Sire, es ist ein Privatmann, der von einigen tausend Thalern Rente lebt und sonst kein Vermögen hat.“

„O, das giebt mir meine Ruhe wieder. Sie begreifen, wenn dieser Mensch, der mich augenscheinlich nicht liebt, Heere gegen mich ins Feld stellen könnte, so müßte ich natürlich Maßregeln ergreifen. Da er aber so gänzlich machtlos ist, so kann ich ihn ruhig weiter schimpfen lassen.“

Weltbekannt ist die Geschichte vom Müller von Sanssouci mit dem felsenfesten Vertrauen auf das Berliner Kammergericht. Der Mann behielt seine Mühle, die der König ihm gerne abgekauft hätte, weil sie ihm bei der Anlage seiner Gärten im Wege war. Eine ähnliche Geschichte ereignete sich während meines Aufenthalts. Der König wollte gegenüber dem Schloß, am Spreeufer, auf dem Grundstück des ehemaligen Sydowschen Hauses, das Gebäude der Militärakademie aufführen lassen und wünschte, um ein regelmäßiges Viereck zu erhalten, auch das anstoßende einem alten Arzt gehörige Häuschen zu erwerben; aber der Doktor erklärte, er wolle in dem Hause seiner Väter leben und sterben, obwohl Friedrich in seinen Angeboten bis zum Vierfachen des Wertes ging. Was den Arzt so hartnäckig machte, war sein Garten, der zwar klein war, aber ausgezeichnete Obstbäume enthielt und eine sehr schöne Aussicht auf den großen Sydowschen Garten bot. Aber dieser

Sydowsche Garten wurde von einem dreistöckigen Hause überbaut, das Gärtchen des Doktors verlor Licht und Luft, die Aussicht war dahin und die Obstbäume starben ab. Der Arzt verlor die Lust daran und ließ dem König sein Haus anbieten; aber Friedrich antwortete, er habe sich beholfen und wolle das Haus jetzt nicht mehr haben.

„Er weiß seine heilige Schrift auswendig,“ sagte Kollege Toussaint zu mir, „und will nicht die Skandalgeschichte von Naboths Weinberg erneuern.“

Ich habe noch eine andere Müllergeschichte mitzuteilen, die noch viel mehr Aufsehen machte, als die Antwort des Müllers von Sanssouci, und nicht nur Preußen, sondern ganz Europa in Aufregung brachte.

Ein Müller, Namens Arnold*), in der Neumark, den der König vom siebenjährigen Kriege her, wo er ihm als Wegweiser gedient, persönlich kannte und auch nach jener Zeit einigemale wieder gesehen hatte, wandte sich an den König mit der Klage, daß ein Herr von Gersdorff sein Mühlwasser durch einen gezogenen Graben abgeleitet und dadurch ihn außer stand gesetzt habe, zu mahlen, daß aber trotzdem sein Gutsherr, Graf von Schmettau, von dem er die Mühle in Erbpacht habe, den Pachtzins verlange. Da er diesen nicht bezahlen könne, sei durch ein Urteil der neu-

*) Da Thiébaults Darstellung des berühmten Falles viele Unrichtigkeiten und Unklarheiten enthält, so habe ich es für angebracht gehalten, sie nach anderen Quellen, besonders nach der Darstellung in ‚Chr. W. von Dohms Denkwürdigkeiten‘ zu geben. Um nicht eine sehr lange Anmerkung machen zu müssen, habe ich ausnahmsweise diese Darstellung in den Thiébaultschen Text aufgenommen.

märkischen Regierung zu Küstrin ihm die Mühle abgenommen und verkauft und er mit seiner Familie hierdurch gänzlich ruiniert worden. Indessen habe das Kammergericht zu Berlin, an welches er appelliert, jenes Urteil bestätigt. Dem König schien dieses Verfahren ungerecht und die Berichte, welche er deshalb erforderte, brachten ihn von seiner einmal gefaßten Meinung nicht zurück. Um jedoch mit Vorsicht zu handeln, ließ er durch einen Offizier, den er für ganz unparteiisch hielt, den Obersten von Neuking, die Umstände an Ort und Stelle untersuchen. Der Oberst übertrug aber die Sache seinem Auditeur und ließ durch diesen den Bericht an den König aufsetzen. Dieser letztere war ehemals als Advokat von der Regierung in Küstrin wegen schlechten Benehmens kassiert worden und hatte, um sich zu rächen, die Sache in ein gehässiges Licht gestellt. Der Bericht bestätigte die Klage des Müllers, daß ihm das Wasser abgeleitet sei, und er dennoch von der Mühle, die er nicht mehr nutzen könne, den Pachtzins habe zahlen sollen. Nun glaubte der König nicht mehr daran zweifeln zu können, daß die Gerichtshöfe aus irgend einem schlechten Grunde sich hätten bewegen lassen, einen Edelmann gegen einen Bauer zu begünstigen und letzteren unglücklich zu machen, und daß sie jetzt ihr ungerechtes Urteil und vermeinte unabhängige richterliche Würde auch gegen ihn behaupten wollten. Er berief den Großkanzler von Fürst nebst den Räten des Kammergerichts, welche mit dieser Sache zu thun gehabt, zu sich, hielt letzteren in heftigem Zorn ihr ungerechtes Verfahren und die in die Augen fallende Ungereimtheit des von ihnen bestätigten Küstriner

Erkenntnisses vor. Dem Großkanzler von Fürst machte er in den härtesten Ausdrücken Vorwürfe über die schlechte Justizverwaltung, die unter seinen Augen vorgehe, und entließ ihn mit der Erklärung, daß er seiner Dienste nicht mehr bedürfe. Die Kammergerichtsräte aber wurden sofort in das Stadtgefängnis gebracht, um dort weitere Verfügung abzuwarten. Ueber alles dieses diktierte der König einem seiner Kabinettsräte ein Protokoll, welches er durch die Zeitungen allgemein bekannt machen ließ*).

---

*) Ich kann mir nicht versagen, von diesem schon durch die kräftige Sprache des Königs merkwürdigen Schriftstück wenigstens den Schluß mitzuteilen:

Des Königs Majestät wollen, daß jedermann, er sei vornehm oder geringe, reich oder arm, eine prompte Justiz administrieret und einem jeglichen Dero Unterthanen ohne Ansehen der Person und des Standes durchgehends ein unparteiisches Recht widerfahren soll. Seine Königl. Maj. werden daher in Ansehung der wider den Müller Arnold aus der Pommerziger Kreismühle in der Neumark abgesprochenen und hier approbierten höchst ungerechten Sentenz ein nachdrückliches Exempel statuieren, damit sämtliche Justizkollegia in allen Dero Provinzen sich darin spiegeln und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen. Denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler, ebensowohl ein Mensch ist, wie Seine Majestät sind, und dem alle Justiz widerfahren muß, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich: und bei solchen Gelegenheiten muß pur nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehen der Person. Darnach mögen sich die Justizkollegia in allen Provinzen nur zu richten haben! Und wo sie nicht mit der Justiz ohne alles Ansehen der Person und des Standes geradedurch gehen, sondern die natürliche Billigkeit beiseite setzen, so sollen sie es mit Sr. Kön. Maj. zu thun kriegen. Denn ein Justizkollegium, das Ungerechtigkeiten

Der König befahl nun dem Minister von Zedlitz, Chef des Kriminal-Departements, das Verfahren sowohl der ins Gefängnis verbrachten Kammergerichtsräte als der Küstrinschen Regierungsräte, welche er gleichfalls hatte arretieren und nach Berlin bringen lassen, aufs genaueste untersuchen und darüber erkennen zu lassen. Er äußerte dabei, wenn mit gehöriger Strenge verfahren werde, so müsse zum mindesten auf Kassation und Festungsarrest erkannt werden. Auch setzte er noch hinzu, daß der dem Müller Arnold

---

ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebesbande: vor der kann man sich schützen, aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üble Passiones auszuführen, vor die (sic!) kann sich kein Mensch hüten. Sie sind ärger wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und meritieren eine doppelte Bestrafung.

Uebrigens wird den Justizkollegiis zugleich bekannt gemacht, daß S. Maj. einen neuen Großkanzler ernannt haben; Höchstdieselben werden aber demohngeachtet in allen Provinzen sehr scharf dahinter her sein, und befehlen auch hiermit auf das nachdrücklichste: erstlich, daß alle Prozesse schleunig geendigt werden; zweitens, daß der Name der Justiz durch Ungerechtigkeiten nicht profanieret werde; drittens, daß mit völliger égalité gegen alle Leute verfahren wird, die vor die Justiz kommen, es sei ein Prinz oder Bauer, denn da muß alles gleich sein. Wofern aber Se. Kön. Maj. in diesen Stücken einen Fehler finden werden: so können die Justizkollegia sich nur im Voraus vorstellen, daß sie nach rigueur werden gestraft werden, sowohl der Präsident als die Räte, die eine so üble mit der offenbaren Gerechtigkeit streitende Sentenz ausgesprochen haben. Wornach sich also sämtliche Justizkollegia in allen Dero Provinzien ganz eigentlich zu richten haben.

Berlin, den 11. Dezember 1779.

Friedrich.

verursachte Schaden teils durch die ihn verurteilenden Räte, teils durch den von Gersdorff ersetzt werden solle.

Der Kriminalsenat des Kammergerichts untersuchte nach dem Auftrag des Ministers die Sache aufs genaueste nach den Akten von ihrem ersten Ursprung an. Es ergab sich, daß in derselben allerdings einige Dunkelheiten und noch nicht hinlänglich aufgeklärte Umstände sich fänden, das Erkenntnis auch wohl anders hätte ausfallen können, als es in beiden Instanzen ausgefallen war, indes stimmten alle einhellig darin überein, daß weder die Küstriner noch die Berliner Richter irgend eines Fehlers weder mit Absicht, noch auch nur aus Nachlässigkeit sich schuldig gemacht hätten, und durchaus kein Verdacht einer Parteilichkeit auf sie falle. Dieses wurde in einem Bericht des Kriminalsenats umständlich auseinandergesetzt, den der Minister von Zedlitz dem König vorlegte und dabei versicherte, wie auch er nach eigener Untersuchung dieser Meinung sei.

Der König aber sah hierin nur den Eigensinn der richterlichen Behörden, die sich untereinander beistehen und ihr Ansehen gegen ihn behaupten wollten. Er bemühte sich noch einmal, den Minister von dem Unrecht der ausgesprochenen Erkenntnisse zu überzeugen und verlangte von diesem, er solle die Justizbedienten als schuldig verurteilen. Zedlitz hatte den Mut, dem König zu antworten, daß er nicht wider Gewissen und Ueberzeugung handeln könne, und legte vielmehr ein freisprechendes Erkenntnis vor, mit Anführung aller Gründe, die den König von der Unrichtigkeit seiner Ansicht belehren konnten. Aber umsonst. Friedrich verwarf das vorgelegte Erkenntnis und setzte nun selbst

fest: „daß drei Küstriner Regierungsräte, zwei Kammergerichtsräte und ein Justiziarius, der auch damit zu thun gehabt hatte, ihrer Stellen entsetzt und auf ein Jahr mit Festungsstrafe belegt werden, daß ferner teils diese, teils der von Gersdorff den Müller Arnold entschädigen sollten."

Die verurteilten Räte wurden nach der Festung Spandau abgeführt, der Präsident der neumärkischen Regierung, Graf von Finkenstein, ein wegen seiner Einsicht und seines Charakters allgemein hochgeschätzter Mann wurde seiner Stelle entsetzt. Der König selbst machte dies dessen Vater, seinem ersten Kabinettsminister, bekannt und schrieb dabei, daß es ihm leid thue, sich hierzu genötigt zu sehen, der Fehler des Sohnes aber seine Gesinnungen für den Vater nicht im mindesten ändern könne.

Diese Begebenheit machte einen betäubenden Eindruck in der Hauptstadt und im ganzen Lande. Man fühlte mit Schrecken, daß man unter einem Herrscher lebe, der nach Willkür und augenblicklicher Laune zu handeln fähig sei. Der Unwille des Publikums wurde noch größer, als man erfuhr, daß die Umstände des Arnoldschen Prozesses wirklich sich ganz anders verhielten, als der König angenommen hatte. Der Edelmann war völlig berechtigt gewesen, auf seinem eigenen Grunde einen Graben zu ziehen, um einen Teich instand zu setzen; durch Zeugen war bewiesen, daß sowohl die Arnoldsche als noch eine andere Mühle hierdurch nicht das nötige Wasser verloren, daß vielmehr beide Mühlen, auch nachdem der Graben gezogen war, so gut wie vorher hätten mahlen können.

Auch hatte Arnold erst vier Jahre nachher den ge-

zogenen Graben zum Vorwand gebraucht, um die Zahlung seines Pachtzinses zu verweigern, den er übrigens nicht, wie der König glaubte, an Gersdorff, sondern an den Grafen von Schmettau zu entrichten hatte. Nach allen Umständen hatte der Müller rechtlich abgewiesen werden müssen, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß der König eine unrichtige Vorstellung von der Sache gehabt hatte. Es war ein Fehler, daß er durch das vereinte Urteil mehrerer Gerichtshöfe und seiner Justizminister von seiner vorgefaßten Meinung sich nicht abbringen ließ; es war ein noch größerer Fehler, daß er durch diese Meinung sich zur Leidenschaft hinreißen ließ, und daß er in dieser Leidenschaft handelte. Aber sein Eifer für Gerechtigkeit, seine Sorge, daß ein geringer Unterthan nicht zu Gunsten eines Vornehmen unterdrückt werde, waren lobenswert. Auch verdient sein Irrtum Nachsicht, wenn man erwägt, daß er nach dem Bericht eines für ganz unparteiisch gehaltenen Mannes, der die Umstände untersucht hatte, nicht zweifeln konnte, es sei dem Müller Unrecht geschehen, und daß er, durch viele Beschwerden der Unterthanen dazu veranlaßt, nun einmal die Meinung hatte, der Adel werde von den Gerichten, und auch besonders von dem Großkanzler Fürst unrechtmäßig begünstigt. Letzterer stand wirklich in dem Ruf, daß er, bei aller Gerechtigkeitsliebe, doch für die Vorrechte des Adels parteiisch sei und deren zuweit gehende Ausdehnung begünstige. Der König kannte diesen Ruf und glaubte, ihn durch manche bei ihm angebrachte Beschwerde bestätigt zu finden.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß der König später seinen Irrtum eingesehen hat. Die verurteilten Räte erhielten,

noch ehe die Strafzeit abgelaufen war, ihre Freiheit wieder, aber in ihre Aemter wurden sie nicht wieder eingesetzt.*) Die ihnen und dem Herrn von Gersdorff auferlegte Entschädigung des Müllers wurde nicht eingefordert. Der König ließ aber letzterem aus einer seiner Kassen etwas reichen.**)

Eine förmliche Zurücknahme des Strafurteils war gegen die Grundsätze des Königs, der, um sein Ansehen als Regent zu behaupten, begangene und anerkannte Fehler immer nur im stillen wieder gut machte. Auch war er ohne Zweifel der Meinung, daß er doch im ganzen den Gerichten nicht unrecht gethan, wenn er auch in diesem besonderen Fall sich geirrt hätte; daß er vielmehr durch die ernste und nachdrückliche Erklärung seines Willens, daß die Rechtspflege ganz unparteiisch und ohne Ansehen der Person sein müsse, etwas sehr Nötiges und Gutes gewirkt habe.

An eben jenem Dezemberabend, an welchem der König die Kammergerichtsräte aus seinem Zimmer jagte***), war ich in das Schloß befohlen worden, und ich wurde

---

*) König Friedrich Wilhelm II. ließ gleich nach seinem Regierungsantritt auf Ansuchen des gewesenen Präsidenten Grafen von Finkenstein die Sache von neuem durch den Großkanzler von Carmer untersuchen und nach dessen Bericht die Beamten von aller Schuld freisprechen. Auch deutete der neue König ihnen an, daß er bereit sei, bei schicklicher Gelegenheit sie wieder im Dienst anzustellen und entschädigte sie zugleich vorläufig wegen des gehabten Verlustes.

**) Nach anderer Darstellung mußten aber die Räte doch die Entschädigung bezahlen und wurden erst darauf (im September 1780, allerdings vor Ablauf ihrer Strafzeit) aus der Haft entlassen.

***) Thiébault behauptet sogar, Friedrich habe mit Füßen nach ihnen gestoßen.

unmittelbar, nachdem sich der heftige Auftritt abgewickelt hatte, bei Friedrich eingeführt. Wir sprachen den ganzen Abend von Litteratur und Philosophie, und ich merkte dem König von dem Vorgefallenen nicht das geringste an; erst am anderen Abend gegen sechs Uhr erfuhr ich in einem Berliner Salon von der Verhaftung der Beamten.

Ich fand den König in seinem Lehnstuhl, den rechten Arm mit einem Daunenkissen umwickelt und in einer Schlinge ruhend; den Hut hatte er auf dem Kopf. Ich bemerke hier nebenbei, daß der König für gewöhnlich, um mir eine Höflichkeit zu erweisen, ohne doch der Etikette etwas zu vergeben, kurz vor meinem Eintritt den Hut neben sich legte und diesen nach den ersten drei oder vier Sätzen wieder aufsetzte. Am genannten Abend wurde mir diese Freundlichkeit nicht zu teil, entweder weil Friedrich noch zornig, oder weil er krank war.

Er begann das Gespräch mit der Frage, warum man die Kinder nicht lehrte, mit beiden Händen zu schreiben. Nachdem er einige Gründe angeführt hatte, weshalb man zweckmäßig beide Hände gleicherweise ausbildete, sprach er weiter:

„Wenn man bei meiner Erziehung darauf gehalten hätte, daß ich auch mit der linken Hand schreiben lernte, so würde ich mich daran gewöhnt haben, bald mit der einen, bald mit der anderen Hand zu schreiben, und ich hätte nicht heute eine sauere Mühe gehabt, als ich die Linke zum schreiben gebrauchen mußte, weil meine Rechte von der Gicht gelähmt ist. Ist es nicht peinlich, wenn man im Alter von mehr als sechzig Jahren noch wie ein

kleiner Schuljunge etwas lernen muß? Können Sie mir vielleicht einen triftigen Grund angeben, warum man ein bildungsfähiges Glied in solcher Weise vernachlässigt? Denken Sie nicht auch, man sollte den Schreiblehrern aufgeben, ihren Schülern das Schreiben mit beiden Händen beizubringen?"

Ich antwortete ihm, nach meiner Meinung sei es allerdings nicht richtig, die linke Hand so zu vernachlässigen, wie es gewöhnlich geschähe; aber gerade im Punkt des Schreibens würde es doch manches Bedenkliche haben, wenn ein jeder zwei verschiedene Handschriften hätte.

Friedrich schien meine verschiedenen Gründe zu billigen; doch bemerkte er, es bliebe immer unrecht, wenn man von einer Gabe der Natur keinen Gebrauch machte. Auch rächte sich so etwas stets, wie er eben an sich selbst erfahren hätte.

Da ich nicht wußte, was ich auf seine wiederholte Bemerkung, er habe mit der linken Hand schreiben müssen, antworten sollte, so begnügte ich mich, anzudeuten, es sei sehr bedauerlich, daß Seine Majestät sich nicht mit Diktieren habe helfen können. Zu meiner großen Ueberraschung wechselte er plötzlich den Gesichtsausdruck, hob mit hoheitsvoller Miene den Kopf empor und sagte im entschiedensten Ton:

„Mein Herr, es m u ß t e sein!"

Da ich sah, daß er den König herauskehrte, so antwortete ich nur durch die Annahme einer bescheidenen und ehrfurchtsvollen Haltung. Friedrich sprach weiter über die Verkehrtheiten und Schlechtigkeiten der Menschen und kam schließlich auf die Spitzbübereien, die man für gewöhnlich

als ‚Geschäftskniffe' bezeichnet. Er wurde dabei ein wenig heiterer, behauptete, es gäbe keinen Rang, Stand oder Beruf, der nicht seine besonderen Kniffe hätte, und ging von diesem Gesichtspunkt aus die verschiedensten Berufsarten durch. Er behandelte Kaufleute, Fabrikanten, Künstler, Priester u. s. w., nur von den Männern des Rechts sprach er nicht. Dagegen verbreitete er sich sehr ausführlich über die Finanzleute und beendigte schließlich seine satirische Revue mit den Worten:

„Von allen Sorten Spitzbuben scheinen mir die habsüchtigsten und gefährlichsten die Armeelieferanten zu sein; Sie können sich kaum vorstellen, wie erfindungsreich, geschickt und ausdauernd sie beim Stehlen sind. Ich habe an mir selbst die traurigsten Erfahrungen in dieser Hinsicht gemacht, obwohl ich auf der Hut war und sie mit Aufpassern umgab. Wenn Sie gesehen hätten, wie die Leute mich im siebenjährigen Krieg geschunden haben, o, das hätte Ihnen ins Herz geschnitten! Denken Sie sich meinen Aerger. Ich sah ihre Gaunereien, ich hatte Beweise genug, um nicht daran zweifeln zu können, daß sie mich bestahlen, aber nicht genug, um sie gerichtlich bestrafen zu können. Und ich brauchte die Menschen! Ich mußte also schweigen.

„Nach dem Friedensschluß bemerkte ich erst recht, in wie fürchterlicher Weise sie mich die langen Jahre hindurch bestohlen hatten, und ich fragte mich unwillkürlich, ob denn etwa meine Unterthanen größere Gauner wären als andere Europäer? Ich wünschte diese Frage zu lösen und gab meinen Gesandten in Wien, Paris, London, Peters-

burg und Stockholm besonderen Auftrag, die von den Armeelieferanten der verschiedenen Nationen im letzten Krieg angewandten Spitzbübereien ausfindig zu machen und mir genauen Bericht darüber einzusenden. Meine Gesandten bedienten mich sehr gut und ich bekam Aufstellungen, die bis in die geringsten Einzelheiten gingen. Nun, ich sah daraus, daß es bei meinen früheren Freunden oder Feinden Wort für Wort genau wie bei mir selbst war. Natürlich ist es ganz ausgeschlossen, daß die Lieferanten sich untereinander verständigt hätten, daß Preußen und Oesterreicher sich auf die verschiedenen Gelegenheiten, zu betrügen, aufmerksam gemacht hätten. Dazu liebten sie sich wirklich nicht genug. Es war ganz einfach der Geist des Handwerks, der sie alle in gleicher Weise beseelte und sie alle auf die gleichen Schliche brachte."

Ich habe diese ganze Unterredung um so treuer im Gedächtnis bewahrt, als sie ein schlagender Beweis für Friedrichs Selbstbeherrschung war und zugleich für die scharfe Aufmerksamkeit, die er auch den geringsten Kleinigkeiten zuwandte.*)

---

*) Dohm bemerkt hierzu in seinen Denkwürdigkeiten: „Mit Unrecht will Nicolai (s. Berl. Monatsschrift 1804. Oktob. p. 318) die Wahrheit dieser Erzählung deshalb verdächtig machen, weil der König sich darüber beklagt habe, daß er in seiner Jugend nicht gewöhnt sei, die linke Hand wie die rechte zu gebrauchen, wovon er den Nachteil an diesem Tage erfahren, da das Chiragra in der rechten Hand ihn an deren Gebrauch hindere. Nicolai führt hiergegen an, daß der König das Protokoll nicht selbst geschrieben, sondern diktiert habe. Allein da der König dieses Protokolls gar nicht erwähnt, welches er auch bei völlig gesunder, rechter Hand

Von Friedrichs Justizministern habe ich zwei gekannt, Zedlitz und Münchhausen. Der erstgenannte, der früher Offizier gewesen war, hatte auch die Inspektion über Kultus und Schulen. Er war ein ausgezeichneter Mann; sein Versuch, die Bettelei abzuschaffen, mißlang leider; wir haben alle mehrere Jahre lang freiwillige Beiträge bezahlt, aber die Bettler betrieben ihr Gewerbe weiter.

Herr von Münchhausen war ein ebenso origineller, wie ehrenwerter Mann. Seine Kenntnisse des Rechts waren sehr bedeutend und Friedrich schätzte ihn hoch, obwohl er niemals zu Hofe ging; er hat den König vielleicht in zehn Jahren ein einzigesmal gesehen, ausgenommen natürlich die dienstlichen Anlässe. Im Publikum fiel er besonders dadurch auf, daß er stets nur in der Tracht des siebzehnten Jahrhunderts ging.

---

gewiß nicht würde selbst geschrieben haben, so ist offenbar, daß er nur die Unterschrift desselben, oder auch irgend eine andere im Sinne gehabt. Mir ist die Wahrheit der Erzählung Thiébaults um so weniger zweifelhaft, da ich selbst, damals in Berlin anwesend, gehört habe, daß Thiébault unmittelbar nach der Scene mit den Justizbedienten bei dem Könige gewesen, und dieser sich sehr ruhig mit ihm unterhalten habe."

Die auswärtigen Angelegenheiten.

Graf Finkenstein. — Hertzberg. — Preußische Ansprüche auf Böhmen. — Die Teilung Polens. — Die Gesandten an den fremden Höfen. — Baron Knyphausen. — Bevorzugung von Italienern für diplomatische Posten. — Herr von Ammon und die Pariser Hühner.

Die diplomatischen Geschäfte mit den fremden Höfen wurden während der ganzen Zeit meines Aufenthalts vom Grafen Finkenstein geleitet, einem Sohn des Feldmarschalls von Fink. In späteren Jahren war der Baron Hertzberg ihm beigeordnet, wenn auch weniger dem Titel nach, so doch thatsächlich.

Herr von Hertzberg war ein Mann von gediegener Bildung, sehr arbeitsam, ein ausgezeichneter Patriot und in seinem Aussehen ebenso einfach wie würdevoll. Er hatte in der Nähe von Berlin ein Gut, wo er Maulbeerbäume pflanzte und Seidenwürmer züchtete; zugleich betrieb er eine große Meierei. Alle seine seidenen Kleider waren aus selbstgewonnenem Gespinnst gefertigt und auf der Freitreppe vor seinem Palais sah man jeden Morgen eine Bäuerin, die kannenweise die Milch seiner Kühe verkaufte.

„Herr von Hertzberg wäre ein vollkommener Mann," sagte mir der französische Gesandte, Marquis de Pons, über ihn, „wenn er in seiner Jugend gereist und die anderen europäischen Länder gesehen hätte; in seiner Unwissenheit ist er felsenfest überzeugt, daß kein Land sich mit den Sandebenen vergleichen läßt, in deren Mitte er lebt, und daß nichts über die Sitten und Bräuche seiner Landsleute geht."

Als die bayrische Erbfolgefrage den politischen Horizont verdüsterte, setzte Hertzberg eine Denkschrift gegen das Haus Oesterreich auf und berührte darin eine für den Kaiser Joseph sehr mißliche Frage.

„Das Königreich Böhmen," sagte Hertzberg, „war ein Wahlreich. Der letzte Wahlkönig hinterließ zwei Töchter: Sie stammen von der jüngeren, die preußischen Könige aber von der älteren ab. Wenn Böhmen heutigentags ein Erbland geworden ist, so gehört es dem Hause Brandenburg mit größerem Rechte als Ihnen. Wenn Sie behaupten, es sei noch immer ein Wahlreich — bitte, wo ist dann Ihre Wahlakte? Eine solche Wahl hat niemals stattgefunden, Sie haben also durchaus keinen Rechtsanspruch auf das Land."

Kaum hatte Friedrich diese Stelle gelesen, so strich er sie sofort aus. Er geriet sogar in großen Zorn gegen seinen Minister, der zu einem ganz unpassenden Zeitpunkt eine Frage anschnitte, auf die man die öffentliche Aufmerksamkeit nicht lenken dürfte.

„Ich will nicht einmal," sagte der König, „daß in irgend einem Vertrag hiervon die Rede sei."

Dieser Zug giebt einen Begriff von der großen Vorsicht und Zurückhaltung, die Friedrich bei allen diplomatischen Unterhandlungen beobachtete.

Kein Staatsmann war aufmerksamer, wachsamer und thatkräftiger als er, und wußte dabei so ausgezeichnet bis zum letzten Augenblick den Schein der Ruhe zu bewahren. Er erriet stets die Absichten der andern, aber seine eigenen Absichten wurden niemals erraten. Seine Gegner sagten

sich wohl, er wäre schlau und man müßte sich vor ihm in acht nehmen; trotzdem überraschte er sie stets. Man nehme zum Beispiel nur die Teilung Polens. Zuerst ließ er die Nachricht ausstreuen, in Polen herrsche die Pest; zum Schutz gegen die Seuche zog er an der Grenze einen Truppenkordon und jedermann ließ sich dadurch täuschen, wenigstens in Berlin, wo man sich in allen Bürgerhäusern mit Essig versorgte. Die Ueberraschung war groß, als aus dem angeblichen Grenzkordon sich plötzlich eine Armee entwickelte, die in einem zweitägigen Marsch den ganzen an Preußen gefallenen Anteil der Beute in Besitz nahm. Der französische Gesandte in Wien, Prinz Louis de Rohan, schrieb, die angebliche Teilung wäre eine Fabel, der Versailler Minister des Auswärtigen, Herzog von Aiguillon, behauptete dasselbe, bis die Teilung vollzogen und dem französischen Hofe offiziell angezeigt war.*)

Friedrich hatte in jener Zeit beständig die Karte von Polen zur Hand; nach der Teilung ließ er seinen Atlas bei derselben Seite aufgeschlagen auf einem Pult in seiner Bibliothek liegen. Dort lag er bis zu seinem Tode stets

*) Indessen merkte der Herzog von Choiseul wohl, daß etwas in Polen im Werke war, aber nicht was. Er schrieb an den französischen Gesandten in Berlin, er möge, es koste, was es wolle, der Sache auf den Grund zu kommen suchen. Man bot einem Kabinettsekretär tausend Louisdor für die Kopie einer Instruktion für den preußischen Gesandten; der Kabinettsekretär machte dem König sofort davon Anzeige. Dieser riet dem ehrlichen Mann, immerhin die tausend Louisdor zu nehmen und eine falsche Instruktion dafür den neugierigen Franzosen zu behändigen. Als diese Depesche an Choiseul gelangte, war er scharfsinnig genug, sogleich zu entdecken, daß der Gesandte angeführt worden sei.

im gleichen Zustande, wenigstens habe ich ihn noch unmittelbar vor meiner Abreise im Jahre 1784 so gesehen. Man sah auf dem Blatt die von ihm selbst mit Bleistift und mit der Feder gezogenen Linien, durch die er die für die drei Mächte Preußen, Oesterreich und Rußland bestimmten Teile abgegrenzt hatte. War der offengelassene Atlas ein Denkzeichen, das an eine später vorzunehmende zweite Teilung erinnern sollte? Oder blieb er so liegen, weil die Sache zu Ende war und der König es nicht mehr der Mühe wert hielt, sich um die Karte zu bekümmern? Jedenfalls geht aus diesem, wie aus vielen anderen Zügen hervor, daß Friedrich sich um das Urteil des Publikums über eine von ihm durchgeführte Sache durchaus nicht kümmerte.

Sein Departement der auswärtigen Angelegenheiten unterhielt der König mit äußerst geringen Kosten; die Anzahl der Beamten in den Berliner Bureaus des Amtes war sehr klein, weil jeder dort angestellte ganz gehörig arbeiten mußte. Oft machten die Minister ihre Kopien selbst, ihre Briefe schrieben sie stets eigenhändig.

Die Gesandten oder Bevollmächtigten an den fremden Höfen hatten nur sehr geringe Bezüge; trotzdem empfahl er ihnen stets „mit den Suppen nicht zu sparen," womit er sagen wollte, daß sie eine gute Tafel führen und oft Gäste haben sollten. „Leider," sagte der Baron von Ammon, der in Paris und im Haag Gesandter war, einmal zu mir, „leider giebt der König uns nicht genug, um die Suppen gut zu machen."

Friedrich gab seinen Gesandten in Paris, Wien, Lon-

don und Petersburg nur sechstausend Thaler, die anderen hatten gar nur viertausend.*)

Der Baron Knyphausen, den der König als Gesandten nach Wien schicken wollte, lehnte diesen Posten ab, indem er sagte:

„Ich habe die Ehre gehabt, Eurer Majestät in Paris und London zu dienen; auf dem ersten Posten habe ich eins von meinen Gütern verzehrt, das zweite ist auf dem anderen draufgegangen; von den drei Gütern meines väterlichen Erbes bleibt mir nur ein einziges übrig: erlauben Sie mir, dieses für mich zu behalten. Eure Majestät werden leicht Männer finden, die mit sechstausend Thalern als Ihr Gesandter in Wien leben können — ich persönlich verstehe mich auf diese Kunst nicht. Ich würde Ihnen entweder schlecht dienen oder mich selbst ruinieren."

„Nun gut," sagte der König, der Knyphausens Verdienste wohl zu würdigen wußte, „suchen Sie sich selbst einen anderen Posten aus, denn ich kann auf Ihre Dienste nicht verzichten, und sagen Sie mir, was Sie zu werden wünschen."

Der Baron wollte nicht um einen Ministerposten bitten und begnügte sich mit dem Amt des Handelsdirektors im Großen Direktorium, das ihm sofort übertragen wurde.

Alle mir bekannten Preußen, die bei auswärtigen Gesandtschaften verwandt wurden, setzten dabei mehr oder weniger ihr Vermögen zu, so z. B. der Oberst von Cocceji in Stockholm, Baron von der Goltz in Paris, Herr von

*) Friedrich bezahlte seine stehenden Gesandten deshalb so niedrig, weil er sie fast immer nur für seine ‚Briefträger' ansah.

Roederer in Kopenhagen, Graf Nostitz in Madrid und viele andere. Die einzige mir bekannte Ausnahme bildete Herr von Borck, der in Dresden Gesandter war, als König Friedrich dem Kurfürstentum Sachsen in einer furchtbaren Hungersnot mit seinen Getreidemagazinen zu Hilfe kam.

Der Baron Knyphausen fand am Ende viele Nachahmer; man suchte sich der Annahme der glänzenden und ehrenvollen, aber auch kostspieligen und gefährlichen Gesandtenstellen nach Möglichkeit zu entziehen, und Friedrich mußte mehr als einmal seine Zuflucht zu Ausländern nehmen. In diesem Fall bevorzugte er Italiener, wegen ihrer ökonomischen Talente und weil sie einem Lande angehörten, dessen kleine Staaten keine politische Wichtigkeit hatten, die sie hätte in Versuchung führen können, das preußische Interesse hintanzusetzen.*)

*) Ein merkwürdiger Mann unter diesen Italienern war der Graf Spiridion Lusi, eigentlich ein Grieche von Geburt, von der damals venetianischen Insel Kephalonien. Er wurde Gesandter in London, wo er sich sehr gut betrug und am englischen Hofe sehr gefiel. Es dauerte aber nicht lange, so mußte er dem König vorstellig machen, daß es unmöglich sei, mit dem ihm ausgesetzten Gehalt von sechstausend Thalern würdig zu repräsentieren. Friedrich entgegnete ihm: „Ich helfe Ihnen schon mit, denn ich stehe hinter Ihnen mit zweimalhunderttausend Mann.“ Als wiederholte Vorstellungen nichts fruchteten, wußte der kluge Italiener sich auf andere Weise zu helfen. Er bat den König, ihm die Genehmigung zu erteilen, in London einen Oelhandel anfangen zu dürfen, wozu sich ihm durch seine heimatlichen Beziehungen in Griechenland und Italien die beste Gelegenheit darbiete. Friedrich erteilte die Erlaubnis. Lusi erwarb ein ansehnliches Vermögen, ging später als Gesandter nach Petersburg und starb, als Generalleutnant und Staatsminister in den Grafenstand erhoben, achtzig Jahre alt, 1815 in Potsdam.

Sparsamkeit allein sah Friedrich bei seinen Gesandten freilich nicht als Vorzug an. Der Baron von Ammon z. B. verstand sich zwar sehr auf Oekonomie, aber er betrieb sie knickerig und ungeschickt und wurde deshalb abberufen.

„Man macht so viel Rühmens von den Pariser Poularden," sagte er eines Tages zum König, „aber ich kann Eurer Majestät versichern, daß ich niemals gute gegessen habe."

„Das will ich Ihnen gerne glauben," versetzte der König; „aber das liegt nur daran, daß Sie kein Geld dafür haben ausgeben wollen. Sie haben sehr sorgfältig darauf gehalten, daß für Ihre Küche immer nur schwindsüchtige Suppenhühner eingekauft wurden. Ich kenne Sie, mein Lieber."

Das Große Direktorium und die Finanzverwaltung.

Die preußische Post. — Die Domänen. — Friedrich und die Jagd. — Polizeipäsident Philippi. — Die direkten Steuern. — Das Berliner Porzellan und die Juden. — Die Getreidemagazine. — Die Lotterie. — Minister Görne und die Seehandlung. — Die Jahresabrechnung. — Der Staatsschatz. — Die Schatulle. — Der preußische Handel. — Die schlechten Wege. — Die Besiedelung des Landes. — Die französische Steuerregie. — Herr de la Haye de Launay. — Das Kaffeemonopol. — Des Königs Biersuppe. — Warum die Steuerbeamten stahlen. — Die Münzverschlechterung. — Ephraim.

Der Minister des Auswärtigen, der Großkanzler und die Justizminister versahen ihre Aemter unabhängig voneinander und unter der unmittelbaren Aufsicht des Königs. Die anderen Minister dagegen, denen ‚die Verwaltung des Innern' oder ‚die Landesregierung' oblag, bildeten ein

‚Kollegium', wie man es in Preußen nennt, und zwar hieß dies Kollegium offiziell ‚Das Große Direktorium'.

In keinem Lande giebt es, glaube ich, mehr Minister als in Preußen. Jede Provinz hat ihren eigenen, außerdem gehören zum Direktorium noch der Kriegs-, Kultus-, Finanz- und Verkehrsminister.

Diesem letzteren unterstehen vor allem die Posten, deren Einrichtung in Preußen ganz anders ist als in Frankreich. Sie werden ausschließlich auf Rechnung des Königs betrieben; abgesehen von den größeren Städten, hält ein Postmeister auch nicht ein einziges Pferd, aber er hat dafür ein Verzeichnis der in der Umgebung vorhandenen Pferde. Nach Bedarf wird für den Postreisenden von dem Einwohner, der gerade an der Reihe ist, Vorspann gestellt. Das Postgeld wird dem Postmeister bezahlt, der darüber Rechenschaft ablegt; die Eigentümer erhalten nur die ‚Trinkgelder' und den Betrag, den die Finanz- und Domänenkammer ihnen alljährlich je nach der Anzahl der geleisteten Fuhren überweist. Diese Einrichtung ist für die Einwohner sehr unbequem und wird von ihnen als Steuer empfunden, was sie auch in der That ist. Die Postmeister sind fast immer ausgediente Offiziere, die mit diesen einträglichen und ehrenvollen Stellen eine Altersversorgung erhalten. Beamte, die auf Dienstreisen sind, erhalten den Vorspann unentgeltlich und haben nur die ‚Trinkgelder' zu bezahlen; sie finden, da ihre Reisen zum voraus den betreffenden Postmeistern mitgeteilt sind, überall frische Pferde vor und reisen daher viel schneller als andere Leute. Hierdurch spart die Regierung viel Geld.

Eine für das Publikum sehr vorteilhafte Einrichtung ist die billige und schnelle Beförderung von Büchern und Eßwaren mittels der Postwagen. Ein Lachs von vierzig Pfund Gewicht zum Beispiel kostet für eine Entfernung von vierzig Meilen nur sechzehn Groschen Porto. Die Gutsbesitzer, die bei Hofe oder in den Städten leben, können daher mit sehr geringen Kosten sich alle Erzeugnisse ihres eigenen Bodens kommen lassen.

Die königlichen Domänen werden gewöhnlich auf einen Zeitraum von neun Jahren verpachtet. Der Pächter hat das Jagd- und Fischereirecht auf seinem Boden, die Förster dürfen in den Waldungen jagen, die unter ihrer Aufsicht stehen. Aber die Pächter wie die Förster sind verpflichtet, an bestimmten Tagen bestimmte Stücke Wildbret in die Küchen des königlichen Haushalts oder dieses Prinzen oder jener Prinzessin zu liefern. Man weiß also in den Hofküchen ganz genau im voraus, was man jede Woche in den verschiedenen Jahreszeiten empfangen wird. Diese Einrichtung ermöglicht eine bedeutende Ersparnis im Haushalt der königlichen Familie und hat außerdem noch den Vorteil, daß die zur Lieferung Verpflichteten, da sie wissen, was sie jährlich schicken müssen, sich in acht nehmen, die Jagd nicht zu ruinieren.

Friedrich selbst verabscheute übrigens das sogenannte Jagdvergnügen. Von einem Edelmann, der dieser Leidenschaft ergeben gewesen wäre, würde der König eine sehr geringe Meinung gehabt haben. Sein Neffe, der Thronfolger, mußte alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln aufwenden, um die Jagdpartien, die er ein- oder zweimal jährlich mitmachte, geheim zu halten.

„Der Schlächter,“ sagte der König oft, „tötet die Tiere nicht zum Vergnügen, sondern er verrichtet damit eine zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft notwendige Thätigkeit; der Jäger aber mordet nur aus Lust und das ist schändlich. Der Jäger steht also in der Gesellschaftsordnung weit unter dem Schlächter.“

Zu den Obliegenheiten des Großen Direktoriums gehörte naturgemäß auch der Vollzug der Landespolizei; indessen hatte Friedrich wenigstens in Berlin einen besonderen Polizeileutnant, der seine Befehle nur von ihm persönlich empfing. Dieser Polizeipräsident, Herr Philippi*),

*) Philippi war nach Paris gesandt worden, um sich mit den dortigen, unter dem Polizeileutnant Sartines stehenden, als mustergültig angesehenen Einrichtungen vertraut zu machen. Als einige Jahre nach dem Antritt seines Berliner Amtes in der Hauptstadt viele Verbrechen geheim verübt und dadurch die öffentliche Sicherheit sehr gefährdet wurde, weil die Urheber nicht entdeckt werden konnten, so bezeigte Friedrich Philippi deshalb sein Mißfallen und machte ihm den Vorwurf, daß er die in Paris erlernten Künste nicht besser anwende. Philippi erwiderte: er brauche mit großem Fleiß alle dem König vorgeschlagenen und von diesem genehmigten Mittel, um die öffentliche Sicherheit zu erhalten, weiter aber könne er nicht kommen, wenn er nicht zu ganz anderen Maßnahmen griffe, zu denen er sich aber ohne ausdrücklichen Befehl des Königs nicht befugt halte; dann sei aber nötig, daß alle Unterthanen ohne Unterschied des Standes in allen ihren Handlungen und Vorhaben auf das genaueste bewacht würden; einer müsse zum Aufpasser des anderen bestellt und alles angewendet werden, in die innersten Geheimnisse der Familien einzudringen. Briefe müßten erbrochen werden, in jede Gesellschaft sich Spione einschleichen, um Gesinnungen und Absichten zu erforschen. Hierzu bedürfe die Polizei sehr vieler Gehilfen, die aus allen Klassen gewählt und mit Geld erkauft werden müßten, und, ohne daß je-

war ein braver Mann, aber manchmal in seinen Formen etwas ungeschickt, wie während meines Aufenthaltes die Mitglieder der französischen Freimaurerloge ‚de l'Amitié' erfahren mußten.

Friedrich war bald nach seinem Regierungsantritt selbst Freimaurer geworden und war Meister der in seinem Schloß abgehaltenen Königlichen Loge, aber sobald er das Wesen der Maurerei zu kennen glaubte, hatte er sich niemals wieder darum bekümmert.

Trotzdem hatten, wie man sich denken kann, die Freimaurer niemals vergessen, daß der große König ihr Bruder war. Während des bayrischen Erbfolgekrieges hielt der Sprecher der Loge ‚de l'Amitié' am Johannistage eine Rede, die allen Brüdern so schön erschien, daß man beschloß, sie drucken zu lassen und dem König zu übersenden. Der Begleitbrief wurde in streng maurerischer Form abgefaßt und die Unterschriften des Meisters vom Stuhl und der beiden Aufseher gaben außer ihrem Namen nur die Titel an,

---

mand es ahnen könne, mit Beiseitesetzung jeder anderen Rücksicht bloß der Polizei dienten; natürlich würden sich zu solchen Diensten nur die schlechtesten Leute gebrauchen lassen. Wenn aber auch alle diese Mittel angewendet würden, so könnte eine Wirkung sich doch erst nach geraumer Zeit bemerkbar machen; denn noch seien die Brandenburger zu ehrliche, treuherzige Menschen, um gleich dem Auswurf der verdorbensten Einwohner der französischen Hauptstadt zu allen Diensten gebraucht werden zu können, die eine solche Polizei erfordere. Der König erwiderte ohne langes Bedenken, er wolle nicht das Vertrauen und die Ruhe seiner guten Unterthanen gestört und die Moralität seines Volkes verderbt wissen, und eine geheime Polizei wurde unter seiner Regierung niemals eingeführt.

die sie in der Loge führten. Der König fand aber in solchem Unterfangen nur einen Verstoß gegen die ihm schuldige Ehrfurcht und befahl seinem Polizeileutnant Philippi, die Unterzeichner des Briefes zu sich kommen zu lassen, ihnen gehörig den Kopf zu waschen und ihnen zu sagen, sie sollten es sich nicht wieder einfallen lassen, außerhalb ihrer Loge Titel zu führen, die vom Staat nicht anerkannt wären. Das Unangenehmste für die Abgekanzelten, die fast alle als Angestellte der Finanzregie angehörten, war, daß Philippi sich an ihren Vorgesetzten de Launay wandte, mit der Bitte, ihm die Herren zuzuschicken. De Launay, der die Freimaurerei lächerlich fand, hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Geschichte allen seinen Bekannten zu erzählen.

Die direkten Abgaben sind fast gleich Null, wenigstens in Berlin; man hat mir niemals mehr abgefordert, als monatlich sechzehn Groschen für Militärsteuer. Die Haupteinkünfte des Landes fließen aus den Domänengeldern, den Ein- und Ausfuhrzöllen und den Abgaben für Fluß- und Kanalschiffahrt. Weniger in Betracht kommen: die Lotterie, die Brennholzlieferung für mehrere größere Städte, die Tabaksregie, die Brief- und Fahrpost. Außerdem sind eine Menge staatlicher Fabriken vorhanden, die teils zu den Einnahmen, teils aber auch zu den Ausgaben beitragen, je nach dem Geschäftsgang. Unter diesen ist die Berliner Porzellanmanufaktur eine der schönsten in ganz Europa, ihre Fabrikate wetteifern an Güte des Materials und an Vollendung der Ausführung mit dem Meißner. Friedrich griff zu einem sonderbaren Mittel, um ihre Erzeugnisse zu verbreiten: die Juden, die in seinen Staaten einer beson-

deren Heiratsbewilligung bedurften, erhielten diese nur unter der Bedingung, daß sie für einen bestimmten Betrag Porzellan nahmen; er war sicher, daß sie mit ihrer Rührigkeit die Ware bald an den Mann bringen würden.*)

Die Spandauer Waffenfabrik war bereits vom König Friedrich Wilhelm I. angelegt worden, der eine Anzahl Lütticher Familien herbeigezogen hatte. Jede von ihnen erhielt ein Haus mit Garten, die nötigen Hochöfen wurden ihnen erbaut und Wasser erhielten sie im Ueberfluß durch mehrere von der nahen Havel abgeleitete Kanäle. Friedrich trat diese Fabrik, ebenso wie die Fabrik der Grenadiermützen, an die Firma Daum und Splittgerber ab, die ihm die Artikel zu sehr ermäßigten Preisen lieferte, dafür aber das Monopol der Zuckerraffinerie erhielt, das sie in einer unerhörten Weise ausnutzte.

*) Es war den Juden nicht einmal erlaubt, dieses Porzellan selbst auszuwählen, sondern die Fabrikdirektion teilte ihnen das Bestimmte zu und ließ sie dafür den Preis, den man gut fand, bezahlen. Noch mehr, dieses aufgedrungene Porzellan durfte der Jude nicht zum eigenen Gebrauch behalten oder es im Lande verkaufen, sondern er mußte es binnen einer gewissen Zeit außer Landes schaffen und damit man sich überzeugte, daß dies geschehe, mußte er einen Ort im Ausland benennen, wohin es die Direktion versandte. Dieses, besonders bezeichnete, Porzellan durfte auch bei Strafe, als Kontrebande behandelt zu werden, nie wieder eingeführt werden. Diese harte, wirklich grausame Maßregel war auch zugleich noch in anderer Rücksicht unpolitisch, denn da natürlich die Fabrikdirektion sich dieses Mittels bediente, um sich ihres schlechtesten Ausschusses zu entledigen, so wurde hierdurch der Ruf des Berliner Porzellans im Ausland sehr geschädigt. Aber Friedrich beabsichtigte auch wahrscheinlich mit diesen Bestimmungen eine Schikane gegen die Juden, die er bekanntlich durchaus nicht leiden konnte.

Der König hatte in sieben Städten sehr bedeutende Getreidemagazine anlegen lassen, die wenig zu unterhalten kosteten und bedeutenden Gewinn abwarfen. Wenn die Kornpreise niedrig standen, wurde aufgekauft; stiegen die Preise zu hoch, so wurde das Brot für die Soldaten und sogar für das Volk aus diesen Speichern beschafft; im Fall eines Krieges hatte man stets dieses wichtige Nahrungsmittel zur Hand, ohne Wucherpreise dafür zahlen zu müssen. Friedrich konnte sogar an das Ausland abgeben; so rettete er zum Beispiel Sachsen aus furchtbarer Hungersnot; ohne Zweifel bekam er einen guten Preis für sein Korn, aber es bleibt doch wahr, daß er einem ganzen Volk, das kaum etwas anderes als Gras zu essen hatte, das Leben rettete. Dies ist keine Uebertreibung; man fand auf den Landstraßen tote Menschen mit Grasbüscheln im Munde.*)

Die Lotterie bringt weniger als sie könnte. Der Finanzrat Calsabigi aus Livorno hatte sie früher für sechzigtausend Thaler jährlich gepachtet. Später übernahmen den Betrieb gar der Staatsminister und Oberhofmarschall Reichsgraf Heinrich IX. von Reuß-Köstritz, Graf Eickstädt und Kammerherr Baron von Gender; sie zahlten nur sechsunddreißigtausend Thaler Pacht; aber der König wollte damit

*) In den Jahren 1771 und 1772 starben allein in Sachsen durch Hungersnot und dadurch hervorgerufene Seuchen 150 000 Menschen, und in den nächst vorangegangenen Jahren war die Ernte so ergiebig gewesen, daß man an manchen Orten nicht den ganzen Ertrag eingebracht, sondern ihn zum Teil auf dem Felde hatte verderben lassen.

den in Unordnung geratenen Vermögensverhältnissen dieser aus erlauchten Familien entsprossenen Herren aufhelfen.

Für die Seidenfabrikation geschah sehr viel. Der König hatte mehreren Fabrikanten große Gebäude aufführen lassen; Baron Hertzberg nahm die Seidenraupenzucht unter seinen ganz besonderen Schutz; jedes Jahr verteilte er an alle die, welche mehr als fünf Pfund Seide geerntet hatten, Medaillen und sogar Geldbelohnungen. Der Wollwarenfabrikation wurde nicht geringere Aufmerksamkeit zugewandt und die Zahl der Fabriken ist daher ziemlich bedeutend. Die Fabrik des Berliner Lagerhauses war eine der größten; sie lieferte für die Armee den ganzen Bedarf an Offizierstuch zu vorgeschriebenen Preisen. Eine Aachener Familie, Schmitz, hatte ihr ganzes Vermögen darin angelegt und gelangte zu großem Wohlstand.

In der Finanzverwaltung galt es als geheiligter Grundsatz, daß die öffentlichen Gelder in den Händen der Kassenbeamten ein unverletzbares anvertrautes Pfand wären, und daß eine eigennützige oder auch nur eigenmächtige Verfügung über ihren Inhalt, selbst nur auf wenige Stunden, ein todeswürdiges Verbrechen wäre.

Ich war selbst Zeuge, mit welcher Strenge Friedrich in einem solchen Fall verfuhr. Ein Baron von Görne, ein sehr ehrenwerter und ordentlicher Mann, hatte von seiner verstorbenen Gattin ein Vermögen von wenigstens dreißigtausend Thalern Rente geerbt und war hierdurch ehrgeizig geworden. Er wandte sich an mich mit der Bitte, ihm einen Brief an den König aufzusetzen, worin er um eine Auszeichnung nachsuchte. Ich that dies eines Abends

im Hause der Frau du Troussel und Görne erhielt den Kammerherrenschlüssel. Einige Monate später wurde er Finanzminister. *)

Ein Jahr später empfahl er dem König den Ankauf einer sehr großen polnischen Starostie, die zu einem sehr billigen Preis zu haben war. Friedrich lehnte es ab, da er sich nicht gut im Ausland ankaufen könnte, fragte aber seinen Minister, warum er nicht für eigene Rechnung das vorteilhafte Geschäft machen wollte.

Görne kaufte also die Starostie, unter der Bedingung, daß der Preis in Raten zu entrichten wäre. An einem der Fälligkeitstermine fehlte Herrn von Görne infolge Ausbleibens mehrerer Geldbeträge, auf die er gerechnet hatte, eine Summe von siebzigtausend Dukaten, und er griff zu dem Mittel, eine Anzahl Seehandlungsaktien, die er in Verwahrung hatte, in Umlauf zu setzen. **) Er hoffte sie

*) Wie man später erfuhr, wurde diese Beförderung ebenfalls durch Frau du Troussel besorgt. Sie war die Geliebte des Kabinettsrates Galster, der durch eine große Geldsumme bestochen wurde, Görne für den Ministerposten zu empfehlen.

**) Thiébaults Darstellung ist sehr milde. Görne hatte sich sehr zahlreicher Betrügereien zum Schaden der Seehandlung schuldig gemacht. Er war ein Mann von äußerst schwachem Verstand, großer, oft kindischer Eitelkeit. Auf seinen polnischen Herrschaften lebte er mit fürstlichem Prunk, er erwarb das polnische Indigenat und soll wirklich den Gedanken genährt haben, wenn Stanislaus Poniatowsky abgesetzt oder gestorben wäre, König von Polen zu werden. Zu seinem unmäßigen Aufwand und seinen thörichten Plänen gebrauchte er viel Geld und beschaffte sich dieses, da seine eigenen Mittel nicht ausreichten, durch die Seehandlung, deren Leitung ihm oblag. So entstanden große Verwicklungen, die er lange zu verbergen wußte, die schließlich aber doch entdeckt wurden.

in kürzester Zeit ersetzen zu können, wurde aber von dem damaligen Direktor der Seehandlung, Struensee, denunziert, sofort verhaftet und vor Gericht gezogen. Das Erkenntnis lautete dahin, daß Görne aller seiner Aemter entsetzt, des Adels verlustig erklärt und zu lebenslänglicher Haft in Spandau verurteilt wurde. Sein ganzes Vermögen wurde beschlagnahmt und er erhielt für seinen Unterhalt nur einen Thaler täglich. Friedrich Wilhelm I. begnadigte ihn und gab ihm eine kleine Pension — eine Milde, die Friedrich jedenfalls nicht geübt haben würde.

Friedrich hatte am 31. Mai 1740 den Thron bestiegen; auf seinen Befehl begann daher in seinem Reich das Verwaltungsjahr immer am 1. Juni. Alljährlich kamen am 31. Mai alle Minister nach Potsdam, um Rechenschaft abzulegen. Der König sah die von ihnen eingereichten Berichte noch am selben Tage vor dem Schlafengehen durch, und unterzeichnete die von ihm für richtig befundenen. Am nächsten Morgen gab er die Berichte mit sich etwa ergebenden Bemerkungen den Ministern zurück.*)

*) Es war das allemal ein schwerer Tag für die Minister. Sie standen im Halbkreis versammelt morgens im Schlosse zu Sanssouci, und in stummer Ehrerbietung blickten aller Augen nach der Thür, durch die der Herr eintreten sollte. Er ließ nicht lange auf sich warten, trat ein, lüftete ein wenig den verschobenen, dreieckigen Hut und sagte mit sonorer Stimme: „Bon jour, Messieurs.“ Dann trat er näher in den Kreis und fixierte jeden der Minister mit seinem gestrengen, durchbohrenden Blicke vom Scheitel bis zur Fußsohle. Diese Revue dauerte einige Minuten, dann kam das Examen. Dieses geschah außer der Reihe. Der König wollte von dem Befragten wissen, wie in seinem Departement die Geschäfte ständen und ob sie im letzten Jahre vorgerückt seien. Erfolgte

Um die Mittagsstunde waren die Herren wieder in Berlin und wenige Stunden darauf gingen die Befehle in alle Provinzen ab. Herr de la Haye de Launay, der als Minister angesehen wurde, aber diesen Titel ausgeschlagen hatte, wurde unmittelbar nach den Ministern empfangen.

Alle preußischen Kassen begannen eine ganz neue Buchführung mit dem 1. Juni jedes Jahres. Der ganze Kassenbestand wurde abgeliefert, sodaß von dem verflossenen Jahrgang nicht ein Groschen zurückblieb; hierdurch wurde die Rechnung ungeheuer vereinfacht. Jede Kasse lieferte ihren Bestand alle fünf Tage an die Provinzialkasse ab. Bei dieser wurde ein genaues Verzeichnis über alle zu leistenden Zahlungen geführt; wenn durch irgend einen Zufall der Barbestand nicht für diese ausreichte, hatte der Verwalter rechtzeitig bei der Hauptkasse Meldung zu machen und erhielt darauf sofort Deckung. Niemals waren also die Kassen mit ihren Zahlungen im Rückstand.

Bei meinem ersten Besuch bei dem mir vorgesetzten General von Buddenbrock, gleich nach meiner Ankunft in Berlin, sagte dieser mir, ich hätte immer am 16. jedes Monats vormittags zehn Uhr meine Quittung bei ihm einzureichen, um mein Gehalt für den laufenden Monat zu empfangen. Niemals habe ich auch nur eine Stunde

---

eine bestimmte, thatsächlich belegte Antwort, so war er zufrieden und schloß das Examen mit den Worten: „Eh bien!“ Zu einem Minister aber, der auf die Anfragen stockte und nicht genügende Antwort erteilen konnte, sagte er: „Herr! das sind leere Exküsen! Finde ich Ihn das nächstemal wieder auf fahlem Pferde, so werde ich Ihn nach Spandau schicken! Merk Er sich das!“ Und dabei klopfte er ihm mit der Krücke dreimal sehr empfindlich auf die Achsel.

auf mein Geld zu warten gehabt; wenn ich nicht selbst gehen wollte oder konnte, sandte ich meinen Bedienten oder mein Dienstmädchen, und stets waren diese vor elf Uhr mit dem Betrage zurück.

Es war ein ziemlich merkwürdiger Anblick, wenn alljährlich am 2. und 3. Juni die Wagen mit den kleinen Geldfässern vor dem Schloß hielten, in dessen Kellergewölben der Staatsschatz angesammelt wurde. Der Schatz wurde von einem alten Unteroffizier bewacht, dem Friedrich ein Jahresgehalt von fünfzehnhundert Thalern gab. Er hatte die Schlüssel zu der Schatzkammer, worin mehr als fünfundsiebzig Millionen Thaler lagen, aber er war auch durch seine Rechtschaffenheit und Wachsamkeit des königlichen Vertrauens im höchsten Grade würdig.

Außer dem großen Staatsschatz hatte der König für seinen Privatgebrauch noch die sogenannte Schatulle, die in Potsdam sich unter der Obhut seiner vertrauten Leibdiener befand; sie enthielt gewöhnlich fünfzehn bis zwanzig Millionen Thaler. Aus ihr bestritt er seine persönlichen Ausgaben für die Hofhaltung und für seine Liebhabereien; doch waren auch die Ausgaben für einige Staatseinrichtungen, z. B. die Militärakademie, auf diese Schatulle angewiesen.

Der preußische Außenhandel ist nicht sehr bedeutend; polnisches Getreide, schlesische und westfälische Leinewand, Pottasche, Bauholz, preußischer Honig u. s. w. sind die Hauptgegenstände der Ausfuhr, wodurch jedoch die Einfuhr, die besonders in Kaffee, Zucker, Wein, Seide und Schmuckgegenständen besteht, nicht gedeckt wird. Sehr oft

wurden daher Friedrich sehr schöne Pläne zur Bildung einer Handels- und Kriegsflotte vorgelegt; aber er wollte nicht darauf eingehen. Er meinte, da er keine überseeischen Besitzungen hätte, so würde eine Marine ihm viel kosten und wenig einbringen. Doch gründete er, um nicht alle Vorteile der Schiffahrt den anderen Ländern zu überlassen, die Seehandlungsgesellschaft und erlaubte dieser, zum Schutze ihrer und anderer preußischer Schiffe, einige armierte Fregatten zu halten.

Während des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges erhielt ich von Paris aus den Auftrag, mit der Seehandlung wegen des Baus einer Fregatte von vierzig Kanonen zu verhandeln, die vollständig ausgerüstet unter preußischer Flagge in einen französischen Hafen abgeliefert werden sollte. Der geforderte Preis für alles belief sich auf 50000 Thaler; dieser wurde bewilligt, aber die Verhandlung scheiterte daran, daß eine Lieferungsfrist von acht bis neun Monaten verlangt wurde, während man in Paris nur etwa fünf Monate warten wollte.

Der Binnenhandel ist in Preußen viel bedeutender als der Verkehr mit dem Ausland. Allerdings fehlt es an großen Straßen, aber dafür sind sehr viele Kanäle vorhanden, die in dem ebenen und sandigen Lande mit geringen Kosten angelegt werden; für drei- bis vierhunderttausend Thaler kann man schon einen Kanal von bedeutender Länge und in vorzüglicher Beschaffenheit herstellen. Auf diesen Wasserwegen werden also die Güter von einer Provinz zur anderen und besonders nach den großen Städten befördert. Die Anlage von gepflasterten Wegen oder Heer-

straßen wäre schwierig, weil es in dem Lande an Steinen fehlt. Der König ließ die Straße von Berlin nach Charlottenburg pflastern, aber obwohl sie nur eine Meile lang ist, ergaben sich dabei beträchtliche Schwierigkeiten. Herr d'Alembert schlug nach dem siebenjährigen Kriege dem König ein System von gut angelegten und sorgfältig unterhaltenen Landstraßen vor, die nicht nur den Verkehr in Preußen vermitteln, sondern sich auch durch das ganze deutsche Reich erstrecken sollten. Aber Friedrich antwortete ihm:

„Die meisten deutschen Kreise und Landesfürsten würden sich diesem Plan widersetzen: erstens weil sie kein Geld haben und sich durch eine so große Unternehmung in Schulden stürzen würden; zweitens, weil gute Straßen im Kriegsfall es nur den Feinden erleichtern würden, in das Land einzudringen. Unsere schlechten Wege schaden nur dem Angreifer, der ein paar Tage länger marschieren muß; das ist für den schwachen Verteidiger so gut, als wenn er ein paar tausend Soldaten mehr hat." *)

Eine Angelegenheit, der Friedrich stets die größte Aufmerksamkeit zuwandte, war die Besiedelung seiner Länder mit Bauern. Die preußischen Staaten enthielten, besonders in den sandreichen Provinzen, ausgedehnte Landstriche, die in ihrer Oede einen betrübenden Anblick darboten. Jedoch ist der Sandboden nicht gänzlich unfruchtbar, die Gemüse

*) Als ein anderes merkwürdiges Motiv ist von Friedrich gelegentlich angegeben: „damit die fremden Fuhrleute auf den schlechten Wegen länger liegen bleiben und mithin mehr verzehren müssen."

gedeihen darin sogar viel besser als im übrigen Europa; immerhin eignet er sich, hiervon abgesehen, durchweg nur zum Roggenbau und trägt kaum mehr als das drei- oder vierfache Korn. Andererseits sind aber auch die Bestellungskosten des leichten Bodens nicht sehr hoch. Auf diesem Gebiet, besonders an den Flußläufen, hat nun Friedrich eine erstaunlich große Zahl von fremden Familien angesiedelt; man baute ihnen kleine, aber für ihre Verhältnisse zureichende Häuser, gab ihnen Land und Werkzeuge, ein wenig Vieh und etwas Geld für den Unterhalt bis zur nächsten Ernte.*) Auf diese Weise vermehrte der König trotz all seiner Kriege sehr beträchtlich die Zahl seiner Unterthanen.

Das von dem Boden des Landes Gesagte gilt für alle Provinzen, mit Ausnahme des Herzogtums Magdeburg, des Bistums Ermland und Schlesiens, wo das Erdreich sehr fruchtbar ist. Westfalen mit dem Fürstentum Minden,

---

*) Ein Beweis seiner Fürsorge für die Bauern ist eine Kabinettsordre, die er vierzehn Tage vor seinem Tode an den Kammerpräsidenten, Baron Goltz in Königsberg, erließ:

„Vester, besonders lieber Getreuer!

Ich bringe in Erfahrung, daß auf der Seite von Tilsit annoch ein großer Morast zu defrechieren sei, das Terrain soll zu Meinen Aemtern gehören 2c. Die Bauern, welche da angesetzt werden, müssen ihre Güter alle eigentümlich haben, weil sie keine Sklaven sein sollen. Es ist ferner die Frage, ob nicht alle Bauern in meinen Aemtern aus der Leibeigenschaft gesetzet und als Eigentümer auf ihren Gütern angesetzt werden können? Ich erwarte darüber Eure Anzeige, was das für Diffikultäten haben kann und bin Euer gnädiger König

Friedrich."



die brandenburgischen Marken, Pommern, Preußen und fast die ganzen neuen, ehemals polnischen Landesteile, sind ganz und gar sandig.*)

Es folgt daraus, daß im allgemeinen das Volk nicht reich sein kann und daß der König mit gutem Grunde es mit schweren, direkten Abgaben verschonte, umsomehr, da der Bauer drei Tage in der Woche für die Herrschaft fronen muß. Die Armut des Landes rechtfertigt auch die Anhäufung eines starken Schatzes, auf dem in Kriegszeiten die ganze Rettung beruht, da der Handel geringe Erträgnisse giebt und nur wenige Festungen vorhanden sind.

Nach den Begriffen eines Franzosen kann die Lage der Landbevölkerung nicht gerade für glücklich gelten, aber in Preußen hat man darüber andere Ansichten.

„Unsere Bauern sind viel glücklicher als die Ihrigen," sagte eines Tages General von Buddenbrock zu mir; „ich habe in früheren Jahren ganz Frankreich bereist und sah überall die Leute barfuß gehen. Kommen Sie bei uns aufs Land; da finden Sie keinen Mann ohne Stiefel."

---

*) Diese Ansichten über die Fruchtbarkeit der verschiedenen preußischen Länder sind allerdings vielfach irrig; aber Thiébaults Kenntnisse von den Gegenden, die er nicht selbst gesehen hatte, — und er scheint kaum je über die nächste Umgebung von Berlin und Potsdam hinausgekommen zu sein — sind trotz seinem langen Aufenthalt im Lande sehr schwach. Besonders von der Lage Pommerns scheint er höchst unklare Begriffe zu haben. So z. B. liegt für ihn Küstrin in Pommern; von Pommern aus bricht Friedrich zur Eroberung Schlesiens auf, dessen Grenze er schon ‚am nächsten Morgen' überschreitet u. s. w. Aber ich erlaube mir, in dieser Beziehung auf die in der Vorrede mitgeteilten sehr richtigen Bemerkungen hinzuweisen, die Dohm über Thiébaults kleine Irrtümer macht.

„Der Kontrast wäre noch viel auffälliger," antwortete ich ihm, „wenn Sie Russen oder Lappländer mit Neapolitanern vergleichen wollten; im hohen Norden finden Sie überall außer den von Ihnen erwähnten Stiefeln gute Mützen mit tüchtigen Ohrenklappen und warme Pelze, während die Südländer kaum ein Hemd auf dem Leibe haben. Ich glaube, in Frankreich, mit seinem klaren Himmel und trockenen Boden, befinden sich die Leute barfuß doch noch wohler, als die gestiefelten Bauern in Ihrem nassen und kalten Klima."

Kurz vor meiner Ankunft in Berlin hatte Friedrich zum Finanzminister den Baron von Hagen erwählt, den er für den ehrenwertesten Mann auf der ganzen Welt hielt, während dessen Charakter im Grunde doch nur ein Gemisch von Habsucht und Heuchelei war. Da jedes Laster seine Strafe in sich selbst trägt, so blieb diese auch für den Geiz des Barons nicht aus. Die Vernesobreschen Erben sahen sich genötigt, das von ihrem Vater auf Befehl Friedrich Wilhelms zwangsweise erbaute prachtvolle Palais dicht beim Hallischen Thor*) zu verkaufen. Der Tuchfabrikant Schmitz vom Lagerhaus hatte davon gesprochen, daß er beabsichtige, auf das Haus zu bieten; Herr von Hagen ließ ihn zu sich kommen und sagte ihm, er habe selber Lust auf das Haus; diese Andeutung war mehr als genügend, um Schmitz zum Verzicht auf seine Absicht zu veranlassen. Da niemand wagte, gegen den Baron zu bieten, so bekam

*) Siehe Band I, Seite 331.

dieser das Palais mit allen Nebengebäuden und Gärten für dreizehntausendfünfhundert Thaler, aber leider sollte er sich des guten Geschäftes nicht lange freuen dürfen. Prinzessin Amalie sagte ihm, der Erwerb des Palastes würde ihr Vergnügen machen und sie hoffe, daß er ihn ihr freundlichst zum Selbstkostenpreis ablassen werde. Das war schmerzhaft, denn der Wunsch der Prinzessin war natürlich für den Hofmann Befehl.

Ein anderer Vorfall war wenigstens ein kleiner Trost für diesen Verlust. Graf Kameke hatte um Urlaub gebeten, um die Bäder von Bath in England zu besuchen; die Bitte war gewährt und Friedrich hatte ihn eingeladen, vor seiner Abreise bei ihm zu speisen. Kameke reiste also über Potsdam, speiste in Sanssouci und hatte dabei das kleine Unglück, ein wenig über den Durst zu trinken, so daß die Zunge mit ihm durchging. Er hatte einen bitteren Groll gegen den Minister von Hagen und ließ sich hinreißen, in den stärksten Ausdrücken seine Meinung über diesen auszusprechen. Er sagte, der Baron sei falsch, heuchlerisch, grausam, ungerecht, und dabei so dumm, daß man ihm von Rechts wegen Heu zum Fressen geben sollte.

Friedrich ärgerte sich über das unpassende Benehmen des Grafen; er sagte zwar nichts, beschloß aber, ihm einen Denkzettel zu geben. Am nächsten Morgen erhielt Kameke durch einen Lakaien nebst besten Wünschen einer glücklichen Reise ein sorgfältig verschnürtes und versiegeltes Paket, das er der Form und dem Gewicht nach für eine große, massive, goldene Tabaksdose hielt. Er wollte sich nobel und freigiebig zeigen und gab als Trinkgeld einige Louis-

vor, mit denen der Bediente sich schleunigst aus dem Staube machte.

Erwartungsvoll öffnete der Graf das Paket und fand eine ganz gewöhnliche hölzerne Dose, die mit feinem Sand gefüllt war. Obenauf lag ein Zettel mit den Worten:

„Da Sie ein guter Bürger und sehr tüchtiger Landwirt sind, so schicke ich Ihnen ein Muster unseres einheimischen Sandes, um es mit dem Boden des fremden Landes zu vergleichen, das Sie zu besuchen gedenken. Ich bin überzeugt, daß diese Vergleichung Sie zu Ergebnissen führen wird, die unserem Vaterland großen Nutzen bringen können. Lassen Sie es sich recht gut gehen!"

Die besondere Bosheit dieses Briefchens lag darin, daß der Graf auf seinen Gütern sehr kostspielige, aber gänzlich erfolglose Versuche mit schweizerischen und englischen Kulturmethoden gemacht hatte.

Um die besondere Achtung, die der König für Herrn von Hagen empfand, recht deutlich zum Ausdruck zu bringen, gab Friedrich diesem den schwarzen Adlerorden, worüber man allgemein erstaunt war, besonders ehe der Vorfall mit dem Grafen Kameke bekannt wurde.

Auf die Einrichtung seiner vielberufenen französischen Steuerregie wurde Friedrich durch den Philosophen Helvetius gebracht, der früher selbst Generalpächter gewesen war. Er kam einige Monate nach mir nach Berlin und verbrachte zunächst einige Tage in Potsdam, worauf er sich etwa ein halbes Jahr bei uns aufhielt. Ich hatte oft Gelegenheit, ihn zu sehen, sowohl in Gesellschaften, wie auch in meinem Hause,

wo er gerne vormittags einsprach, um sich von seinen Gängen auszuruhen. Er erzählte uns eine Bemerkung, die er in einem Gespräch über Finanzen dem König gemacht hatte:

„Sie brauchen, Sire, um die Ihnen eingereichten Finanzprojekte kennen zu lernen und zu beurteilen, diese Schriftstücke gar nicht erst zu lesen. Sie laufen alle auf eine und dieselbe Formel hinaus, nämlich: Ich bitte Eure Majestät um die Ermächtigung, Ihrem Volk so und so viel stehlen zu dürfen, unter der Bedingung, Ihnen so und so viel davon abzugeben.“

Helvetius gewann des Königs Vertrauen in so hohem Grade, daß dieser ihm die Verlegenheit mitteilte, worin er sich dadurch befinde, daß er von den indirekten Abgaben durchaus nicht die Einkünfte erhalte, die er billig davon erwarten müsse. Der philosophische Generalpächter untersuchte die ihm vorgelegten Rechnungen, und bestärkte den König in der Ueberzeugung, daß er von seinen Steuerbeamten schamlos bestohlen werde. Als Mittel zur Abhilfe gab er Verschärfung der Aufsicht an und versicherte, wenn dem Schleichhandel kräftiger gewehrt werde, so müßten die indirekten Abgaben ungleich mehr abwerfen. Er erbot sich aus Frankreich erfahrene Beamte zu verschaffen, und sandte bald nach seiner Rückkehr aus Paris die Herren de Cressy, de Candy, de la Haye de Launay, Brière und de Pernety. Da die beiden ersten bald starben, wurde ein gewisser de Lattre unter die Generalregisseurs aufgenommen.

Die Regisseure zusammen erhielten sechzigtausend Thaler jährlich; nach Ablauf von sechs Jahren verzichtete der König, was ihm nach dem Vertrage freistand, auf die Dienste der

Herren Pernety und Brière; er wollte aber nicht den Anschein erwecken, als ob er diese Reform aus Knauserei vornehme und beließ es bei dem bisherigen Gesamtgehalt, so daß die verbleibenden Herren de la Haye und de Lattre nunmehr jeder dreißigtausend Thaler bezogen.*)

Mit den Regisseuren kam eine zahlreiche Kolonie von ungefähr fünftausend Menschen jedes Standes und Alters ins Land. Wie man sich wohl denken kann, waren diese Leute, die in allen möglichen Bureaux, ja beinahe an den Pariser Straßenecken zusammengelesen wurden, nicht alle von sehr ehrenwertem Charakter. Es waren viele gutererzogene und anständige Männer dabei, aber auch manche ungebildete und undelikate Subjekte, die natürlich niemals über die untergeordnetsten Posten emporstiegen.**)

---

*) Neben diesem festen Gehalt bezogen die Generalregisseure auch einen Anteil an dem Ueberschuß, welchen die Einnahme über den Ertrag des letzten Jahres vor Beginn der Regie bringen würde, sowie einen Anteil an den Strafen, die von entdeckter Kontrebande bezahlt werden mußten. Diese Anteile sollen ebensoviel oder gar noch mehr als das feste Gehalt ausgemacht haben. Also wurden die Fremdlinge für ihre allgemein verhaßten Dienste weit reichlicher bezahlt, als es je die ersten Staatsdiener in Preußen waren. Das gewöhnliche Gehalt eines Staatsministers ohne Nebenamt war 4000 Thaler. Durch Nebenstellen und Direktionen besonderer Fächer brachten es die Finanzminister auf 8, auch wohl 10 000 Thaler. Höher ist es schwerlich bei irgend einem gekommen. Der erste Kabinettsminister, Graf von Finkenstein, hatte fünfzehntausend Thaler, weil er wegen der Fremden zu einigem Ehrenaufwande verpflichtet war. Der Baron von Hertzberg hatte unter Friedrich nicht mehr als höchstens fünftausend Thaler Gehalt.

**) Dohm bemerkt hierzu: „Die Zahl der angestellten Fremdlinge ist groß genug gewesen, um den Nationalunwillen zu erregen, doch ist sie in manchen Schriften ganz übertrieben angegeben

Die Seele der Regie war recht eigentlich Herr de la Haye de Launay. Ein Mann von unermüdlicher Arbeitskraft, gönnte er sich kaum zwei bis drei Stunden Schlaf; wenn um acht Uhr früh die Bureaux geöffnet wurden, hatte er bereits ein ungeheures Stück Arbeit hinter sich, und er arbeitete stets, trotz allen Störungen durch Besucher und Bittsteller, bis zur Essensstunde. Friedrich war nur gerecht gegen ihn, wenn er oft von ihm sagte: „Der König von Frankreich und ich haben getauscht; er hat einen Preußen (Necker, Enkel eines Stettiners) an die Spitze seiner Finanzen gestellt, ich einen Franzosen — wir haben beide gut gethan."

De Launays Ehrenhaftigkeit wurde später, als man ihn näher kennen lernte, von allen urteilsfähigen Leuten anerkannt. Natürlich fehlte es nicht an böswilligen Verleumdern; aber diese sind leicht durch die Thatsachen zu widerlegen: nachdem er einundzwanzig Jahre lang die preußischen Finanzen geleitet hatte, zog er sich mit dem erworbenen Vermögen nach Frankreich zurück: aber er hatte

---

worden, z. B. von Mirabeau auf 1500, von Zimmermann auf 3000, von Thiébault gar auf 5000. Die letzten beiden Zahlen sind gewiß sehr übertrieben, selbst wenn man die Familien der sich Anbietenden mitzählen wollte. Da bei weitem nicht alle angenommen wurden, so ist die Zahl der wirklich angestellten Franzosen nicht so groß gewesen und Beguelin dürfte recht haben mit seiner Versicherung, daß gleich anfangs nur fünfhundert nach Preußen gekommen und dort wirklich angestellt sind. Diese Zahl reichte gewiß hin, um alle oberen Stellen in Berlin und den Provinzen zu besetzen. Zu den unteren Stellen wurden auch Deutsche genommen." Bei der Auflösung der Regie waren nur noch 157 Franzosen angestellt.

nicht mehr als fünfzehntausend Livres Rente! Dieses bescheidene Vermögen hat er in der Revolutionszeit verloren, so daß er auf seine alten Tage in wirkliche Dürftigkeit geriet.

Ich habe alle höheren Beamten der Regie gekannt: unter diesen könnte ich nur zwei nennen, die ein Vermögen, welches dem ihres Chefs gleichkam, mit nach Frankreich brachten; sie verdankten es lediglich ihrer Sparsamkeit und ihrem geordneten Lebenswandel. Die anderen hatten höchstens soviel zurückgelegt, um in einem französischen Dorf bescheiden von ihren Renten leben zu können; aber nicht etwa alle, sondern höchstens ein halbes Dutzend von ihnen hatten es soweit gebracht. Und diese braven Leute wurden Räuber und Spitzbuben geschimpft.

Die bittersten Vorwürfe wurden gegen die Regie wegen des Kaffeemonopols geschleudert. Unwissende Menschen haben darin nur die Habsucht der Regisseure und ihrer Angestellten erblickt. Aber man hat sich sehr geirrt: die Einführung ging nicht von den Franzosen aus, sondern sie war das Werk und der Gedanke des Königs selbst.

Friedrich war die in Preußen übliche Kaffeetrinkerei ein Greuel; und um über seine Ansicht urteilen zu können, muß man wissen, daß das niedere Volk, sogar auf dem Lande, fast nur von Kaffee lebt. Man kocht ganze Töpfe voll davon mit ein wenig Milch und Zucker; man sieht eine ganze Familie um diese Art Suppe sitzen — ein Hering wird dazu gegessen, und das nennen die Leute ein Mittagessen. Nicht einmal in der Erntezeit bekommen die Tagelöhner auf den großen Gütern ein anderes Essen. Man

kann sich also denken, welche ungeheuren Mengen Kaffee in Friedrichs Staaten verbraucht werden.

„Was wollen denn die Leute?“ sagte der König. „Dünkt das Volk sich vielleicht vornehmer als sein König? oder sind ihre Mägen zarter organisiert als der meinige? Ich bin in meiner Jugendzeit mit Biersuppe auferzogen.*) Ihre Väter kannten nur Bier und das ist das Getränk, das für unser Klima paßt. Mit ihrem Kaffeetrinken bringen sie nur ihre Kräfte herunter und hinterlassen eine klägliche Nachkommenschaft; außerdem gehen dadurch Unsummen Geldes aus dem Lande.“

Friedrich kam, um den unmäßigen Kaffeeverbrauch einzuschränken, auf den Gedanken, den Preis desselben so zu erhöhen, daß das Volk sich ihn allmählich abgewöhnte. Der König verlangte die Vorlegung eines entsprechenden Planes, und daraufhin wurde das Monopol eingeführt. Der Kaffee wurde von der Regie gebrannt und in gestempelten Blechbüchsen verkauft, die ein Pfund hielten und einen Thaler kosteten. Wenn jemand behauptet, daß dieses Kaffeemonopol von den Franzosen eingeführt ist, so ist er ein Verleumder oder hat sich von Verleumdern täuschen lassen.**)

---

*) Auf dieses Argument wurde sogar offiziell in einer Antwort auf eine Beschwerde der pommerschen Landstände hingewiesen, datiert von Potsdam, den 27. August 1779.

**) Für den Kaffee bildete sich natürlich sofort nach Einführung des Monopols ein Schleichhandel im großen Stil, der sehr demoralisierend wirkte, aber nicht zu unterdrücken war, weil er zu reichen Gewinn abwarf. Während das Pfund Kaffee in Hamburg für vier bis fünf Groschen zu haben war, kostete es in Berlin

Nachdem die Regie einige Jahre lang gearbeitet und beträchtliche Ueberschüsse erzielt hatte, stellte Herr de Launay in einer Audienz dem König vor, die Durchsuchungsbeamten hätten zu geringe Besoldungen, von denen sie nicht ordentlich leben könnten; es sei nicht nur gerecht, ihr Gehalt zu erhöhen, sondern auch vorteilhaft für den Staat, da sie alsdann ihre Pflicht besser thun würden. Friedrich erwiderte:

„Sie kennen meine Unterthanen nicht; sie sind alle Spitzbuben, besonders wenn es auf meine Kosten sein kann. Aber ich kenne sie durch und durch und sage Ihnen, sie würden mich vor dem Altar bestehlen. Wenn Sie die Gehälter erhöhten, würden Sie nur die Einkünfte schmälern, aber gestohlen würde nach wie vor."

---

einen Thaler. Nur die privilegierten Stände: Adelige, Offiziere, Beamte u. s. w. durften selbst Kaffee, den sie zu neun Groschen das Pfund erhielten, in ihren Häusern brennen lassen. Die Schmuggler führten einen förmlichen kleinen Krieg mit Feuergewehren gegen die Accisebeamten und Aufseher an den Grenzen. Die französischen Inspekteurs, Kontroleurs, Visitateurs und Plombeurs bei der Kaffeeadministration wurden besonders verhaßt; man nannte sie nur die Kaffeeriecher. Das Volk rächte sich durch Witze. Man hängte am Fürstenhause in Berlin eine Karikatur des Königs in höchst kläglicher Gestalt mit einer Kaffeemühle im Schoß auf. Der König, der gerade die Jägerstraße heraufgeritten kam, bemerkte den großen Auflauf, lachte und sagte: „Hängt es doch niedriger, daß die Leute sich den Hals nicht ausrenken müssen." Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als ein allgemeiner Jubel ausbrach. Man riß das Bild sogleich in tausend Stücken von der Mauer herunter, und ein lautes, allgemeines ‚Vivat!' begleitete den langsam fortreitenden König. Aber die Kaffeeriecher blieben, denn die Kaffeeaccise brachte allein über eine halbe Million Thaler ein.

„Sire,“ antwortete de Launay, „wie wäre es anders möglich, als daß die Leute stehlen? Sie geben ihnen nicht so viel Gehalt, daß die Leute sich ihr Schuhzeug kaufen können. Dabei sind die meisten verheiratet; wovon sollen sie denn mit Weib und Kindern leben? Sie sind geradezu gezwungen, sich bestehlen zu lassen und durch die Finger zu sehen. Es giebt eine große Lebenswahrheit, die man leider nur allzuoft übersieht: im allgemeinen verlangen die Menschen nichts Besseres, als ehrlich bleiben zu können; aber man muß ihnen auch die Möglichkeit dazu lassen. Wollte Eure Majestät mir nur erlauben, einmal den Versuch zu machen, ich bürge dafür, daß die Ueberschüsse mindestens um ein Viertel steigen werden.“

Die Wahrheit und Gerechtigkeit dieser Bemerkung machte den König betroffen; er gab seine Erlaubnis, den Versuch zu machen: die Gehälter der Unterbeamten wurden um die Hälfte erhöht und die Steuereinnahmen stiegen um ein Drittel, ohne daß neue Gegenstände belastet wären.

Eine in mancher Hinsicht sehr bedenkliche, wenngleich durch die Verhältnisse gerechtfertige Finanzmaßregel Friedrichs war seine Münzverschlechterung während des siebenjährigen Krieges. Der König war in großer Not, fast alle seine Länder waren von feindlichen Heeren besetzt und er konnte nicht einmal mehr Steuereinnahmen aus ihnen ziehen. Sein Heer bestand damals fast nur noch aus Ueberläufern; diese aber waren hauptsächlich deshalb zu ihm gekommen, weil im preußischen Heer der Sold am pünktlichsten bezahlt wurde; niemals brauchten die Soldaten auch nur eine Stunde auf ihr Geld zu warten. In dieser

Lage entschloß der König sich, die englischen Subsidiengelder besser auszunutzen, als ihr eigentlicher Wert es zuließ. Sie beliefen sich auf jährlich sechshundertsiebzigtausend Pfund Sterling, ungefähr vier Millionen Thaler. Der König fand in seinem Juden Ephraim*) den Mann, der es verstand, daraus über zehn Millionen Thaler zu prägen. Diese Finanzmanipulation fand besonders durch Ausgabe von Achtgroschenstücken oder Dritteltalern statt, die teils in Leipzig, teils in preußischen Städten, aber mit Nachahmung sächsischer Stempel geprägt und daher ‚sächsische Drittel' genannt wurden.**) Friedrich zog aber sofort nach dem Friedensschluß diese schlechten Münzen ein und tauschte sie gegen vollwichtige um, er entschädigte sogar viele seiner Unterthanen, die durch dieses Geld Verluste gehabt hatten.

---

*) Der Hofjuwelier und Bankier Veitel Heim Ephraim stammte aus einer aus Holland eingewanderten jüdischen Familie, und war einer der klügsten und unternehmendsten Leute seiner Zeit. Er ist der Stammvater der noch jetzt blühenden Familien Eberti und Ebers, welcher letzteren der Romandichter Georg Ebers angehörte.

**) Auch sind diese Münzen unter dem Namen ‚Ephraimiten' bekannt. Andere Spottnamen waren: ‚Schinderlinge, Blechklappen'. Ein Vers darauf lautete:

Von Außen schön, von Innen schlimm,
Von Außen Friederich, von Innen Ephraim.

Das Militärwesen.

Die Ergänzung des stehenden Heeres. — Die Ausländer im Heere. — Das Prügeln. — Verzweiflungsthaten von Soldaten. — Maßregeln gegen die Deserteure. — Geglückte Desertionen. — Die Werber. — Die preußischen Offiziere. — Unangenehmes Leben. — Die Unteroffiziere. — Die Kapitäne. — Die Kompagnieinhaber.

Die Verwaltung des Heeres lag ausschließlich in Friedrichs Händen und alle Anordnungen in Bezug auf militärische Einrichtungen gingen nur von ihm selbst aus. Man kann sagen, Friedrich war sein eigener Kriegsminister. Der Beamte, der diesen Titel führte, war nur eine Art Intendant, dem die Einzelheiten des Bekleidungs- und Verpflegungswesens, die Unterhaltung der Magazine und die (in Wahrheit sehr geringe) Vorsorge für die Soldatenkinder oblagen. Er gehörte daher zum großen Direktorium, mit welchem die Armee sonst in gar keinen Beziehungen stand. Der Kriegsminister hatte mit der Beförderung der Offiziere nicht das geringste zu thun und hatte auch nicht die geringste Autorität bei diesen letzteren. Ich habe daher auch fast niemals Militärpersonen diesen Minister erwähnen hören.

Die Ergänzung des großen stehenden Heeres vollzieht sich auf zwei verschiedene Arten: Jedes Regiment hat einen bestimmten Kantonsbezirk, aus dem es sich rekrutiert und soviel Leute entnimmt, als es nötig hat. Jedes Jahr im Februar bereisen die Majore ihren Kanton; in jedem Dorfe muß der Schulze die Zivilstandsregister vorlegen,

aus denen die jungen Burschen festgestellt werden, die das dienstpflichtige Alter erreicht haben. Sie werden körperlich untersucht und wer für tauglich befunden wird, ist **für Lebenszeit** Soldat. Es werden keine langen Redensarten gemacht, sondern es heißt einfach: „Morgen geht Er zum Regiment ab.“ *)

Das Gesetz, wonach jeder Preuße, mit wenigen Ausnahmen, auf Lebenszeit Soldat werden mußte, wurde von Friedrich Wilhelm erlassen. Als der Monarch dieses ‚Stammrollensystem‘ einführte, herrschte allgemeine Verzweiflung; ganze Dörfer wanderten aus, besonders in Ostpreußen und den westlichen Grenzländern. Nichts war gewöhnlicher, als daß Männer sich einen oder mehrere Finger der rechten Hand abhackten. Am furchtbarsten war den Leuten der Gedanke, daß ihr hartes Los ihnen auf Lebenszeit bevorstand; nach und nach gewöhnte man sich aber an diese Härte und zu meiner Zeit seufzte man wohl noch darüber, aber man geriet nicht mehr in Verzweiflung.

Das zweite Mittel, um Mannschaften zu erhalten, ist

---

*) Der siebenundzwanzigste Mann in den preußischen Staaten, einschließlich der Kinder und Greise, mußte als Soldat dienen. Frei waren: Adlige und Standespersonen, die Besitzer eines Kapitals von sechstausend Thalern, die königlichen Diener, einzelne Gewerbe, wie Bergleute und Tuchmacher, die Erben einer bäuerlichen Nahrung, die Neubauer, Juden und Mennoniten und die Einwohner gewisser Provinzen und Städte, wie Cleve und Ostfriesland, Berlin, Potsdam, Breslau u. s. w. Vom Adel wurde aber erwartet, daß er seine Söhne Offiziere werden ließ; zwischen ihnen und den zum Dienst gepreßten Gemeinen war ein Unterschied, ‚wie zwischen den heiteren Olympiern und den betrübten Quadrupeden.‘

das Werbesystem. Die preußischen Werbeoffiziere liegen in den größeren freien Reichsstädten, an den Grenzen, besonders von Holland und Frankreich und in der Schweiz, oder vielmehr in dem zu Preußen gehörenden schweizerischen Fürstentum Neuchâtel. Die von diesen Offizieren angeworbenen — oder gepreßten — Mannschaften werden auf die verschiedenen Kompagnien verteilt; sie sollen nicht mehr als ein Drittel der Gesamtzahl bilden.

Diese Ausländer sind meistens Deserteure verschiedener Nationalität, vornehmlich Franzosen. In dem Bülowschen Regiment in Berlin waren nicht weniger als sechshundert Landsleute von mir, als die Garnison in den bayrischen Erbfolgekrieg rückte. All diese sechshundert Mann zogen in heller Freude aus, weil sie dachten, sie würden noch einmal desertieren können; einer von ihnen kratzte auf einer schlechten Fiedel einen Gassenhauer und sang dazu immer dieselben Worte: Nous allons en France! Seine Kameraden, ebenso lustig wie er, stimmten mit ein und tanzten mehr als sie marschierten. Als zwei Jahre später das Regiment wieder einrückte, waren von den sechshundert Franzosen nur noch sechs übrig: neunundneunzig auf hundert waren gefallen oder desertiert. Beinahe alle diese Deserteure waren sehr schlechte Subjekte und zu allem fähig.

Ich fragte einmal einige von diesen Soldaten, wie sie, um ein paar Tagen Arrest zu entgehen, sich in ein Land hätten flüchten können, wo sie täglich mit dem Rohrstock geprügelt würden. Sie antworteten lachend:

„O hier in Preußen ist es keine Schande, Prügel zu bekommen.“

Ich sprach oftmals mit preußischen Offizieren über diese unmenschliche Prügelei.

„Sie haben unrecht, daß Sie sich darüber beklagen,“ antwortete man mir, „wenn wir nicht so strenge wären, würde man Sie in Ihrem eigenen Hause ermorden. Ein Drittel unserer Armee besteht aus Taugenichtsen, die man nur mit der Fuchtel im Zaum halten kann. Die geborenen Preußen brauchten wir nicht so scharf anzufassen, weil sie im allgemeinen gutmütig sind; aber das andere Pack muß man entweder verprügeln oder aus dem Lande jagen!“

Leider hatten die Offiziere recht. Trotzdem boten aber diese Szenen einen sehr peinlichen Anblick, besonders wenn man zu einer Zeit ausging, wo die Truppen exerzierten; man konnte keine fünfzig Schritte weit gehen, ohne auf verschiedenen Stellen den Rohrstock niedersausen zu sehen. Ich sah einmal einen fünfzehnjährigen Junker, der wegen eines geringen Versehens einen mehr als fünfzig Jahre alten Grenadier vortreten ließ und ihm mit dem Stock aus Leibeskräften ich weiß nicht wie viele Schläge auf Arme und Schenkel verabfolgte. Dem armen Kerl liefen die Thränen über das Gesicht, aber er durfte nicht wagen, auch nur ein Wort zu äußern. Ich konnte den Anblick nicht ertragen und entfernte mich schleunigst.

Am Abend traf ich mit dem Kommandeur des betreffenden Regiments, dem Prinzen Friedrich von Braunschweig, zusammen, und dieser fragte mich, warum ich so schnell fortgegangen wäre. Ich erzählte ihm den Vorfall und der liebenswürdige, gebildete und wirklich feinsinnige Prinz hatte darauf nur die achselzuckende Antwort:

„O, mein lieber Freund, das geht nun einmal nicht anders.“

Die unmenschliche Strenge brachte viele Soldaten zur Verzweiflung; es hatte sich unter ihnen ein furchtbarer Aberglaube ausgebreitet. Sie sagten sich, es wäre am besten zu sterben; um aber nicht durch diese Sünde in die Hölle zu kommen, müßte man ein unschuldiges Kind ermorden, das auf diese Weise ins Paradies käme. Wenn man sich dann selbst anzeigte, so hätte man Zeit genug, zu Gott um Verzeihung zu beten, ehe man zum Tode geführt würde. Ich habe viele hinrichten sehen, die sich zu diesem abscheulichen Glauben bekannten.

Friedrich war tief erschrocken und befahl, es dürfe sich kein katholischer oder evangelischer Priester einem solchen gewissermaßen von religiösem Wahnsinn befangenen Verbrecher mit geistlichem Zuspruch nahen. Auch dieses Heilmittel hatte anfangs nicht viel Wirkung; mit der Zeit aber stellte sie sich doch ein, denn es graute den Soldaten davor, ohne geistlichen Beistand zu sterben und sie befürchteten, auf diese Weise noch sicherer als durch jede andere Todesart der Verdammnis anheimzufallen.

Ich habe gehört, daß in neuerer Zeit die preußische Disziplin beträchtlich milder geworden ist.*) Die Menschheit

*) Noch zu Friedrichs Lebzeiten erließ der Gouverneur von Berlin, General von Möllendorf, am 10. Juni 1785 einen Parolebefehl, aus dem wohl der Stil des Königs selbst spricht. Er verweist darin seinen Offizieren, „die alte auf unrichtigen Meinungen beruhende Idee, den gemeinen Mann durch Barbarei, tyrannisches Prügeln, Stoßen und Schimpfen zu seiner Schuldigkeit anzuhalten. S. Maj. der König haben keine Schlingel, Kanailles, Racailles,

muß dem neuen Herrscher dankbar sein, dessen gutes Herz dahin gewirkt hat. Schon zu meiner Zeit vertrat Prinz Heinrich die Ansicht, daß man sehr wohl ein Regiment exerzieren könne, ohne zu so grausamen Mitteln zu greifen.

„Wenn ein Soldat einen Fehler beim Exerzieren macht," pflegte er seinen Offizieren zu sagen, „so liegt das daran, daß Sie ihn nicht genügend ausgebildet haben. Lassen Sie ihn eine oder zwei Stunden nachexerzieren, damit ist er genug bestraft. Wenn Sie ihn schlagen, so bestrafen Sie ihn für Ihre eigene Trägheit."

Die übertriebene Strenge hatte aber auch zuweilen für die Offiziere selbst sehr unangenehme Folgen. Ich bin in der Lage, einige Beispiele dafür mitzuteilen:

Das Garderegiment hatte vor dem siebenjährigen Kriege einen so harten Kommandeur, daß die Grenadiere geschworen hatten, die ersten Kugeln, wenn man an den Feind käme, sollten dem General gelten. Man zog ins Feld: der General hatte von den von seinen Leuten geführten Reden gehört und hatte Furcht. Als das Regiment zum erstenmal ins Feuer kam, machte der Kommandeur fortwährend ohne Feuer Halt, sodaß Herr von Möllendorf, der damals als Kapitän eine Kompagnie führte, sich entschloß, Vorstellungen zu machen, die aber übel aufgenommen wurden und keine Wirkung hatten. Möllendorf sah

---

Hunde und Troopzeug im Dienste, sondern rechtschaffene Soldaten, welches wir auch sind, nur bloß, daß uns das zufällige Glück höhere Charaktere gegeben hat. Denn unter den gemeinen Soldaten sind viele so gut wie wir, und vielleicht würden es manche noch besser als wir verstehen."

in einiger Entfernung den Fürsten von Anhalt, ritt zu ihm hin und beschwor ihn, die Ehre des Regiments zu retten, indem er Befehle gäbe, deren Ausführung der Kommandeur sich nicht entziehen könnte. Dies geschah; das Regiment erhielt Befehl, sofort anzugreifen und bei der ersten Salve fiel der General, von fünfzig Kugeln durchbohrt.

Bald nach dem siebenjährigen Krieg diente in einem in Neiße in Schlesien stehenden Regiment ein junger Franzose, ein auffallend schöner Mann. Da er eine sehr gute Erziehung nicht verleugnen konnte, so richtete man über seine Herkunft Fragen an ihn, deren Beantwortung er aber verweigerte. Seine Offiziere ärgerten sich darüber und behandelten ihn so hart, daß er beschloß, sich zu rächen. Er hatte bei sich eine sehr hübsche Frau, die ebenso gewandt und mutig war wie er selbst; sie betrieb mit anderen Soldatenweibern zusammen den an der Grenze blühenden Schmuggel und brachte von jedem Ausflug ins Oesterreichische ein wenig Pulver und Blei mit. Zu gleicher Zeit gewann ihr Mann andere Soldaten für seine Pläne, ging dabei aber so behutsam zu Werke, daß kein Verschworener vom andern etwas wußte, sondern nur mit ihm allein zu thun hatte. Als er endlich genug Leute gewonnen hatte, setzte er Tag und Stunde für die Ausführung eines furchtbaren Planes fest, der darin bestand, daß Schlag zwölf Uhr mittags sämtliche Wachtlokale in der ganzen Festung gleichzeitig angegriffen und die darin befindlichen Soldaten entwaffnet werden sollten. Er selbst hatte den Angriff auf die Wache an dem nach Oesterreich führenden Thor zu leiten. Die von ihm gewonnenen Leute hielten sich auf dem Platz vor

der Wache auf, ohne Waffen und als ob sie nur herumlungerten. Er selbst schliff auf einem Stein neben der Schildwache ein Beil, als wenn er Holz hacken wollte. Mit dem ersten Schlag der Mittagsstunde springt er auf, spaltet dem Wachtposten den Schädel und ergreift dessen Gewehr, zugleich stürzen dreißig Verschworene sich in die Wachtstube, nehmen die Flinten, die sie darin vorfinden und stürmen auf das Thor los. Eine Schildwache bemüht sich, das Fallgitter in der Mitte der Thorwölbung herunter zu lassen, der Franzose springt herbei und schlägt ihm mit der Axt die rechte Hand ab. Die Mannschaften der äußeren Thorwachen eilen heraus, um die Flüchtlinge aufzuhalten; diese geben Feuer und töten sieben oder acht, der Rest der Wache flieht.

Unser Franzose hatte dreißig Mann bei sich, mit denen er der nur eine starke Meile entfernten österreichischen Grenze zueilte. Die Garnison wurde dadurch gerettet, daß die Uhren nicht miteinander übereinstimmten; das österreichische Thor war eine Viertelstunde zu früh angegriffen. Es wurde Generalmarsch geschlagen und die verschworenen Soldaten, die den Augenblick zum Angriff auf die übrigen Thore abwarteten, mußten mit in Reih und Glied treten. Den Flüchtlingen wurde schleunigst eine Kavallerieabteilung nachgesandt, die aber von einem so scharfen Feuer empfangen wurde, daß sie sich mit großen Verlusten zurückziehen mußte. Indessen waren die Deserteure durch das Gefecht so lange aufgehalten worden, daß ein Bataillon Zeit fand, sie einzuholen.

Es war nur noch eine Viertelstunde bis zur Grenze,

von der aus österreichische Soldaten und anderes Volk dem Kampfe zusahen. Schmugglerweiber brachten den Flüchtlingen einen neuen Vorrat Pulver und Blei, aber das Bataillon umzingelte die kleine Abteilung. Alle dreißig schlugen sich wie die Verzweifelten, kein einziger ergab sich, alle wurden getötet oder verwundet. Sie hätten den Kampf noch länger fortgesetzt, wenn ihnen nicht die Munition ausgegangen wäre. Ihr Anführer war der letzte, der verwundet wurde; ihm wurde der Schenkel zerschmettert. Er hatte noch eine Ladung Pulver aber keine Kugel mehr; er riß einen Knopf von seinem Rock und tötete damit den Offizier, der sich seiner Person versichern wollte.

Man führte ihn und die wenigen noch überlebenden Deserteure, die alle verwundet waren, nach Neiße zurück und stellte ihn sofort vor das Kriegsgericht. Man fragte ihn nach seinem wahren Namen, seiner Familie, seiner Heimat.

„Das alles geht euch nichts an," antwortete er. „Verliert eure Zeit nicht mit Fragen, auf die ich doch nicht antworten werde, sondern führt mich zum Tode."

„Wie viele Mitverschworene hat Er gehabt und wer waren diese?"

„Auch hierauf antworte ich nicht. Nur ich allein kenne sie und werde niemals ihre Namen verraten. Mein Geheimnis geht mit mir zu Grabe."

„Und weshalb hat Er ein so fürchterliches Verbrechen ausgesonnen und durchgeführt?"

„Warum? Weil ihr Barbaren seid; ihr seid alle Tyrannen, Henker, Tiger!"

Bei diesen Worten stürzt sein Kapitän wütend auf ihn los, überhäuft ihn mit Schimpfreden und giebt ihm einen Faustschlag vor die Brust; blitzschnell entreißt der Franzose dem einen der beiden Soldaten, die ihn aufrecht halten, das Bajonett, stößt es dem Kapitän in die Brust und ruft:

„Da, Scheusal! Wenigstens habe ich doch noch den Trost, vor meinem Tode dich zur Hölle zu schicken!“

Er wandte sich darauf zu den anderen Offizieren und sagte:

„Wozu wollen Sie meine Hinrichtung noch aufschieben? Wenn Sie durchaus darauf bestehen, Enthüllungen über meine Person zu erhalten, so bin ich bereit, sie zu geben. Reichen Sie mir Schreibzeug und ich werde an den König schreiben und ihm alles sagen. Aber ich mache zur Bedingung, daß ich den Brief ohne Zeugen schreiben, ihn selbst versiegeln und dem Posthalter persönlich in Gegenwart mehrerer anderer Leute übergeben darf.“

Die Mitglieder des Kriegsgerichts befürchteten, in diesem Schreiben selbst angeklagt zu werden; das Anerbieten des Franzosen wurde also zurückgewiesen.

Als Friedrich zur nächsten Revue nach Neiße kam, wurden die höheren Offiziere der Garnison außerordentlich schlecht von ihm behandelt. Er machte ihnen die härtesten Vorwürfe, besonders deshalb, weil sie den Verbrecher am Schreiben verhindert hätten; er wäre überzeugt, daß nur ihr schlechtes Gewissen sie dazu gebracht hätte. Uebrigens wurde die Sache nicht weiter verfolgt, sondern nach Möglichkeit vertuscht und besonders vor der Armee fast ängstlich

geheim gehalten. Sie blieb daher im Publikum fast ganz unbekannt.

Ein ganz ähnlicher Vorfall hätte sich beinahe in Berlin selbst zugetragen. Fünfzehnhundert Rekruten hatten während des siebenjährigen Krieges, als nur ein einziges Regiment in Garnison lag, den Plan gefaßt, sich mit Gewalt zu befreien. Zum Glück entdeckte einer der Verschworenen das Komplott und zeigte die Häupter desselben an; diese wurden während der Nacht verhaftet und sofort erschossen. Man bewahrte das tiefste Geheimnis darüber und die meisten Berliner erfuhren nicht einmal etwas.

Aus allen diesen Vorfällen geht jedenfalls die triviale, aber leider zu oft vergessene Wahrheit hervor, daß Strenge gegen Untergebene nur dann gut und gefahrlos ist, wenn sie sich durchaus in den Grenzen der Gerechtigkeit hält.

Ich war erst seit einigen Wochen in Berlin und wohnte noch in gemieteten Zimmern, als ich eines Mittags, die Treppen hinaufsteigend, vor mir drei Soldaten in Fesseln sah, die zu meinem Wohnungsnachbarn, ihrem Regiments-Kommandeur gebracht wurden. Zwei von ihnen, beide verwundet, stützten den dritten, der einen Schuß im Bein hatte. Ich hörte, wie einer von ihnen zu diesem, der offenbar große Schmerzen litt, in französischer Sprache sagte:

„Mut, Mut, mein lieber Kamerad. Morgen haben alle unsere Leiden ein Ende.“

„O warum nicht schon heute!“ rief der andere mit einem Schmerzensschrei.

Dieser Ruf klingt mir noch heute in den Ohren. Noch heute, nach vierzig Jahren, sehe ich vor mir die Deserteure

mit ihrer Bedeckungsmannschaft. Sie waren zu sechs desertiert, mit vollem Gepäck und mit allen ihren Waffen. Sie hatten sich gegen Bauern verteidigen müssen, die sich ihrer bemächtigen wollten. Drei von ihnen waren glücklich entkommen, die anderen drei waren verwundet worden und wurden gefangen wieder eingebracht.

Daß es so selten einem Deserteur gelingt, über die Grenze zu kommen, ist kein Wunder; die Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellen, sind fast unüberwindlich. Jeder Offizier, der auf der Straße mehrere Soldaten beisammen sieht, hat das Recht und sogar die Pflicht, sie mit dem Rohrstock auseinander zu treiben, besonders wenn es Franzosen sind. Jeder Kapitän, dem ein Soldat von seiner Kompagnie desertiert, wird mit Arrest bestraft. Alle Garnisonsstädte sind von Befestigungen oder von Mauern, mindestens aber von Pallisaden umgeben. Auf der inneren Seite dieses Ringes führt ein breiter Weg entlang, der von so vielen Schildwachen besetzt ist, daß jeder Posten seine beiden Nebenposten sehen und hören kann. Die Schildwachen, zwischen denen ein Deserteur sich durchschleicht, werden beide mit Spießrutenlaufen bestraft, wenn die Thatsache sich ihnen nachweisen läßt. Alle Soldaten müssen jeden Abend dreimal, in Zwischenräumen von einer Stunde, zum Appell antreten. Wenn einer beim Aufruf nicht antwortet, wird sofort nach ihm gesucht; ist er beim nächsten Appell noch nicht zur Stelle, so wird die Lärmkanone gelöst; diese ist ein Geschütz von grobem Kaliber, das auf einem erhöhten Punkt steht, so daß der Schuß auf allen Dörfern der Umgegend vernommen wird. Die Bauern müssen auf

dieses Signal sofort sich bewaffnen und alle Wege besetzen. Für die Ergreifung jedes Deserteurs erhält das Dorf eine Belohnung von zehn Thalern; wenn dagegen ein fliehender Soldat die Dorfmark überschreitet, ohne angehalten zu werden, so werden die Bauern mit einer Buße in gleichem Betrage belegt.

Zum Durchkommen gehört also ein fast übernatürliches Glück oder eine ungewöhnliche Gewandtheit, umsomehr, als die Soldaten von keinem Menschen Hilfe zu erwarten haben. Auf der Post werden ihre Briefe nicht angenommen, wenn sie nicht von ihren Offizieren gelesen und als zulässig bezeichnet sind. Jeder Bürger, der einem Soldaten Kleider verschaffte oder ihm sonst Vorschub leistete, würde sofort entweder unter das Militär gesteckt, oder, wenn er schon zu alt wäre, auf die Festung geschickt werden.

Trotzdem gelang es im Jahre 1764 einem in Berlin dienenden Franzosen, zu entkommen; das sinnreiche Verfahren, das er dabei angewandt hatte, erregte allgemeines Interesse und große Heiterkeit. Er ging in folgender Weise zu Werke: Zunächst verstand er es, sich den Ruf eines sehr ordentlichen und pflichteifrigen Soldaten zu erwerben; durch seine Geschicklichkeit hatte er sehr schönen Nebenverdienst, dabei verkehrte er mit keinem Kameraden und hielt sich besonders von seinen Landsleuten fern. Er schien mit seinem Lose vollkommen zufrieden zu sein und zeigte sich besonders seinem Kapitän gegenüber gefällig und zu jedem Dienst bereit. Nachdem es ihm gelungen war, ein krankes Pferd des Offiziers zu kurieren und herauszufüttern, nahm dieser ihn als ‚Ordonnanz‘ — so nennt man in Preußen die

Offiziersbedienten — in sein Haus. Es dauerte nicht lange, so besaß der Soldat das volle Vertrauen seines Herrn. Eines Tages war der Offizier auf einer kleinen Reise über Land abwesend; unser Franzose zieht sich eine Kapitänsuniform an, steigt zu Pferde und reitet seelenruhig am hellen Mittag zur Stadt hinaus, wobei er voll Herablassung alle Schildwachen grüßt, die vor ihm das Gewehr präsentieren. Als er ein ziemliches Stück vom Thor entfernt war, setzte er sein Pferd in Galopp und kam glücklich in dem nächsten sächsischen Städtchen, Baruth, an. Pferd und Uniform sandte er von dort aus dem Kapitän zurück, mit einem schönen Briefchen, worin er ihm für den freundlichst gewährten Beistand zur Desertion seinen besten Dank aussprach.

Die preußischen Werber, die in den freien Städten und an den Grenzen lauerten, waren im vollsten Sinne des Wortes Menschenräuber. Ihr Handwerk war sehr gefährlich, denn wenn man sie erwischte, so wurden sie gehängt, und mit vollem Recht, denn sie verdienten wegen ihrer Schandthaten die härteste Strafe.

Während des siebenjährigen Krieges kam ein französischer Rittmeister, Namens de M.**, in ein einsam am Rhein gelegenes Wirtshaus, in welchem mehrere preußische Werber sich aufhielten. Von den Antillen kommend, war er tags vorher in Holland gelandet und hatte preußischen Boden überhaupt noch nicht betreten; trotzdem hielten die Preußen seinen Wagen an, unter dem Vorwande, er hätte vielleicht einige Deserteure darin verborgen. Sein Bedienter entfernte sich, um auf der nahe gelegenen Post frische

Pferde zu bestellen. Gott weiß, was aus ihm geworden ist, man hat ihn niemals wiedergesehen. Der Rittmeister selbst wurde entwaffnet, am anderen Morgen mit anderen Rekruten abgeführt und mußte den ganzen Rest des Krieges als gemeiner Soldat in einem Infanterieregiment mitmachen. Unzähligemale schrieb er an den König, der ihm nicht antwortete, und an seine Freunde und Verwandten, die seine Briefe niemals erhielten. Nach dem Friedensschluß kehrte sein Regiment in seine schlesische Garnison zurück und wurde noch in demselben Jahre wie gewöhnlich vom König besichtigt. Bei dieser Revue fragte Friedrich, ob nicht ein Soldat, Namens de M.**, in dem Regiment stände. Der Franzose trat vor, präsentierte das Gewehr und meldete sich Seiner Majestät.

„Wollen Sie als Offizier in meinen Diensten bleiben?" fragte der König.

„Sire, ich kann es nicht, da ich die Ehre habe, der französischen Armee anzugehören."

„Nun, so gebe man dem Herrn seinen Abschied. Er kann gehen!"

Das war alles!

Ein polnischer Edelmann, der zur Revue gekommen war, hörte von dieser Geschichte, suchte Herrn de M.** auf und lud ihn ein, mit nach seinem Gute zu kommen, wo er auf das Eintreffen seiner Gelder warten könnte. M.** nahm diesen Vorschlag mit Freuden an und erhielt einige Zeit darauf aus Paris seine Wechsel, die auf Warschau lauteten. Er begab sich, um sie einzuziehen, dorthin, und traf einen alten Bekannten, den Marquis de L'Hôpital,

der als Gesandter nach Petersburg ging. Er schloß sich diesem an; „denn," sagte er, „die Rückreise nach Frankreich über Rußland ist für mich die angenehmste; ich kann teils zur See reisen, teils zu Lande über Schweden und Dänemark; das ist mir lieber als die öde Landreise durch Ungarn, Böhmen und Oesterreich. Durch Preußen will ich um keinen Preis reisen, obwohl dies der nächste Weg ist; ich würde bei jedem Schritt fürchten, wiederum Werbern in die Hände zu fallen."

Ein Bekannter von mir, der auf der Reise in Rußland oft mit ihm zusammengetroffen war, fragte ihn eines Tages lachend, ob er als preußischer Soldat auch gefuchtelt wäre?

„O, sprechen Sie mir nicht davon!" rief der Rittmeister. „Mir ist, als fühle ich die Schläge noch!"

Im Jahre 1767 ließ die Kurfürstin-Witwe von Sachsen einen jungen Militärarzt aus Lyon kommen. Er reiste der Billigkeit wegen allein und mit eigenem Pferde, was wegen der Unsicherheit der Landstraßen damals nicht ungefährlich war. In der Nähe von Frankfurt traf er einen Rekrutentransport mit preußischen Offizieren, die ihm zuredeten, er solle sich ihnen anschließen, sie würden ihn vor jeder Gefahr räuberischer Ueberfälle schützen und bis ganz in die Nähe von Dresden bringen. Der junge Arzt ging darauf ein und die Offiziere zeigten sich als liebenswürdige Reisegefährten; aber in Halberstadt ließen sie die Maske fallen, der Franzose wurde überwältigt, gefesselt und zunächst nach Magdeburg, von da nach Berlin gebracht, wo man ihn in ein Infanterieregiment steckte. Er war schon länger

als einen Monat Rekrut, als er eines Mittags auf der Straße dem Regiedirektor Pernety begegnete, der mit großem Erstaunen den jungen Arzt, den er in Lyon persönlich gekannt hatte, im Soldatenrock sah. Er erfuhr das traurige Schicksal des armen Menschen, und beschloß sich für ihn zu verwenden. Zunächst ging er zu dem General, der das betreffende Regiment befehligte; dieser verwies ihn an den Generalinspektor, von dem nach seiner Behauptung die Freilassung eines Soldaten abhinge. Aber der Generalinspektor schickte ihn wieder zum Regimentskommandeur. Pernety begab sich also abermals zu diesem und erhielt auf seine Bitte jetzt eine Weigerung in aller Form.

„Aber Sie sollen den Mann ja nicht umsonst losgeben; ich erbiete mich, einen anderen Rekruten an seiner Stelle zu bezahlen."

„Das würde noch nicht genügen; Ihr Landsmann ist ein wahrer Schatz: er ist zugleich ein guter Chirurg und ein guter Soldat; so etwas findet man selten."

„Nun, so werde ich zwei Rekruten für einen bezahlen."

„Sehr angenehm — das heißt, wenn diese beiden Rekruten zwei französische Chirurgen sind — sonst brauchen Sie kein Wort mehr über diesen Gegenstand zu verlieren."

Pernety entfernte sich entrüstet; wir teilten seine Entrüstung und sprachen überall von diesem Akt der Barbarei, so daß die Geschichte endlich dem Prinzen Heinrich zu Ohren kam. Dieser bewirkte die Freilassung des jungen Mannes.

Ich kannte im Raminschen Regiment einen braven Grenadier, der in der französischen Armee Fechtmeister gewesen war. Er hatte als Freiwilliger an einem Patrouillen-

gang teilgenommen und war mit vier anderen in einem Gehölz umzingelt und gefangen genommen worden. Statt die Leute als Kriegsgefangene zu behandeln, hatte man sie solange gefoltert, bis sie endlich preußische Dienste nahmen. Sie hatten sich anfangs natürlich geweigert; man gab ihnen darauf als einzige Nahrung gesalzene Heringe und verweigerte ihnen auch nur einen Tropfen Wasser, bis der fieberhafteste Durst sie übermannte. Der Fechtmeister wurde bald darauf vor Kummer und Heimweh krank und man gab ihm den Abschied; ich sammelte für ihn hundert Franken, mit denen er nach Frankreich abmarschierte. Er war während seiner Dienstzeit niemals geschlagen worden, weil er gleich von vornherein seinen Offizieren erklärt hatte: er würde nach besten Kräften seine Schuldigkeit thun, aber für jeden, der ihn mit dem Stock berühren würde, hätte er eine Kugel bereit.

Die preußischen Offiziere leiden übrigens fast ebensosehr unter der straffen Mannszucht, wie die gemeinen Sodaten, ein freies und zügelloses Leben, wie es in anderen Armeen die Offiziere führen, ist in Preußen eine Unmöglichkeit.

Der König allein kann ihnen Urlaub bewilligen, und Friedrich that dies nur auf sehr triftige Gründe hin; es ist daher ein Ausnahmefall, wenn nicht alle Offiziere bei ihrer Truppe sind. Selbst von den kleinen Dienstobliegenheiten kann nur ernstliche Krankheit sie befreien; die Kavallerieoffiziere z. B. müssen jeden Tag von sechs bis acht Uhr früh und von vier bis sechs abends beim Pferdeputzen zugegen sein. Der Graf von Reichenbach, mit dem ich sehr befreundet war, ist während seiner elfjährigen Dienst-

zeit im Regiment Gendarmes*) jeden Tag viermal in den Ställen gewesen, ohne auch nur ein einzigesmal um eine Minute die angesetzte Zeit zu versäumen.

„Ich bin in einer furchtbaren Lage,“ sagte er mir einmal, „schon oft habe ich beim Zubettegehen zu mir selbst gesagt: morgen kommst du vielleicht, ohne daß du die geringste Schuld hast, für Lebenszeit auf die Festung. Denn das ist die Strafe, wenn man in der bescheidensten Weise einem Vorgesetzten, der einen ungebührlich behandelt, zu antworten wagt. Man hat also in einem solchen Fall nur die Wahl: entweder ein Feigling zu sein, oder sich gegen die Disziplin zu vergehen und die harte Strafe dafür zu erleiden. Ich persönlich bin fest entschlossen, um keinen Preis eine Beleidigung zu erdulden, auch von meinen Vorgesetzten nicht, und diese wissen es wohl. Aber das ist noch nicht alles: Wenn ich mich aus einem begründeten Anlaß mit einem Kameraden im Duell schlage, so wird kein Wort darüber verloren, vorausgesetzt, daß die dabei gebrauchten Waffen Säbel oder Pistolen waren. Bekomme ich dagegen mit einem Bürgerlichen Streit, so bin ich gezwungen, ihn zu töten. Lasse ich mich auf einen regelrechten Zweikampf mit ihm ein, so werde ich aus dem Regiment ausgestoßen und degradiert, sogar wenn das Recht auf meiner Seite gewesen ist. Ich muß ihn dahin bringen, daß er mich an meiner Ehre beleidigt, und ihm auf der Stelle meinen Säbel durch den Leib rennen: dann

*) Die Gendarmen (Kürassiere) waren das vornehmste preußische Kavallerieregiment.

komme ich mit zwei Jahren Festung davon und bleibe Offizier."

Man hat oft gesagt, die Stärke der preußischen Armee beruhe auf der Zahl und Tüchtigkeit der Unteroffiziere. Die Anzahl ist wirklich so groß, daß immer auf drei Mann ein Korporalstock kommt. Ein Franzose sagte sehr treffend:

„Ich wundere mich gar nicht, daß ihr Preußen so tapfer vorrückt: ihr marschiert zwischen zwei Feinden, und von diesen beiden Feinden ist der nähere, dem ihr nicht entrinnen könnt, die Reihe von Unteroffizieren, die mit ihren Stöcken in der Hand hinter euch hergehen."

Diese Unteroffiziere werden durchweg nur unter den Landeskindern ausgesucht, und da der Militärdienst lebenslänglich ist, so hat man die Wahl unter alten Soldaten von erprobter Tüchtigkeit.

Ein anderer bedeutender Vorteil für das preußische Militärwesen ist die Stärke der Garnisonen. Der Soldat gewöhnt sich daran, in großen Verbänden zu exerzieren und zu marschieren; daher die tadellose Marschordnung selbst bei den größten Strapazen. Die Oesterreicher werden nicht weniger streng gedrillt, aber sie sind aus Sparsamkeitsgründen in zahlreiche kleine Garnisonen verstreut; werden sie einmal zu größeren Körpern zusammengezogen, so zeigt sich sofort dieser Fehler ihrer Ausbildung: ein Regiment macht keine hundert Schritte im Takt, ohne daß die Front an fünfzig Stellen gebrochen wird.

Der Sold der Offiziere genügt kaum zum notdürftigen Lebensunterhalt, solange sie nicht den Grad eines Kapitäns erreicht haben, was selten vor dem vierzigsten Lebensjahr

der Fall ist. Sie müssen sich daher wohl oder übel an eine harte und sparsame Lebensführung gewöhnen, umsomehr, als das Schuldenmachen streng verboten ist. Wenn eine Stelle frei wird, sendet der Regimentskommandeur dem König die Namen der fünf Offiziere ein, die den nächsten Anspruch auf Beförderung haben; er giebt eingehende Auskunft über ihren Charakter und ihre Fähigkeiten, und der Hauptpunkt ist die Beantwortung der Frage, ob ein Offizier Schulden hat. Lautet die Auskunft ungünstig, so ist damit das Schicksal eines Leutnants besiegelt: er wird niemals Kapitän. Der Kapitänsrang oder vielmehr die Führung einer Kompagnie ist aber für jeden Offizier das wichtigste: sie gewährleistet ein Einkommen von jährlich viertausend Thalern. Gewöhnlich verheiratet sich daher ein Offizier erst, wenn er dieses Ziel erreicht hat.

Eine Ausnahme bilden die Kapitäne bei den Genietruppen, die keine Kompagnie führen und daher nur den Sold von vierhundert Thalern beziehen. Mehr kostet ein Kapitän dem König nicht. Der Ueberschuß ihres bedeutenden Einkommens rührt von verschiedenen Gebräuchen her, die teils durch das Gesetz, teils durch die Gewohnheit zugelassen sind, wie zum Beispiel die Ersparnisse einer halben Elle Tuch an jeder Montur, ferner der Uniformknöpfe, die die Soldaten sich selbst halten müssen. Den größten Teil des Ueberschusses liefert aber die Einrichtung der ‚Urlauber‘; das heißt mindestens ein Drittel, zuweilen die Hälfte der Mannschaften, wird in Friedenszeiten für zehn Monate des Jahres nach Hause entlassen. Der Sold fällt während ihrer Abwesenheit zum Teil dem König zu,

zum anderen Teil aber, und zwar zum größeren, dem Kapitän.

Da der König spart, wo es nur irgend angeht, so hat jeder General und jeder andere Offizier des Regiments seine Kompagnie, die er verwaltet, oder vielmehr deren Einkünfte er bezieht. Die Führung dieser Kompagnien wird von sogenannten Hauptleuten zweiter Klasse besorgt, die nur Leutnantssold beziehen. Daher werden die Regimenter stets von Generälen geführt, weil nur den im Verbande eines Regiments stehenden Offizieren eine Kompagnie übertragen werden kann. Ein Feldmarschall kann kein Regiment führen, also auch keine Kompagnie erhalten; da einem Marschall jährlich zwölftausend Thaler zustehen, so hat Friedrich in späteren Jahren keinen Offizier mehr zu diesem Range befördert. Ein Generalleutnant erhält jährlich siebentausend Thaler, aber die Einkünfte der Kompagnie werden mit dreitausend darauf angerechnet; es bleiben also thatsächlich nur viertausend zu bezahlen.

Kriegs- und Friedensgeschichten.

Das Wunder der Disziplin. — Der Läufer von Mollwitz. — Darget. — Marschall Belle-Isle — Der König im Geschützfeuer. — Die Soupers in Sanssouci. — Die Herren von Cocceji. — Die Barberina. — Trenck. — Seine Liebschaft mit Prinzessin Amalie. — Gefangenschaft in Glatz. — Flucht. — Im Kerker zu Magdeburg. — Bemühungen bei Maria Theresia. — Trencks Hochzeit. — Wiedersehen mit der Prinzessin Amalie. — Trencks Ende auf der Guillotine.

Friedrich war noch nicht lange König, als er den Plan faßte, Schlesien zu erobern. Um einen Vergleich zu gebrauchen, wie mein General Buddenbrock sie liebte: sein Großvater hatte einen Laden aufgemacht, sein Vater hatte bedeutende Speicher dazu angelegt, Friedrich selbst betrieb das Geschäft im Großen.

Er hatte das Genie dazu und er verfügte auch über die Hauptmittel: das wohlausgebildete Heer und einen starken Staatsschatz. Nachdem er mit Schwerin und dem Fürsten von Anhalt in Charlottenburg die Operationen beraten hatte, ergingen seine Befehle an alle Generäle und es wurden unter dem Vorwande einer Revue sechzigtausend Mann zusammengezogen. Friedrich fragte dabei den ihn begleitenden ‚alten Dessauer', was er am meisten bewundere?

Der Fürst erwähnte die gute Haltung der Truppen und die Vorzüglichkeit ihrer Bewegungen. Aber Friedrich erwiderte:

„Das Wunderbarste für mich ist, daß wir mitten unter diesen Leuten in Sicherheit sind; jeder dieser Leute ist Ihr und mein unversöhnlicher Feind, und doch hält sie die Sub-

ordination und der Geist der Ordnung in Schranken, obwohl ein jeder von ihnen stärker und besser bewaffnet ist als wir beide."

Am Tage nach dieser Revue rückte Friedrich ins Herzogtum Glogau ein.

Mit dem Heldentum sah es anfangs noch ziemlich mißlich aus; in der ersten langen und sehr mörderischen Schlacht fand Friedrich auf seiten der Oesterreicher im General von Neipperg einen Gegner, der seines Feldmarschalls Schwerin würdig war. Auf Drängen seines Feldherrn, der einen letzten Sturm wagen und alle Kräfte einsetzen wollte, entfernte der König sich noch vor der Entscheidung vom Schlachtfeld. Europa gab Friedrich den Spottnamen: ‚Der Läufer von Mollwitz', aber der König hat seinen Fehler, wenn es einer war, später mehr als reichlich wieder gut gemacht und das Scherzwort ist vergessen worden. Ob auch Friedrich selbst es vergessen hat? Die Schwerins waren fest überzeugt, daß der König ihrem Verwandten seinen wohlgemeinten Rat bis an seinen Tod nachgetragen hat.

In diesem ersten schlesischen Kriege begleitete der französische Gesandte, Herr de Valory, den verbündeten preußischen König ins Feld. Die Oesterreicher hatten durch Ueberläufer erfahren, daß das Zelt des Gesandten am äußersten Rande des Feldlagers aufgeschlagen wäre, sandten eine Abteilung ungarischer Husaren aus und umzingelten vor vier Uhr morgens, unbemerkt von den preußischen Vorposten, das Zelt. Zum Glück war der Gesandtschaftssekretär, Herr d'Arget, schon wach. Er hört das Geräusch der

Waffen, zieht sich den schönen Schlafrock Seiner Exzellenz an und tritt ins Freie.

„Was suchen Sie hier, meine Herren?“ fragt er die Husaren.

„Den französischen Gesandten.“

„Der bin ich.“

Auf dieses Wort packt man ihn, wirft ihn auf ein Pferd und reitet im Galopp ab. Ein österreichischer General, vor den man ihn führt, fragt ihn:

„Sie sind doch Herr de Valory?“

„Nein, Herr General, ich bin nur sein Sekretär.“

„Wie konnten Sie dann wagen, zu behaupten, daß Sie der französische Gesandte wären?“

„Ich konnte es wagen, weil dies meine Pflicht und Schuldigkeit war.“

D'Argets Mut und Geistesgegenwart gefielen König Friedrich sehr; er ließ ihn sofort auswechseln und veranlaßte ihn, als Vorleser und Privatsekretär in seine persönlichen Dienste zu treten.

Ich überlasse es den Historikern, den Gang der Kriegsereignisse in ihren Einzelheiten zu schildern und beschränke mich auf die Mitteilung einiger Anekdoten, für die ich sichere Gewährsleute habe.

Während des ersten schlesischen Krieges erfuhr der französische Marschall Belle-Isle, daß Friedrich nach der Eroberung Schlesiens mit den Oesterreichern auf eigene Hand Frieden schließen wollte. Sofort begab er sich zum König und erbat eine Audienz, bei welcher er seine ganze Beredsamkeit aufbot, um einen so wichtigen Verbündeten

auf der Seite Frankreichs zu erhalten. Aber Friedrich brachte ihn bald zum Schweigen, indem er ihm eine Depesche zeigte, worin der Kardinal Fleury dem Wiener Hof gegenüber sich erbot, den König von Preußen fallen zu lassen, wenn Oesterreich mit Frankreich zu gewissen Bedingungen Frieden schließen wollte. Das Schriftstück war echt und mit dem vollen Namen unterzeichnet.

Herr von Belle-Isle war vor Empörung sprachlos. Die Generäle und andere Herren aus des Königs Gefolge, die in den Vorzimmern warteten, waren erstaunt über das zornige und zugleich verblüffte Gesicht, das der Marschall machte, als er das Kabinett des Königs verließ. Sie hörten ihn mehreremale ganz außer sich sagen: „O, dieser verfl . . . Pfaffe!"

In Frankreich durfte die Handlungsweise des Kardinals nicht in den Zeitungen besprochen werden; da man also den wahren Grund für Friedrichs Handlungsweise nicht kannte, so ist es kein Wunder, daß man den König von Preußen für einen skrupellosen Mann hielt, der ganz nach seinem persönlichen Vorteil mit Verträgen und Bündnissen umspränge.

Die erwähnte Depesche erhielt Friedrich durch Vermittlung eines verwundeten und gefangenen österreichischen Generals. Der König machte diesem einen Besuch, der General sprach von Frieden, und erbot sich, ihm den Beweis zu liefern, daß Kardinal Fleury ihn hintergehe, was aus dem Schriftstück allerdings völlig klar wurde.

Der Artilleriegeneral Müller hat mir mehrfach ein Erlebnis aus seiner Jugendzeit erzählt. Er war als ein-

facher Leutnant Adjutant bei seinem General, und wurde während eines heftigen Gefechtes mit einem Befehl nach dem anderen Flügel geschickt. Auf dem Rückweg begegnete er im dicksten Kugelregen dem König, der ihn anhielt und fragte, woher er käme und wie es beim linken Flügel stände. Während dieser nicht gerade angenehmen Unterhaltung mitten im feindlichen Feuer, fiel eine Granate zwischen ihre beiden Pferde. Der Leutnant hatte die größte Lust, auf und davon zu reiten, der König aber nahm seine Lorgnette und sah ruhig zu, wie die Granate sich drehte. Endlich zersprang sie und schleuderte ihre Bruchstücke nach allen Richtungen, ohne die beiden Reiter zu verletzen. Nach der Explosion entließ der König den Leutnant, indem er auf deutsch zu ihm sagte: „Es ist gut.“

Ein französischer Refugié in Friedrichs Diensten, de Chazot, machte in einem Gefecht mit seinem Korps eine Bewegung, die im Widerspruch mit seinen erhaltenen Befehlen stand, aber viel zum Siege beitrug. Als er nach der Schlacht mit den anderen Generälen sich beim König einfand, redete dieser ihn ernst an:

„Herr von Chazot, ich muß entweder Ihnen den Kopf abschlagen lassen oder Sie umarmen.“

Und er umarmte ihn.

Nachdem Friedrich aus den beiden ersten Kriegen heimgekehrt war, dachte er nur an die innere Verwaltung seines Reiches und an seine persönlichen Liebhabereien. Er gab wieder seine philosophischen Soupers, bei denen Jordan, Voltaire, Maupertuis, d’Argens, Algarotti, Pöllnitz, seine

regelmäßigen Gäste waren, womit ich nicht sage, daß sie alle gemeinsam daran teilnahmen, denn Jordan war längst tot, als Voltaire zu längerem Aufenthalt nach Potsdam kam. Diese Soupers dauerten oft bis spät in die Nacht; nicht selten waren fast alle Kerzen heruntergebrannt, wenn die Tafel aufgehoben wurde.

Zuweilen schlief der König ein, und alsdann blieben alle seine Gäste unbeweglich und schweigend auf ihren Stühlen sitzen, bis er wieder erwachte. Wie oft kam es vor, daß der König erst um vier Uhr morgens erwachte und dann zu seinen Freunden sagte:

„So, meine Herren, es ist gleich vier Uhr; Sie werden nun zu Bett gehen und in den hellen Tag hineinschlafen, und ich werde mich an meine Arbeit setzen."

Wie man sieht, waren diese berühmten Soupers für die Gäste nicht gerade immer eine Annehmlichkeit.

Immerhin war Friedrichs Hof damals noch nicht so langweilig wie in späteren Jahren; es gab Abenteuer, lustige Streiche, Liebesgeschichten, von denen einige sogar berühmt geworden sind, wie die des Herrn von Cocceji, des Barons von der Trenck und anderer.

Der Großkanzler Cocceji hatte drei Söhne, von denen der älteste sich dem Staatsdienst gewidmet hatte, während die beiden jüngeren beim Militär eingetreten waren. Der älteste verliebte sich sterblich in die erste Tänzerin der Berliner Oper, die ebensosehr durch ihre Talente wie durch ihre Schönheit und Anmut berühmte Signora Barberini.*)

*) Signora Barbara de Campanini, gewöhnlich Signora Barberini genannt, war 1744 vom preußischen Residenten in Venedig

Seine Leidenschaft für sie war so heftig, daß der König auf die dringenden Bitten des alten Cocceji den stürmischen Liebhaber auf sechs Monate nach der Festung Glogau schickte.*) Diese Strafe hatte aber durchaus nicht die ge-

---

durch einen förmlichen Vertrag für die italienische Oper in Berlin engagiert worden. Sie brach den Kontrakt, weil sie sich mit ihrem Geliebten, einem Schotten Mackenzie, verglich, der sie heiraten wollte. Der König ließ beim Senat von Venedig Klage führen; dieser machte aber erst dann Ernst, als Friedrich das ganze Gepäck des nach London bestimmten venetianischen Gesandten Campello mit Beschlag belegen ließ. Die schöne Dame ward nun mit einer Wache an die österreichische Grenze gebracht, der Wiener Hof schickte sie mit Eskorte bis an die sächsische Grenze nach Peterswalde in Böhmen, und der sächsische Hof schaffte sie von da bis an die preußische Grenze. Ueberall folgte ihr Herr Mackenzie, mußte aber auf Verlangen seiner Familie Berlin verlassen und nach England zurückkehren. Merkwürdig wäre, wenn das wahr wäre, was der Ritter Zimmermann von ihm berichtet: Mackenzie, ein Freund und naher Verwandter Lord Butes, soll viel dazu beigetragen haben, diesen mit seinem unsterblichen Hasse gegen Friedrich zu erfüllen. Dieser Haß führte bekanntlich dazu, daß nach Pitts Sturz dem König von Preußen die so ungeheuer wichtigen englischen Hilfsgelder entzogen wurden.

Die Barberini, die mit ihrer Mutter sich in Berlin niederließ, gefiel dem König sehr und wurde mit 12 000 Thalern Gehalt angestellt, mehr als Friedrich einer Theaterschönheit jemals wieder bewilligt hat. Er speiste wiederholt mit ihr an der sogen. Confidenztafel zu Abend, bei Hofmaskenbällen hatte er mit ihr sein tête-à-tête in ihrem verschlossenen Kabinett und trank mit ihr den Thee. Ihr Bildnis, von Pesne gemalt, hing im Schreibzimmer des Königs. Friedrich schrieb ihr auch zärtliche Briefe, worin er sie ‚charmante Barberina' nannte und ihre schönen Augen pries.

*) Jedoch nicht in Haft, wie Thiébault anzunehmen scheint, sondern nur in die Verbannung von Berlin, und unter gleichzeitiger Beförderung zum Geheimen Justizrat. Der unmittelbare

wünschte Wirkung. Sobald der Liebhaber wieder frei geworden war, setzte er seiner Thorheit die Krone auf und beendigte seinen Roman durch eine Heirat mit seiner schönen Geliebten. Der Großkanzler begab sich zum König, um ihn zu bitten, seinen Sohn wieder einsperren zu lassen, und die Ehe für null und nichtig zu erklären. Friedrich wünschte einen noch größeren Skandal zu vermeiden und sagte, im Augenblick als sein Minister den Audienzsaal betrat, mit lauter Stimme zu den Anwesenden:

„Meine Herren, ich habe Ihnen eine Neuigkeit mitzuteilen: Der älteste Sohn meines Kanzlers hat sich mit Fräulein Barberini vermählt.“

Der Vater blieb vor Verblüffung wie versteinert an der Thür stehen. Friedrich that, als bemerkte er ihn erst jetzt, ging auf ihn zu, nahm ihn in huldvoller Weise auf die Seite, und erreichte durch freundlichen Zuspruch, daß

Anlaß zu dieser Verbannung war folgender Vorfall: Der junge Cocceji, ein baumlanger und riesenstarker Mann von sehr heftigem Temperament, litt ungeheuer an der Eifersucht. Nicht ohne Grund allerdings, denn die schöne Tänzerin hatte eine ganze Menge mehr oder minder begünstigter Verehrer, Graf Rothenburg, Graf Algarotti, Chevalier de Chazot und viele andere Franzosen, Engländer, Italiener, Russen und Polen. So oft Signora Barberini tanzte, wußte Cocceji sich einen Platz dicht an der Bühne zu verschaffen. Einmal als sie einem neben ihm sitzenden Rivalen, wie er glaubte, freundlichere Blicke als ihm zuwarf, übermannte ihn die Eifersucht derart, daß er den Nachbar ergriff, ihn wie ein Kind in die Höhe hob und der Signora auf die Bühne hinabwarf. Der König war in seiner Loge; er ließ ruhig fortspielen. Am anderen Morgen fuhr der alte Großkanzler in höchster Bestürzung zum König; Friedrich begnügte sich aber damit, den jungen Brausekopf von Berlin zu entfernen.

er sich in das einmal Geschehene schickte und seine Einwilligung gab.*)

Von dem zweiten der jungen Cocceji ist nicht viel zu berichten. Nachdem er zuerst Offizier gewesen war, wurde er als Gesandter nach Stockholm geschickt, von wo er mit dem Grade eines Obersten zurückkam, um im Gefolge des Königs zu leben oder vielmehr in Melancholie und Langeweile langsam hinzusterben; denn das war das gewöhnliche Schicksal aller, die verdammt waren, in Potsdam zu wohnen, wo nur der König selbst sich wohl fühlen konnte.

Der dritte Sohn, einer der schönsten Kavaliere seiner Zeit, war ebenfalls Offizier und zwar im Potsdamer Garderegiment. Sein Jugendübermut, der sich in allerlei Streichen austobte, brachte ihn häufig in Arrest; trotzdem war er beim König gut angeschrieben, vielleicht sogar gerade deswegen. Denn Friedrich hatte immer eine Vorliebe für geistvolle, fröhliche und lebhafte Männer, sei es, daß diese Art von Charakteren ihm besondes sympathisch war, sei es, daß er sie für treuer und besser zu verwenden hielt, als andere. Cocceji stellte seinen Langmut auf harte Proben. Er war so oft um Urlaub nach Berlin eingekommen, daß seine Bitten zuletzt abgeschlagen wurden. Da er nun nicht mehr mit seinen Gesuchen kommen durfte, auf seine kleinen

*) Die so heiß begehrte Ehe dauerte auch vierzig Jahre, endlich aber ließ nach dem Tode des Königs die Barberina sich scheiden und darauf 1789 zur Gräfin Campanini erheben. Sie besaß die schlesischen Güter Barschau, Porschütz und Polau, die sie zu einem Fräuleinstift vermachte. Cocceji starb, vierundachtzig Jahre alt, als der letzte seines berühmten Geschlechtes, im Jahre 1808 als Oberregierungspräsident in Glogau.

Reisen aber auch nicht verzichten mochte, so ritt er der Einfachheit wegen ohne Urlaub nach Berlin, auf die Gefahr hin, entdeckt und bestraft zu werden. Mehreremale ging alles gut; eines Tages aber bemerkte Cocceji hinter sich den König in seinem achtspännigen Wagen. Da dieser schneller fuhr als er ritt, versuchte er sich im Gehölz zu verbergen; indessen Friedrich hatte ihn schon gesehen, schickte ihm seinen Pagen nach und ließ ihn an den Kutschenschlag kommen.

„Wo geht Er hin, Cocceji?“ fragte der König in strengem Ton.

„Majestät, ich reite inkognito nach Berlin.“

Friedrich lachte und gab ihm Urlaub.

Ein anderesmal war der König verkleidet auf der Redoute im Opernhaus, traf dort Cocceji, erkannte ihn, ergriff seine Hand und schrieb seinen Namen hinein. Der Offizier erkannte ebenfalls den König, stellte sich aber, als wüßte er nicht, wer er wäre und rief:

„Ah, schöne Maske, ich will offen gestehen, daß du recht geraten hast; aber du bist zu anständig, um mir schaden zu wollen. Ich bin ohne Urlaub hier und bitte darum nur, daß mein General nichts erfährt. Er würde sich darüber ärgern und das thäte mir sehr leid. Ich wollte viel lieber, der König wüßte es als mein General.“

Cocceji erhielt die Zusicherung, sein Kommandeur sollte nichts erfahren und blieb ruhig auf dem Maskenball.

Zahllos waren die Streiche, die er seinem Bruder spielte, als dieser in die Barberina verschossen war; er verschonte auch seinen alten Vater nicht, in dessen ehrwürdiger Kanzlerperrücke er eines Abends auf den Opernball ging,

wo er sie verlor. Schließlich aber brachte eine seiner Eulenspiegeleien ihn doch aus dem Dienst.

Es war ihm eingefallen, daß die vorschriftsmäßige militärische Haartracht wohl einiger Verbesserungen fähig sein möchte; er ließ sich also die Haare wachsen und erschien eines Mittags bei der Wachtparade mit ungeheuren Seitenlocken und einem lächerlich hohen Toupet. Der König machte ihn vor versammelten Offizieren nach Gebühr ganz gehörig herunter und schickte ihn für etliche Tage in Arrest. Als er wieder frei war, erschien Cocceji mit völlig glatt rasiertem Kopf und behauptete, als Friedrich ihn zur Rede stellte, er habe nur den Königlichen Befehl ausgeführt. Der König befahl ihm, sofort wieder sich in Arrest zu begeben und dort das weitere abzuwarten; er drohte ihm sogar mit Gefängnis. Der Offizier ärgerte sich, verlangte seinen Abschied und erhielt ihn. Er ging dann von Potsdam nach Warschau und brachte es in polnischen Diensten bis zum General; er war es, der den König Stanislaus Poniatowski rettete, als die Verschworenen ihn im Jahre 1771 aus seiner Hauptstadt entführt hatten.

Die Memoiren des Freiherrn von der Trenck sind im Druck erschienen und in ganz Europa bekannt; seine Geschichte liegt daher offen vor den Augen der Welt, abgesehen von einigen kleineren Partieen, über die der Verfasser selbst zurückhaltend sich äußert. Wenn ich gleichwohl sein Leben etwas ausführlicher behandle, so geschieht es deshalb, weil er mehrfach Friedrich unrecht thut. Allerdings kann ich auf diese Einzelheiten nicht eingehen, ohne

die Verhältnisse einer hohen Dame zu berühren, deren Andenken mir sehr teuer ist. Aber diese Dame lebt nicht mehr und hat keine Nachkommen hinterlassen, sie gehört also der Geschichte an. Ich meine die Prinzessin Amalie von Preußen, deren Liebe für den Baron Trenck die Quelle alles Unglücks wurde.

Ich finde Friedrichs Benehmen vollkommen berechtigt: er hatte den Ruf seiner Schwester zu schützen und der gute Ruf einer jungen Prinzessin ist in der Politik von sehr großer Bedeutung; der Ruf einer Prinzessin dagegen, die nicht mehr für eine Verheiratung in Betracht kommt, ist vom staatsmännischen Standpunkt aus eine völlig gleichgültige Sache und seine Wahrung kann füglich ihr selbst überlassen werden, denn der Staat hat von ihren Neigungen weder etwas zu hoffen, noch zu fürchten. Hierin liegt der Schlüssel zu Friedrichs, vielen Leuten rätselhaft erschienenem Benehmen gegen Trenck; ich habe dem Baron diese Auffassung selbst mitgeteilt, und er hat ihre Richtigkeit eingeräumt. Wir hatten nämlich in Paris eine lange Unterredung miteinander, wenige Jahre bevor er als eines der vielen unschuldigen Opfer der blutdürstigen Revolutions-Wüteriche das Schafott bestieg.

Der Freiherr v. d. Trenck war Student der Philosophie auf der Hochschule zu Königsberg, wo er die Bekanntschaft von Friedrichs Adjutanten, dem Grafen von Lottum machte. Dieser überredete ihn, den Dienst der Musen mit dem des Mars zu vertauschen, für den er sich um so mehr eignete, als er schon eine große Anzahl von Zweikämpfen ausgefochten hatte. Er stellte ihn dem König

vor, welchem Trencks große und kräftige Gestalt, sowie seine männlich-schönen und klugen Gesichtszüge sehr gefielen. Um seine Fähigkeiten zu prüfen, legte Friedrich ihm drei Briefe zur Beantwortung vor, und Trenck entledigte sich dieser Aufgabe, indem er die erste Antwort in deutscher, die zweite in französischer, die dritte in lateinischer Sprache verfaßte. Der König war damit so zufrieden, daß er ihn zum Leutnant im Garderegiment machte und kurze Zeit darauf zu seinem Adjutanten. Bei einem Fest zur Feier der Verlobung der Prinzessin Ulrike mit dem schwedischen Thronfolger, begegnete Trenck, dem als wachthabenden Offizier die Aufrechterhaltung der Ordnung in den Festsälen oblag, zum erstenmal der jungen Prinzessin Amalie.

Es traf sich, daß die hohe Dame gerade an diesem Tage Trost — und vielleicht Rache sehr nötig hatte. Das ging so zu: Der Stockholmer Hof hatte ursprünglich sein Augenmerk für die beabsichtigte Heirat besonders auf Prinzessin Amalie gerichtet gehabt, die im vollen Glanz von Jugend, Schönheit und Geist stand, und deren Liebenswürdigkeit allgemein gerühmt wurde, während ihre ältere Schwester Ulrike schon damals wegen ihrer scharfen Zunge und ihres zuweilen hochfahrenden Wesens gefürchtet wurde.*) Aber Prinzessin Amalie war in ihrer Jugend ganz durchdrungen von den strengen, religiösen Grundsätzen, in denen ihr Vater sie hatte erziehen lassen. Es machte ihr Gewissensangst, daß sie dem calvinischen Bekenntnis entsagen sollte, was aber notwendig gewesen wäre, weil in Schweden

---

*) Prinzessin Amalie war geboren 1723, Luise Ulrike 1720.

nach dem Staatsgrundgesetz der Thron nur von Bekennern des lutherischen Glaubens eingenommen werden kann.

In ihrer Unruhe wandte sie sich an ihre Schwester Ulrike und bat diese um ihren Rat. Ulrike schlug ihr vor, in allen Gesellschaften, besonders in denen, wo der Stockholmer Abgesandte zugegen wäre, eine möglichst hochmütige Miene zur Schau zu tragen, sich launenhaft und absprechend zu zeigen, auf Komplimente nur durch verächtliche Gebärden zu antworten, mit einem Wort, sich so unleidlich wie möglich zu benehmen. Amalie befolgte diesen Rat und setzte durch ihr verändertes Wesen den ganzen Hof in Erstaunen, besonders aber den Herrn aus Schweden. Da der Gesandte noch keine bestimmten Aufträge hatte, um welche der beiden Schwestern, Ulrike und Amalie, er anhalten sollte, so berichtete er schleunigst nach Stockholm, wie irrig das bisher allgemein verbreitete Urteil über die Prinzessin Amalie wäre, und empfahl Prinzessin Ulrike, die sich als ein wahres Muster von Sanftmut und Herzensgüte zeigte. Der schwedische Hof billigte diesen Vorschlag; der Gesandte überreichte sein Beglaubigungsschreiben und brachte den Antrag vor; der König und Prinzessin Ulrike nahmen ihn an und wenige Tage später wurde die Verlobung erklärt und gefeiert.

Die Einwilligung der Prinzessin Ulrike war für ihre Schwester Amalie eine sehr peinliche Ueberraschung; sie hielt sich für angeführt und verlangte Erklärungen. Prinzessin Ulrike blieb sehr ruhig und sagte: sie habe ihr ihren Rat nicht aufgedrängt, sondern die Schwester habe sie aus freien Stücken ins Vertrauen gezogen. Sie habe nach bestem

Wissen ihr ein Mittel angegeben, sich dem verhaßten Antrag zu entziehen, und dieses Mittel sei jedenfalls nicht schlecht gewesen, da es ja die erwünschte Wirkung gehabt habe. Sie selbst aber habe gar keine Veranlassung gehabt, die ihr angetragene Ehre abzulehnen, denn ihr Gewissen sei nicht so ängstlich, und sie würde mit der größten Seelenruhe aus der reformierten Kirche austreten und Lutheranerin werden.

Ihre Rede war sehr vernünftig und sehr schön, aber sie hatte wenig Ueberzeugungskraft bei einer Prinzessin, die sich erniedrigt und gefoppt fühlte. Kurz, Amalie blieb wütend.

In dieser Gemütsverfassung sah sie auf dem bereits erwähnten Festabend den schönen Leutnant von der Trenck. Dieser war der Held des Abends, infolge einer kleinen Begebenheit, die ihn betraf: in dem Gedränge der von Gästen und Neugierigen überfüllten Säle waren ihm die Fransen seiner Offiziersschärpe abgeschnitten worden. Der König hatte ihn in seiner ihm eigenen Weise damit aufgezogen. Die ganze Hofgesellschaft betrachtete neugierig den blutjungen Offizier,*) von dem man bisher viel gehört hatte, den aber nur wenige persönlich kannten.

Ich weiß nicht, inwiefern eine mehrfach erwähnte trost- und rachebedürftige hohe Dame sich von Trenck Beistand versprach — genug, nach Aufhebung der Tafel näherte sie sich ihm und flüsterte ihm ins Ohr:

„Kommen Sie um die und die Stunde zu mir; ich werde Ihnen für Ihre Schärpe Ersatz geben."

*) Trenck war damals erst achtzehn Jahre alt, drei Jahre jünger als Prinzessin Amalie.

Und Trenck ging.

Ein erster Besuch zieht unter solchen Verhältnissen eine unendliche Menge anderer nach sich. Der erste ist frei, aber allen folgenden kann man sich nicht entziehen. Leider kommt so etwas, ein wenig früher oder später, stets heraus. Bis zum zweiten schlesischen Kriege ging alles gut; Trenck zog mit ins Feld und war fast beständig an der Seite des Königs, der von seinem Mut und seiner Begabung eine hohe Meinung faßte. Aber nach dem Friedensschluß nahm Trenck seine Besuche bei der Prinzessin wieder auf, und trotz aller Vorsicht der Liebenden wurde der König davon in Kenntnis gesetzt.

Friedrich war in einer schwierigen Lage: er wußte Bescheid, und durfte doch nicht offen einschreiten. Die Politik verlangte gebieterisch, daß er sich die Möglichkeit offenhielt, wenn jemand ein Wort davon zu sagen wagte, kategorisch zu antworten:

„Das ist nicht wahr!“

Dem König blieb also nichts anderes übrig, als Trenck empfindlich fühlen zu lassen, was er ihm nicht sagen durfte. Nach jedem heimlichen Besuch wurde also der Jüngling unter irgend einem anderen Vorwand in Arrest geschickt; er bekam nur noch unfreundliche Blicke zu sehen und harte Worte zu hören. Die Arreststrafen wurden jedesmal länger. Trotzdem besserte Trenck sich nicht; er stellte sich, als ahnte er die wirkliche Ursache seiner Ungnade nicht, und suchte vielleicht sogar etwas darin, seiner edlen Dame zu zeigen, wie sehr er um ihrer Liebe willen leiden mußte.

Der König ging zu größeren Mitteln über und be-

schloß es mit dem Einfluß einer längeren Abwesenheit zu versuchen. Trenck war zum zwanzigstenmal im Arrest und saß schon seit vier Wochen, als man ihm den Befehl überbrachte, augenblicklich nach Wien abzureisen, um dort einen ihm genau vorgeschriebenen Auftrag auszuführen. Friedrich rechnete auf den bekannten Schlendrian des Wiener Hofes, aber diesmal hatte er sich getäuscht. Trenck erledigte im Handumdrehen sein Geschäft, reiste nach Potsdam zurück und begab sich zum König, um Bericht zu erstatten. Anstatt ihn wegen seines Eifers und seiner Geschicklichkeit zu loben, fragte Friedrich ihn kalt, nachdem er seinen Vortrag schweigend angehört hatte:

„Wo war Er vor Seiner Abreise?"

„Ew. Majestät, ich saß seit einem Monat im Arrest."

„Gut, geh Er wieder hin, wo Er herkam."

Und Trenck blieb noch einen Monat im Arrest. Auch dieses half nicht und Friedrich sah ein, daß er auf die schärfste Weise vorgehen müsse. Trenck wurde also unter dem Vorwande, bei seiner Wiener Reise preußische Festungspläne an Oesterreich verkauft zu haben, verhaftet und nach der schlesischen Festung Glatz gebracht.*)

Hier traf er einen anderen Staatsgefangenen, der ihn überredete, zusammen mit ihm zu entfliehen. Im Januar 1747

*) Man beschuldigte ihn, mit seinem Verwandten, dem berüchtigten österreichischen Parteigänger, Franz von der Trenck, hochverräterische Beziehungen unterhalten zu haben. Der König schrieb unterm 28. Juni 1745 eigenhändig an Fouqué, Kommandanten von Glatz: „Bewachen Sie mir den Burschen sehr scharf, er hat bei seinem Onkel Pandur werden wollen!"

brachen sie am hellen Tage aus ihrem Gefängnis aus und sprangen von dem Wall herab, achtzig Fuß tief in den Festungsgraben. Trenck tötete die Nachsetzenden, trug seinen Gefährten, der bei dem Fall sich den Fußknöchel ausgerenkt hatte, auf seinem Rücken davon und gewann glücklich die böhmische Grenze.

Nachdem er in Sicherheit war, benahm er sich in Wien, in Moskau, in Petersburg, sehr unvorsichtig, indem er überall das Porträt seiner erlauchten Dame zeigte. Bei einem Diner im Hause des russischen Reichskanzlers ließ er sogar das Bild bei allen Gästen an der Tafel herumgehen. Friedrich wurde hierdurch aufs höchste erbittert. Der Ruf der ihm teuren Schwester war doch einmal vernichtet, darauf brauchte also keine Rücksicht mehr genommen zu werden, und er dachte nur noch an Rache. Höchst unvorsichtig ließ Trenck sich auf dem neutralen Boden in Danzig wieder fangen, und kam nun auf die Citadelle von Magdeburg, wo er fast zehn Jahre lang in einem Kerker tief unter der Erde schmachtete.

Als Friedrich seinen Gefangenen nach Magdeburg schickte, hatte er nur befohlen, man solle alle notwendigen Maßregeln ergreifen, um eine abermalige Flucht unmöglich zu machen; der König hatte Trencks verwegenen Sprung nicht vergessen und war überzeugt, daß man ihn schärfer bewachen müsse, als gewöhnliche Gefangene; er hatte daher den Kommandanten unter Androhung der härtesten Strafen dafür verantwortlich gemacht, daß Trenck nicht entkäme. Die raffinierte Grausamkeit, womit der unglückliche Mann behandelt wurde, war nicht Friedrichs Werk. Sie ist den

Magdeburger Offizieren zuzuschreiben, die ihn zu bewachen hatten, und die ihn schon von der Zeit her, als er noch in Potsdam Günstling war, haßten. Trenck hat mir selbst erzählt, er habe später ganz genau erfahren, daß der König nicht daran gedacht habe, ihn so furchtbar quälen zu lassen.

In seinem Kerker ersann Trenck mit bewundernswerter Erfindungskraft und Ausdauer Pläne, um sich wie ein Maulwurf aus der Erde herauszuwühlen, sie waren aber alle ohne Erfolg. An Armen und Beinen und um den Leib mit schweren Ketten angeschmiedet, würde er ohne Zweifel in seinem Loch verendet sein, wenn er sich nicht immer noch einige Hoffnung bewahrt hätte.

Als ich in Berlin ankam, erzählte man mir wohl, jedoch in der geheimnisvollsten Weise, von einem Staatsgefangenen, der unter den Magdeburger Festungswällen verborgen gehalten würde. Aber von den näheren Umständen dieses Mannes wußte man nichts oder wagte jedenfalls nicht davon zu sprechen; und jedermann glaubte, er säße noch in seinem Kerker, als er schon lange wieder frei war.

Die Art, wie Trenck frei kam, gehört jedenfalls zu dem Merkwürdigsten seiner merkwürdigen Geschichte; zugleich ist sie der unbekannteste Teil derselben, denn er selbst spricht in seinen Memoiren nur in ganz unbestimmten Ausdrücken davon. Die hohe Dame, der er seine Liebe geweiht, hatte ihn niemals vergessen; sie hatte ihn in Glatz unterstützt, sie hatte ihm sogar seine unverzeihlichen Indiskretionen verziehen, und als er in der Zeit zwischen seiner ersten und zweiten Haft in fremden Ländern umherirrte,

hatte er hauptsächlich von ihren Geschenken gelebt. Aber als er in der Magdeburger Citadelle sozusagen lebendig begraben lag, hörte für die Prinzessin jede Möglichkeit auf, dem Geliebten zu helfen. Sie konnte nur noch sein und ihr Unglück beweinen.

Diesem tiefen Kummer ist die frühe Gebrechlichkeit zuzuschreiben, die ihren Körper befiel; in wenigen Jahren verlor sie alle ihre Reize: ihre Stimme erlosch, ihre schönen Augen traten aus den Höhlen, und es fehlte wenig, so wäre sie gänzlich erblindet; ihre Hände und Arme versagten ihr fast gänzlich den Dienst. Von dem glühenden Wunsch beseelt, dem Geliebten zu helfen, setzte sie ihre letzte Hoffnung auf eine Fürsprache der Kaiserin Maria Theresia. Die große Schwierigkeit war nur, diese für den Gefangenen zu interessieren. Ein Unterhändler, den die Prinzessin in Wien hielt, entdeckte ihr schließlich die geeignete Persönlichkeit — einen Mann niedrigsten Standes, der als Parkettbohner in der Hofburg bedienstet war und jeden Morgen um sechs Uhr im Schlafgemach der Kaiserin das Kaminfeuer anzuzünden hatte, wobei Maria Theresia zuweilen mit dem Manne, einem geborenen Savoyarden, einige Worte wechselte. Der Agent der Prinzessin suchte ihn auf, versprach ihm eine Belohnung von zehntausend Dukaten, und zahlte sofort eine Summe von zweitausend Dukaten an. Es gelang dem Bedienten, in geschickter Weise die Gedanken der Kaiserin mit dem Gefangenen von Magdeburg zu beschäftigen; sie schritt zu seinen Gunsten ein, und Friedrich mochte ihr wohl die Bitte, die erste nach dem Abschluß des Hubertusburger Friedens, nicht abschlagen. Trenck hat

später diesen sonderbaren diplomatischen Auftrag eines Kaminheizers von seiner Prinzessin selbst in allen Einzelheiten erfahren, und ich hörte sie von ihm aus seinem eigenen Munde.

Friedrich sandte also nach Magdeburg Befehl, den Baron Trenck aus seinem Kerkerloch herauszuziehen, ihm bürgerliche Kleidung und einiges Geld zu geben, und ihm einen Eid abzunehmen, daß er sich niemals wieder auf preußischem Gebiet betreten lasse, vor allem aber das strengste Schweigen beobachten solle. Trenck versprach alles, was man von ihm verlangte und reiste ab. Nachdem er sich in verschiedenen kleinen deutschen Städten aufgehalten hatte, ließ er sich zuletzt in Aachen nieder, wo er in dem Hause des Bürgermeisters verkehrte und dessen jüngste Tochter heiratete.

Seine Originalität verleugnete er auch bei dieser Gelegenheit nicht. Als er nach dem Hochzeitsmahl mit seiner schönen jungen Frau allein war, schloß er das Zimmer ab, nahm eine Pistole in die Hand und sagte ihr:

„Man hat sich erlaubt, mir einige Geschichten über deine Vergangenheit zuzutragen. Als dein Gatte kann ich verlangen, die Wahrheit zu hören. Also wähle: entweder eine Generalbeichte oder den Tod von meiner Hand.“

Die arme Dame warf sich in Todesangst ihm zu Füßen und flehte ihn um Gnade an. Er war unerbittlich und sie legte endlich die verlangte Beichte ab, wobei sie in ihrer Furcht vielleicht sogar mehr sagte, als wahr war. Als sie geendet hatte, legte Trenck seine Pistole fort und sagte: „Liebe Frau, du kanntest mich nicht — sonst würdest du

dich nicht geängstigt haben. Deine Vergangenheit geht mich nichts an; ich habe dir keinen Vorwurf darüber zu machen und werde dies niemals thun. Ich wollte nur wissen, ob du imstande wärest, die Wahrheit zu sagen; du hast sie gesagt und ich bin beruhigt. Ich biete dir also meine aufrichtigste Freundschaft, meine innigste Liebe und mein vollstes Vertrauen an."

Die Dame schlug in Trencks Hand ein und sie haben, wie es scheint, sehr einträchtig miteinander gelebt, wenigstens haben sie sieben oder acht Kinder zusammen gehabt.

Nach Friedrichs Tode schrieb Trenck dem neuen König, und bat um Erlaubnis nach Preußen zurückkehren und die Trümmer seines Vermögens in Besitz nehmen zu dürfen. In Berlin war sein erster Gang zu der hohen Dame, die so verhängnisvoll in sein Schicksal eingegriffen hatte. Welch ein Wiedersehen! Die Unterredung dauerte mehrere Stunden, die ganz unter Thränen verbracht wurden. Ein Mann mit weißem Haar, den Rücken gekrümmt von den sechzig Pfund schweren Eisenketten, die zehn Jahre lang seine Glieder belastet hatten — war das der prächtige Jüngling, dessen Bild die vielen Jahre her im Herzen der Prinzessin Amalie gelebt hatte? Und sie selbst noch mehr entstellt, sie, die einst in der Blüte der Jugend von zauberischer Schönheit gewesen war.

Aber Prinzessin Amalie hatte einen starken Geist, sie gewann es über sich, ihren früheren Geliebten nach seinen Verhältnissen zu befragen, sich zu erkundigen, wie viele Kinder er hätte, wie alt und wie sie erzogen wären; sie versprach ihm für diese Kinder zu thun, was in ihren

Kräften stände und das älteste Mädchen als Gesellschafterin zu sich zu nehmen. Hierauf nahmen sie Abschied voneinander, um sich niemals wiederzusehen. Trenck reiste nach Ostpreußen, wo er sein Vermögen, das fast dreißig Jahre lang unter Sequester verwaltet war, sehr zusammengeschmolzen fand. Als er nach Berlin zurückkam, hatte die Dame, deren letzte Kräfte dies Wiedersehen erschöpft hatte, inzwischen ihr trauriges Dasein beschlossen.

Trenck hatte in seinem Vaterlande keine Verwandten, keine Freunde und keine Aussichten mehr und beschloß daher, nach Frankreich zu gehen, um dort seine Lebenserinnerungen zu veröffentlichen. Er schmeichelte sich außerdem, als Opfer des Despotismus von den Franzosen, die so laut den Ruf nach Freiheit erhoben hatten, mit offenen Armen aufgenommen zu werden.

Er ging also nach Paris, wurde dort aber gar nicht beachtet und lebte in geradezu drückender Armut. Trotzdem entging auch er dem Argwohn der Bergpartei nicht; auf die inhaltsleersten Verdachtsgründe hin beschuldigte man ihn, ein geheimer Abgesandter der Despoten zu sein und schickte ihn auf das Blutgerüst.

Auf seinem Todeswege sagte er zu der gaffenden Menge, die seinen Karren umdrängte:

„Was habt ihr denn zu gucken, Leute? 's ist doch nur eine Komödie à la Robespierre."

So ging mit dem Gleichmut einer starken Seele und mit der Ruhe, die das Bewußtsein der Unschuld verleiht, dieser außerordentliche Mann in den Tod.

Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege.

Die große europäische Koalition. — Der Einfall in Sachsen. — Spione. — Harte Behandlung der Kurfürstin von Sachsen. — Friedrichs sarkastische Bemerkungen. — Die Russen. — Tschernischeff bei Zorndorf und bei Burkersdorf. — ‚Umstände verändern die Sache'. — Verzweiflung des Königs nach der Schlacht bei Kunersdorf. — Exekution eines Popen. — Roßbach. — Der Prinz von Hildburghausen. — Die Oesterreicher. — Laudon. — Feldzugsbrot. — Nach der Niederlage bei Kolin. — Hochkirch. — Der Friede von Hubertusburg. — Adelige Offiziere.

Der König hatte entdeckt, daß schon im Jahre 1746 der Wiener und der Petersburger Hof einen geheimen Vertrag geschlossen hatten, dessen Endziel dahin ging, die preußischen Länder unter einander aufzuteilen, sobald sich eine passende Gelegenheit ergäbe und sie selbst stark genug wären. Er überwachte natürlich fortan mit größter Sorgfalt die beiden verbündeten Kabinette und die zu diesen in freundschaftlichen Beziehungen stehenden Höfe. Im Jahre 1755 erfuhr er durch den Verrat eines sächsischen Kanzlisten, daß man sich nach zehnjährigem Warten endlich ernstlich mit der Ausführung des Planes beschäftigte. Rußland und Oesterreich sollten ihn angreifen; Frankreich wollte mit diesen Mächten ein Bündnis schließen, desgleichen Schweden und Polen. Dieses letztere sollte sich aber mit Rücksicht auf das in Personalunion verbundene Kurfürstentum Sachsen erst offen erklären, wenn Friedrich bereits anderweitig beschäftigt wäre. Der König verlor keine Zeit; sobald er wußte, daß Sachsen im geheimen zu seinen Feinden hielt, fiel er über das Kurfürstentum her und nahm es in Besitz. Sobald er in Dresden eingerückt war, sandte er einen



Friedrich der Große.

Oelgemälde von Anton Graff. Zeichnung von Prof. Halm

General zu der nicht mit dem Hofe geflohenen Königin von Polen, und ließ unter vielen höflichen Entschuldigungsredensarten, aber in der That in rücksichtsloser Weise, ihre Gemächer nach dem Original der geheimen Bündnisurkunde zwischen Sachsen und den anderen Mächten durchsuchen. Der General fand, so erzählt man, die Kassette mit der Urkunde im Bett der Königin und scheute sich nicht, trotz ihrer heftigen Proteste, diesen geheiligten Ort zu verletzen.

So hat man mir in Berlin sehr oft diesen Vorgang dargestellt; man hat mir versichert, die auf diese Weise aufgefundenen Aktenstücke würden im preußischen Archiv aufbewahrt.*) Wenn diese Thatsachen so gewiß sind, wie man in Preußen behauptet, so ist jedenfalls Friedrich hin-

*) Der Kabinettskanzlist Mentzel wurde bestochen, die Depeschenschränke im sächsischen Kabinett zu öffnen. Der Berliner Kabinettsrat Eichel schickte zu diesem Behuf zwei Schlüsselbunde an den neuen preußischen Gesandten von Maltzahn in Dresden. In der zweiten Sendung fand sich endlich der passende Schlüssel, Mentzel beförderte die Depeschen der vier großen europäischen Höfe nach Berlin. Uebrigens war dies gewissermaßen nur eine Repressalie, denn der sächsische Minister Brühl hatte die Depeschen des Königs an den Gesandten von Klinggräf in Dresden öffnen lassen. Friedrich legte überhaupt großes Gewicht darauf, sich wohlbezahlte Spione zu halten. So schrieb er einmal (am 22. Dezember 1756) an Winterfeld: „Ich mus das project der Campagne aus Win haben, drei Cojons habe ich dorten, aber man kann der nicht genug haben.“ Und am 15. Januar 1757 schreibt er: „Ich will Euch, den Pfaffen anlangend, wohl im Vertrauen sagen, daß ich bereits zwei in Wien habe. Was aber den Menschen in des Feldmarschall Browne's Cantzelei anlanget, da sollt Ihr kein Geld sparen und ihm geben.“

reichend gerechtfertigt — nicht nur wegen seines Einfalls in Sachsen, sondern auch wegen des Verfahrens gegen die Kurfürstin-Königin. Ganz Frankreich sah damals Friedrich als einen Wilden an, man nannte ihn Barbar, Ungeheuer des Nordens u. s. w., und behauptete sogar, die Königin von Polen sei durch den ihr angethanen Schimpf in eine lebensgefährliche Krankheit verfallen. Man vernahm voll Rührung, daß ihre Tochter, die Dauphine, sich öffentlich Ludwig dem Fünfzehnten zu Füßen geworfen und Rache für die Leiden ihrer Mutter verlangt habe.

Ferner machte man Friedrich ein Verbrechen daraus, daß er das sächsische Heer im Lager von Pirna zur Uebergabe zwang und fünfzehntausend gemeine Soldaten und Unteroffiziere in seine eigene Armee einreihte; ich kann aber in dieser Handlungsweise nur eine berechtigte und geschickte Ausnutzung seines Kriegsglücks erblicken.

Während des Aufenthalts, den Friedrich kurz nach seinem Einrücken in das Kurfürstentum in Leipzig nahm, traf der aus Paris infolge des Kriegsausbruches abberufene Gesandte Baron von Knyphausen bei ihm ein. Nachdem er in einer langen Unterredung über alles mögliche Bericht abgelegt hatte, erlaubte der Gesandte sich, an den König eine Bitte zu richten, und sagte:

„Ich würde mich einer schweren Pflichtverletzung gegen Ew. Majestät schuldig machen, wenn ich Ihnen verschwiege, daß man in Paris Ihre geringsten Handlungen und Worte kennt. Es entgeht den Spionen des französischen Hofes thatsächlich keine noch so harmlose Bemerkung. Ich wage es, Ew. Majestät anzuflehen, künftig einige Vorsicht zu

üben, denn ein verletzendes Wort richtet zuweilen mehr Schaden an, als selbst eine wichtige Handlung."

Der König sagte nur: „Es ist gut" und lud den Baron zum Frühstück ein. Bei diesem Frühstück wandte sich der König, nachdem er ein paar Bissen genossen hatte, lachend an seine Gäste und sagte ganz laut in Gegenwart der bedienenden Lakaien:

„Gestehen Sie, meine Herren, mir geht es recht sonderbar! Man weiß, wieviel Respekt ich vor den Damen habe und daß ich diesen niemals außer acht setze. Und doch bin ich zu offenem Kriege mit ihnen verdammt. Sie sehen mich gegen die drei galantesten Damen Europas im Felde liegen, gegen die Kaiserin Elisabeth in Petersburg, gegen die Kaiserin Maria Theresia in Wien und gegen die Marquise de Pompadour in Versailles. Und was habe ich ihnen gethan? Können Sie sich etwas Widersinnigeres denken? Die drei ersten H.... Europas thun sich zusammen und bekämpfen bis aufs Messer einen Mann, der ihnen höchst gleichgültig sein sollte."

„Was für ein Mensch!" sagte der Baron Knyphausen seufzend bei sich selbst, „das ist also der Erfolg der Predigt, die ich ihm eine Stunde vorher gehalten habe!"

Von Friedrichs Feinden waren die Schweden jedenfalls die zahmsten; man hörte Jahre lang gar nichts von ihnen und der König rechnete kaum mit ihnen.*) Die schwedische

*) Als bei den Friedensverhandlungen auch der schwedische Gesandte sich einfinden wollte, nahm Friedrich ihn gar nicht an, er sagte: „Der König von Schweden hat mit meinem Obersten Belling Krieg geführt; mit dem mag er auch Frieden schließen."

Königin Ulrike, geborene Prinzessin von Preußen, wird an der Lauheit der Kriegsführung zweifelsohne ihren Anteil gehabt haben.

Sehr ungemütlich waren dagegen die Russen; sie besetzten Ostpreußen und hausten dort fürchterlich mit Plünderung und Brandstiftung. Friedrich lieferte ihnen mehrere sehr mörderische Schlachten; bei Zorndorf wurden mehrere russische Generäle gefangen genommen, unter anderen Gregor Tschernischeff, der spätere Kriegsminister. Am Abend sollten ihm diese Offiziere vorgestellt werden und wurden mit den Worten angemeldet:

„Die russischen Herren Generäle!"

Friedrich warf einen entrüsteten Blick auf sie und rief, ihnen den Rücken drehend:

„Generäle? — sagen Sie: barbarische Brandstifter!"

Einige Jahre später standen dieselben Generäle, die inzwischen ausgewechselt waren, an der Spitze des russischen Heeres, das auf Befehl des Zaren Peter III. Friedrich nicht mehr als Feind gegenüber, sondern als Freund zur Seite stand. Nach dem Tode des Zaren sandte Katharina II. ihrer Armee Befehl, abzumarschieren und vorläufig neutral zu bleiben. Friedrich hielt mit den russischen Führern, die er vordem so schlecht behandelt hatte, eine Unterredung von der Dauer einer vollen Stunde, im glühenden Sonnenbrand und den Hut in der Hand. Durch seine Höflichkeiten, Versprechungen und jedenfalls auch durch die triftigen Gründe, die er anzuführen wußte, bewog er sie, nicht abzuziehen, sondern auf seinem linken Flügel stehen zu bleiben, während er die Oesterreicher angriff, die von der Auf-

hebung des bisherigen russisch-preußischen Bündnisses noch nichts wußten.*)

General Tschernischeff, der ‚barbarische Brandstifter‘, erhielt vom König aus Dankbarkeit einen mit Diamanten besetzten Degen, den er sein ganzes Leben lang liebevoll aufbewahrt hat.

In der Schlacht von Kunersdorf bei Frankfurt a. d. Oder war der Sieg bereits zu Friedrichs Gunsten entschieden, sodaß er auf einer Trommel die Meldung davon niederschrieb, die sofort von einem Kurier nach Berlin gebracht wurde. Nach Landesbrauch wurde diese Siegesbotschaft von dem Ueberbringer unter Begleitung von dreißig hörnerblasenden Postillonen in den Straßen der Hauptstadt ausgerufen. Aber Friedrich mißbrauchte sein Glück. Er wollte den geschlagenen Feind gänzlich zerschmettern und befahl die ‚Judenberge‘ bei Frankfurt zu stürmen, und eine Division seines Heeres nach der anderen wurde dabei vernichtet; dann brach Laudon mit seinen Oesterreichern aus einem Hinterhalt hervor und verwandelte Friedrichs Sieg in eine furchtbare Niederlage. Eine halbe Stunde, nachdem der Sieg in den Berliner Straßen ausgerufen war, kam ein zweiter Kurier und brachte dem Kabinettsminister Finkenstein einen mit Bleistift geschriebenen Zettel mit den Worten:

„Retten Sie sofort die Königin, die Königliche Familie und den Staatsschatz nach Magdeburg — alles ist verloren!“

*) Es war die siegreiche Erstürmung des Daunschen Lagers bei Burkersdorf, im Juli 1762.

Während die traurigen Ueberreste seines Heeres sich zurückzogen, hielt er selbst unbeweglich im Feuer der furchtbaren russischen Batterie, an der sich die preußische Kraft gebrochen hatte; einer seiner Pagen mußte sein Pferd beim Zügel nehmen und ihn aus dem Gefecht führen. Seine Generäle waren überzeugt, daß er in diesem Augenblick den Tod suchte. *)

Im Jahr darauf kamen die Russen nach Berlin und hier benahmen sich die ‚Brandstifter' viel disziplinierter und menschlicher, als die Oesterreicher. Viele Familien bekamen Sicherheitswachen, besonders solche, die von dem berühmten Gelehrten Euler empfohlen waren. Es wurde nur eine mäßige Kontribution beigetrieben, die Staatsgebäude wurden geschont; es wurde sogar ein Pope, der einen Diebstahl begangen hatte, auf öffentlichem Platz ausgepeitscht, wobei der die Strafhandlung beaufsichtigende General ihm vor und nach der Exekution ehrfurchtsvoll die Hand küßte.

Die preußische Monarchie war damals zwei Finger breit vom Abgrund; zum Glück für Friedrich starb etwa

*) Der König rief verzweifelnd: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel erreichen?" Und zehn Tage nach der Schlacht schrieb er seinem Freunde d'Argens: „Die Marter des Tantalus, die Pein des Prometheus, die Strafe des Sisyphus sind nichts im Vergleich mit dem, was ich seit zehn Tagen leide; der Tod ist süß gegen ein solches Leben." Friedrich wurde aber diesmal doch wieder, und zwar durch den russischen Oberfeldherrn, gerettet. Die Russen waren nicht willens, für Oesterreich Eroberungen zu machen. Dem Reichskanzler Bestuscheff war der Eifer gegen Preußen mit englischem Gelde gedämpft, der Thronfolger betete den großen Friedrich an; Soltikoff sagte zu Laudon: „Je n'ai ni ordre ni envie, d'écraser le Roi."

ein Jahr darauf die Zarin Elisabeth; dieser Tod war eines der Wunder, durch die der große König vom Untergang gerettet wurde.*)

Den Franzosen lieferte Friedrich persönlich nur eine einzige Schlacht, die bei Roßbach. Er wäre in der größten Verlegenheit gewesen, wenn Prinz Soubise ein denkender General und nicht ein eitler und kindischer Tropf gewesen wäre, der sich in blindem Vertrauen auf seine Uebermacht verließ. Uebrigens war Soubise nicht allein an dem Verlust der Schlacht schuld, sein Kollege, der Befehlshaber der Reichsarmee, Prinz von Hildburghausen, hatte vielleicht noch größeren Anteil daran. Dieser ließ seine Kolonne in einem Thalgrund marschieren, anstatt die Höhen zu besetzen, von denen man einen freien Ausblick gehabt hätte. So kam es, daß man den Feind nicht eher sah, als bis die preußischen Batterien ihre Kugeln in die tiefen Marschkolonnen schleuderten: Seydlitz fiel mit mehreren Regimentern Reiterei über die ungeordneten Massen her und verhinderte sie am Aufmarschieren; Prinz Heinrich führte mit sechstausend Mann Fußvolk den entscheidenden Stoß; die Verwirrung wurde allgemein und Franzosen und Reichstruppen eilten in wilder Flucht davon.

Der König dichtete am selben Abend seine poetische Dankepistel an den Prinzen Soubise und brach am nächsten Tage nach Schlesien auf. Bekannt ist auch sein witziger Ausspruch:

---

*) „Enfin," schrieb Friedrich, „le diable a troussé cette infame catin du Nord."

„Herr von Soubise hat zwanzig Köche und keinen einzigen Spion; ich habe zwanzig Spione und nur einen Koch.“

Der Gedanke läßt sich nicht abweisen, daß der Prinz von Hildburghausen bei dieser Gelegenheit Verrat geübt. Dieser Gedanke findet besonders dadurch Nahrung, daß Friedrich sich später des starkverschuldeten Prinzen angenommen und dessen Gläubiger bewogen hat, Geduld zu üben.

Den Hauptkampf hatte Friedrich während des ganzen Krieges gegen die Oesterreicher zu führen, sein gefährlichster Gegner war Laudon. Als Friedrich lange nach dem Kriege Joseph dem Zweiten einen Besuch in Mährisch-Neustadt bei Austerlitz abstattete,*) bat er bei der Tafel Laudon, neben ihm zu sitzen:

„Seien Sie so gut, Herr Marschall, und nehmen Sie bei mir Platz — ich sehe Sie lieber mir zur Seite, als mir gegenüber.“

Man weiß nicht, was man an Friedrich mehr bewundern soll: seine Ausdauer in Ertragung der härtesten Strapazen, seinen unwandelbaren Mut, oder seine Erfindungskraft in allen schwierigen Lagen.

Friedrich marschierte im strengsten Frost zu Fuß an der Spitze seiner Soldaten, und trug dabei eine Heiterkeit zur Schau, die seine Mannschaften abhalten mußte, sich zu beklagen. Als einmal das Brot sehr schlecht war und die Leute

*) Friedrich nannte bei diesem Besuch — einer Erwiderung auf die berühmte Zusammenkunft in Neiße, im Jahre 1769 — Laudon stets ‚Herr Feldmarschall‘, obwohl er erst acht Jahre später zu dieser Würde befördert wurde.

sich darüber beschwerten, ließ er sich ein Stück davon geben, aß es mit Appetit auf und sagte:

„Das Brot ist allerdings nicht allzu gut; man kann es aber essen, wenn man tüchtigen Hunger hat. Sobald ich kann, will ich euch besseres liefern lassen — bis dahin wollen wir aus der Not eine Tugend machen.“

Nach der unglücklichen Schlacht bei Kolin ritt er in Begleitung einiger Generäle im Galopp ab, um die Belagerung von Prag aufzuheben, ehe der in dieser Stadt eingeschlossene Prinz Karl von Lothringen die Nachricht von dem großen österreichischen Sieg erhalten hätte. Nach einem langen Ritt trafen sie in einem Dorf eine alte Frau mit einem Korb voll Kirschen; der König kaufte diesen, stieg ab und sagte zu seinem Gefolge:

„Meine Herren, wir alle haben Ruhe nötig, eine oder zwei Stunden Schlaf werden uns gut thun; zugleich müssen wir etwas essen.“

Er ging mit seinen Offizieren in eine Scheune hinein und die Gesellschaft setzte sich im Kreise um den Korb Kirschen herum, der in wenigen Augenblicken geleert war. Hierauf streckte der König sich auf ein Strohbund aus, befahl dem jüngsten Offizier für die anderen Wache zu halten und sagte:

„Und nun Ruhe, meine Herren! jetzt wird geschlafen.“

In weniger als einer Minute war er fest entschlummert. Was für eine Selbstbeherrschung muß der große Mann besessen haben, daß er in solcher Weise in einem Augenblick, wo der Verlust einer großen Schlacht ihn in die peinlichste Unruhe versetzt haben mußte, über seinen Schlaf gebieten konnte!

Ich glaube nicht, daß es jemals einen mutigeren Soldaten gab, als den König. Ich sah eine von ihm im siebenjährigen Kriege getragene Uniform, die der Kapitän Favra gekauft hatte. Hut, Rock, Weste, Hosen und Stiefel — alles war sehr abgetragen und verstaubt; Hut und Rock aber waren von mehreren Kugeln durchlöchert. Herr Le Catt hatte eine ihm vom König geschenkte goldene Tabaksdose, die von einer Flintenkugel plattgeschlagen war und Friedrich in der Schlacht bei Zorndorf das Leben gerittet hatte, indem er mit einer schmerzhaften Quetschung am Schenkel davon kam.

Nach der Schlacht bei Torgau setzte Friedrich sich an ein Wachtfeuer, mitten unter seine Soldaten. In ihrer vertraulichen Art fragten ihn die Grenadiere, wo er denn den ganzen Tag über gewesen wäre, man habe ihn ja gar nicht wie sonst im Feuer gesehen. Der König gab ihnen auf ihre Fragen Bescheid, wie er denn im Feld stets sehr leutselig war. Bald darauf wurde ihm warm am Feuer, er knöpfte seine Weste auf und es fiel eine Kugel heraus, die von den Soldaten jubelnd aufgehoben wurde.*)

Friedrich stand mit einem höheren österreichischen Offizier — (nach Herrn von Retzow war es ein Major) — in Verbindung und erhielt von ihm Nachricht über

*) Friedrich hatte, wie viele berühmte Feldherrn, den festen Glauben, daß ihm kein Tod auf dem Schlachtfelde beschieden sei. Nach der Schlacht bei Soor im zweiten schlesischen Kriege schrieb er an seinen Geheimkämmerer Fredersdorf: „es Hat bei Sohrr Schärfer gegangen als Nihmalen und bin ich in der Suppe bis über die ohren gewessen. Sistu Wohl mihr thut keine Kugel was.“

alle vom Marschall Daun beabsichtigten Unternehmungen. Es erging aber dem Verräter, wie es früher oder später allem solchen Gelichter geht — er wurde entdeckt. Daun begegnete eines Tages dem Major mit einem Korb unter dem Arm, fragte was er da hätte und befahl ihm, als jener antwortete, es wären Eier darin, er solle sie seinem Koch abliefern. Die Eier wurden aufgeschlagen und man fand in einem derselben einen Brief an den preußischen König. Daun beschloß sich diese Entdeckung zu nutze zu machen, ließ den Major in sein Zelt kommen, schloß sich mit ihm ein und zwang ihn, durch die Androhung, ihn im Weigerungsfall wegen seiner Verräterei mit dem Tode zu bestrafen, und durch das Versprechen gänzlicher Begnadigung, an Friedrich einen Brief zu schreiben, wonach Daun in der größten Angst vor einem preußischen Angriff wäre und nicht daran dächte, seinerseits das feindliche Lager anzugreifen. Friedrich ließ sich täuschen; seine Armee war nach anstrengenden Märschen und Nachtwachen der Ruhe sehr bedürftig, und der König befahl daher, daß die bisher beobachteten Vorsichtsmaßregeln aufgegeben werden sollten, damit die Truppen schlafen könnten.*)

*) So die Legende. In Wirklichkeit bedurfte es keiner österreichischen Eierbriefe; Friedrich beschwor durch seine eigene Verblendung das Unglück herauf. Sein Lager war so schlecht geschützt, daß Marschall Keith zu ihm sagte: „Ich habe in meinem Leben schon viele Lager gesehen, aber so eins wie dieses niemals, weder im Bilde noch in der Wirklichkeit. Wenn Daun uns hier nicht angreift, so verdient er gehangen zu werden.“ „Ich hoffe,“ versetzte Friedrich, „er wird sich mehr vor uns fürchten als vor dem Strick.“ Diese Zuversicht kam dem König teuer zu stehen.

Aber in der Nacht wurde das Lager bei Hochkirch überfallen und die preußische Armee wäre gänzlich aufgerieben worden ohne Ziethens Wachsamkeit, der entgegen dem königlichen Befehl seine Regimenter munter gehalten hatte, und ohne Seydlitz' übermenschliche Tapferkeit.

Bewunderungswürdig ist die Einfachheit und Freimütigkeit, durch die der König das Ende des langen furchtbaren Krieges herbeiführte. Der Baron von Hertzberg hatte von sicherer Hand erfahren, daß Maria Theresia sehr geneigt wäre, Frieden zu schließen, und teilte dies seinem Herrn mit.

„Wenn Ihre Nachricht wahr ist," sagte Friedrich, „so soll der Frieden bald geschlossen sein, denn ich wünsche schon seid langer Zeit nichts anderes."

Er nahm einen Bogen Papier und schrieb:

„Wenn Eure Kaiserliche Majestät geneigt ist, Frieden zu machen, wie man mir versichert, so habe ich die Ehre zu erklären, daß dies auch mein Wunsch ist. Aber die Erledigung muß schnell erfolgen: keinen Kongreß, keine Vermittlung auswärtiger Mächte, keine diplomatischen Förmlichkeiten! Meine Bedingungen sind sehr einfach; ich verlange:

1. jede Partie giebt die eroberten Provinzen heraus;

Allerdings war Daun eine Zeitlang unschlüssig, trotz des allgemeinen Geschreis seiner Generäle, doch anzugreifen. Da sagte ihm Laudon: „Wenn wir den König in diesem Lager ruhig lassen, wenn wir diese Herausforderung hinunterschlucken, so verdienen wir alle, von Euer Excellenz an, infam kassiert zu werden. Er hält uns ja alle für Hundsfötter!"

2. es werden keine Kriegsentschädigungen bezahlt; jeder trägt seinen eigenen Verlust;

3. die früheren Verträge werden bestätigt;

4. Schlesien wird mir noch besonders zugesichert;

5. Ich gebe meine Kurstimme dem Erzherzog Joseph zu seiner Wahl zum römischen König.

Wenn diese Bedingungen Eurer Kaiserlichen Majestät zusagen, so werden wir Frieden schließen; wenn nicht, so müssen die Waffen entscheiden. Aber ich muß bald wissen, woran ich bin und kann nicht länger als acht Tage auf Antwort warten."

Die österreichischen Minister befürchteten die Fortsetzung des Krieges, aber die Kaiserin hörte diesesmal nicht auf ihren Rat. Man sandte dem König von Preußen einen einfachen Hofrat mit den nötigen Vollmachten, der sächsische Kurfürst schickte einen Geheimrat, und diese beiden Herren setzten zusammen mit Hertzberg, der damals Legationsrat war, binnen zwei Tagen die Friedensurkunde auf, die am 15. Februar auf dem Jagdschloß Hubertusburg unterzeichnet wurde.*)

Am 17. Februar setzten sich die preußischen Regimenter

---

*) Der österreichische Bevollmächtigte hieß Collenbach, der sächsische Fritsch. Collenbach wollte wegen des kleinen, aber wichtigen, im Jahre 1760 von den Oesterreichern eroberten Glatz brechen. Er bezahlte seine Rechnungen und ließ seinen Reisewagen schmieren. Hertzberg sagte ihm lachend: Adieu! — Da unterschrieb der Oesterreicher und fiel Hertzberg um den Hals. Uebrigens ging es mit dem Friedensschließen doch nicht so schnell, wie Thiébault denkt. Die Unterhändler waren schon zwei Monate früher, im Dezember 1762, zusammengetreten.

bereits in Marsch, um Sachsen zu räumen. Diese schnelle und einfache Erledigung eines großen politischen Geschäftes ist bezeichnend für den Charakter des Königs.

Ehe ich den Abschnitt über die preußischen Heereseinrichtungen schließe, muß ich noch einiges über Friedrichs Grundsatz sagen, die Offiziersstellen in seiner Armee ausschließlich mit Adeligen zu besetzen, wenigstens in Friedenszeiten. Man hat ihn deshalb oft hart angegriffen. Natürlich kann man manches gegen sein Verfahren einwenden, und besonders ist es bedenklich, daß er die bürgerlichen Offiziere, die er im siebenjährigen Kriege notwendig hatte einstellen müssen, nach dem Friedensschluß sobald wie möglich wieder aus den Reihen des Heeres entfernte.

Jedenfalls hatte Friedrich seine sehr guten Gründe und er handelte durchaus nicht als Tyrann oder in dünkelhafter Verachtung des Bürgerstandes. Zunächst darf man folgendes nicht übersehen: Wenn der König nur adelige Offiziere haben wollte, so verlangte er dafür auch von den Adeligen, daß sie nur Offiziere würden, vorausgesetzt natürlich, daß ihre körperliche Beschaffenheit sie nicht vom Soldatenstande ausschloß. Edelleute, die ihre Söhne nicht in ein Regiment eintreten ließen, existierten für ihn einfach nicht. Wenn sie ihm begegneten, waren sie für ihn Luft, er that als kenne er ihre Namen nicht, niemals wurde ihnen eine Gunst gewährt — mit einem Wort, sie waren offenbar in Ungnade. Zu einem meiner Bekannten sagte er einmal:

„Was fällt Ihnen ein, daß Sie ihre Söhne müßig gehen oder den Gelehrtenstaub einer Universität schlucken lassen, wo sie doch nur unnützes Zeug lernen?“

Bei einer anderen Gelegenheit sagte er:

„Sprechen Sie mir doch nur nicht von all meinen Grafen; sie sind zu nichts gut: wenn einige von ihnen ihre Söhne in die Armee eintreten lassen, so nehmen die jungen Herrchen nach ein paar Jahren den Abschied. Sie wollen nur Offizier gewesen sein und haben nichts als eitlen Kram im Kopf. Für gewöhnlich wollen sie deshalb nur bei den Gendarmen eintreten, um ein paar Jahre in der Berliner Gesellschaft zu glänzen. Nachher gehen sie nach Hause, um zu faulenzen und ihr Geld zu verzehren. Sie sind die überflüssigsten von allen meinen Unterthanen; von solchen Leuten ist nichts Vernünftiges zu erwarten."

In Friedenszeiten verging kaum ein Jahr, ohne daß er bei der Revue einige Offiziere unter dem Vorwande bürgerlicher Herkunft verabschiedete. Diese Revue war daher immer ein schlimmer Tag für alle, deren adelige Abstammung nicht über jeden Zweifel erhaben war. Mir persönlich ist nur ein einziger Bürgerlicher bekannt, den er in Ruhe gelassen hat; dies war meines Kollegen Sulzer Schwager, der als Major im Regiment des Prinzen Friedrich von Braunschweig stand. Aber wie viele andere, sehr brave Soldaten, die den ganzen langen Krieg hindurch ihm mit der größten Treue und Aufopferung gedient hatten, wurden nachher entlassen auf das einzige Wort hin: „Er ist nicht adelig." Dabei waren manche von ihnen von sehr angesehener Familie. Friedrich ging noch weiter: wenn ihm unter den neuernannten Offizieren Franzosen oder andere Ausländer vorgestellt wurden, behauptete er oft, er könnte ihre Dienste nicht gebrauchen, weil sie nicht

von Adel wären. Zuweilen sandten Väter solcher zurückgewiesenen Offiziere urkundliche Belege über ihren adeligen Stand ein, aber Friedrich erwiderte stets, solche Tintenklexereien wären für ihn nicht maßgebend; er wisse besser Bescheid und für ihn wären und blieben sie eben bürgerlich.

Friedrich wußte wohl was er that, indem er so vorging. Es war einer seiner obersten Grundsätze, daß eine zahlreiche Bevölkerung nur dann ein Vorteil für ein Land ist, wenn jeder Mensch sich in der Gesellschaftsordnung nützlich macht. Die Bürgerlichen können der Gesellschaft auf alle möglichen Arten dienen; daraus folgt, daß ihre Zahl niemals zu groß sein kann. Der Adel dagegen, der in mancherlei Vorurteilen befangen ist und im Interesse des Staates sogar befangen sein muß, kann nur wenige Beschäftigungen ausüben und nur die höheren Beamtenstellen bekleiden. Wenn nun die Zahl der Edelleute die Anzahl der für sie geeigneten Stellen bedeutend übersteigt, so werden sehr viele von ihnen dem Staate lediglich zur Last fallen, sie werden das Volk gewaltthätig bedrücken und durch Müßiggang oder übertriebenen Luxus schlechte Beispiele geben. Man muß bedenken, daß die meisten Provinzen des preußischen Staates von Adeligen geradezu wimmeln, und daß unter diesen viele arme, ungebildete und rohe Krautjunker sind. Deshalb also lag es dem philosophischen König so sehr am Herzen, die einzigen Stellen, die seine Junker sehr gut ausfüllen konnten, die Offiziersstellen, für sie allein offen zu halten. Deshalb sträubte er sich auch so sehr dagegen, die Zahl seiner Adeligen durch ausländische Offiziere zu vermehren. Nur

bei den Jägern und Husaren, bei der Artillerie und den Genietruppen, wurden daher bürgerliche Offiziere geduldet.

Der König hat meines Wissens niemals die von mir soeben dargelegten Grundsätze öffentlich kundgegeben. Ich bin aber ganz sicher, daß er sich von ihnen leiten ließ, weil die Thatsachen hierfür sprechen.

Friedrich der Große und die Wissenschaften.



Die Berliner Akademie.

Die Gründung der Akademie. — Maupertuis. — Die Einteilung der Akademie in vier Klassen. — Die Deckung der Kosten. — Das Kalender-Privilegium. — Ungenehme Kassenführung. — Euler. — Seine Empfindlichkeit. — Seine Arbeiten. — Ansichten über die Botanik. — Falsche Berechnungen.

Die Gründung der ersten Berliner Akademie erfolgte, wie ich bereits mitteilte, auf Veranlassung der Königin Charlotte, Gemahlin Friedrichs des Ersten, und ihre Satzungen wurden von Leibnitz entworfen, der auch ihr erster Präsident war. Unter Friedrich Wilhelm dem Ersten kam dann das Institut tief herunter; es hielt keine Sitzungen mehr und veröffentlichte keine einzige wissenschaftliche Arbeit. Als in Friedrichs Person ein philosophischer König und Freund der Litteratur und Wissenschaft den Thron bestieg, war die einstmals berühmte Akademie nicht nur wieder zu errichten, sondern im eigentlichen Sinn völlig neu zu schaffen.

Maupertuis stand damals im vollen Glanz seines Gelehrtenruhms; er hatte in Lappland seine Messungen zur Feststellung der Gestalt der Erde vorgenommen; er stand im Rufe eines Philosophen, war mit Voltaire befreundet und Friedrichs Korrespondent. Der König hatte ihn mit

seiner Achtung und Freundschaft beehrt, und es war daher natürlich, daß ihm die Aufstellung des Programms der neuen Akademie übertragen wurde.

Maupertuis behielt im allgemeinen die von Leibnitz gegebene Grundlage bei, fügte aber einige bedeutende neue Fächer hinzu. Die gelehrte Körperschaft war wie früher in vier Klassen geteilt, nämlich je eine Klasse für die Mathematik, für Experimentalphysik, für spekulative Philosophie oder Metaphysik und für Litteratur. Politische und theologische Erörterungen waren ausgeschlossen, und es galt daher auch für uns das von einer französischen Akademie gebrauchte Scherzwort: ‚Hier wird von Gott weder im Guten noch im Bösen gesprochen.‘ Jede Klasse hatte einen Direktor, der aus der Zahl ihrer Mitglieder entnommen wurde. Da jede Klasse aus sechs Mitgliedern bestand, so betrug die ordnungsmäßige Gesamtzahl der Akademiker vierundzwanzig ohne den Vorsitzenden und den ständigen Schriftführer. Der Bibliothekar wurde für gewöhnlich der litterarischen Klasse entnommen, dem Astronomen, der zur mathematischen gehörte, unterstand die Sternwarte. Der Chemiker, Anatom, Botaniker und Mineraloge gehörten zur physikalischen Klasse; dementsprechend waren mit der Akademie verbunden: ein chemisches Laboratorium, ein anatomisches Theater, ein sehr großer botanischer Garten dicht vor der Stadt, und ein naturhistorisches Kabinett. Da nach den Statuten die Denkschriften des Instituts in französischer Sprache veröffentlicht werden sollten, so wurde für alle in lateinischer oder in deutscher Sprache verlesenen Arbeiten ein Uebersetzer bestellt.

Die Unterhaltung einer so zahlreichen und so gut mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln ausgestatteten Körperschaft erforderte natürlich beträchtliche Summen; zum Unterhalt der Akademie waren vom König angewiesen: 1. ziemlich große Maulbeerbaumpflanzungen, von denen man sehr große Einnahmen erhoffte, die aber in Wirklichkeit nicht viel einbrachten; 2. das ausschließliche Privilegium der Herausgabe von Landesgesetzen und Landkarten; die Erträgnisse waren ebenfalls unbedeutend; 3. das Privilegium der Herstellung und des Verkaufs aller Kalender. In diesem anscheinend unbedeutenden Artikel beruhte der wahre Reichtum der Akademie. Mit den Geldangelegenheiten des Instituts sollten sich vier Kuratoren befassen; da diese Herren sich aber sehr wenig um ihr Amt bekümmerten, so bestimmte der König bald nach dem Ende des großen Krieges, daß eine ökonomische Kommission von fünf Akademikern gebildet werden sollte, um über die Mittel zu beraten, wie die Einkünfte der Akademie erhöht werden könnten. Der König bestimmte als Mitglieder dieses Ausschusses: Euler, Lambert, Merian, Sulzer und Beausobre. Die beiden letzteren nahmen es mit der Sache sehr ernst und arbeiteten eine Denkschrift aus, die von Lambert und Merian mitunterschrieben wurde, welcher aber der große Euler merkwürdigerweise mit allen Kräften sich widersetzte. Der Hauptvorschlag betraf die Kalender. Die Ausarbeitung derselben sollte wie bisher von der Akademie besorgt, der Verkauf aber verpachtet werden. Man meldete dem König, daß unsere Einkünfte dadurch mindestens um ein Viertel steigen würden, denn der Kassierer der Akademie, der bis-

her das Kalendergeschäft besorgte, hatte niemals mehr als dreizehntausend Thaler jährlich abgeliefert, während ein sehr zahlungsfähiger Geschäftsmann siebzehntausend für die Ausnutzung des Privilegs anbot. Dieser Kassierer, ein gewisser Koller, war ein früherer Sekretär und Günstling des Kanzlers Jarriges, der ihm den Ruheposten besorgt hatte. Die Kassenführung war ohne Zweifel ein sehr angenehmes Geschäft, denn Koller war bei einem Gehalt von fünfhundert Thalern im stande, sich Equipage zu halten und jeder Tochter dreißigtausend Thaler mitzugeben. Da Sulzers Plan ihm den Extraprofit des Kalendervertriebs zu rauben drohte, so eilte Koller zu Herrn de Jarriges, warf sich Seiner Exzellenz zu Füßen, und flehte mit heißen Thränen ‚seinen guten Herrn' an, ihn doch nicht zu verlassen. Jarriges war schon alt und folglich schwach, die Betrübnis seines stets so geschmeidigen und ehrerbietigen Günstlings rührte ihn, und er lud daher Herrn Euler zum Diner ein, überhäufte ihn mit Artigkeiten und bat ihn dringend, doch etwas für seinen armen Koller zu thun. Euler, der zeitlebens auf Liebenswürdigkeiten großer Herren mehr Gewicht legte, als man von einem Schweizer hätte erwarten sollen — Euler hatte versprochen, seinen ganzen Einfluß zu Gunsten des Kassierers aufzubieten. Er hatte daher in den Ausschußsitzungen die Anträge betreffs des Kalendervertriebes mit einer Energie bekämpft, über die man sich sehr wunderte, solange man die Gründe seines Eifers noch nicht kannte. Aber sein Widerstand hatte nicht die von ihm erwartete Wirkung; er wurde überstimmt und man sandte den Plan dem König ein. Der Begleitbrief

dazu wurde von allen unterzeichnet und Euler ins Haus gesandt, damit er seine Unterschrift hinzusetzen oder seine Weigerung motivieren könnte. Euler behielt aber Brief und Denkschrift zwei volle Tage und sandte inzwischen an den König einen langen Brief, worin er den von seinen Kollegen entworfenen Plan kurz mitteilte und zu dessen Widerlegung alle erdenklichen Einwendungen vorbrachte.

Der König war aber schlauer als der Gelehrte, er antwortete nicht, sondern wartete das Eintreffen der Denkschrift ab, so daß Euler, als er keine Antwort erhielt, endlich die Eingabe der Kommission absenden mußte.

Friedrich mißfiel dieses Vorgehen im höchsten Grade; Eulers Perfidie erschien ihm um so schlimmer, als er in seiner Eigenschaft als Herrscher dadurch getäuscht werden sollte. Er wollte ihm seine Meinung darüber deutlich zum Ausdruck bringen, wählte aber hierzu keinen unwilligen Ton, sondern kleidete seine Bemerkungen in eine sarkastische Form, indem er schrieb:

„Wenngleich ich nicht gelernt habe, Kurven zu berechnen, so weiß ich doch, mein lieber Euler, daß für meine Akademie siebzehntausend Thaler mehr wert sind als dreizehntausend."

Er fügte hinzu, er habe den Vorschlag des Ausschusses genehmigt, um so mehr, als die von ihm jener Akademie zugebilligten Privilegien dazu bestimmt seien, Gelehrte für ihre Forschungen zu belohnen und nicht „einen Kerl von Kassierer fettzumachen", der schon ohne seine unrechtmäßigen Nebeneinkünfte mehr als reichlich besoldet sei.

Durch diesen Brief fühlte Euler sich so tief verletzt, daß er nicht mehr in Berlin bleiben wollte. Er bot seine

Dienste der Zarin Katharina an, die sich beeilte, ihn und seine Söhne unter sehr günstigen Bedingungen nach Rußland zu berufen. Er verkaufte sein Haus in Berlin und sein Landgut bei Charlottenburg; hierauf verlangte er seine Dienstentlassung, die der König ihm nur mit größtem Widerstreben bewilligte. Seine Freunde, besonders die Schweizer, der Marquis d'Argens, die Minister und sogar die Prinzen, unter anderen Markgraf Heinrich von Schwedt, alle, die einigen Einfluß auf den großen Gelehrten zu haben glaubten, erschöpften sich in Vorstellungen, Bitten, Schmeicheleien. Alles vergeblich.

Friedrich warf die Frage auf, ob er nicht das Recht hätte, seinen Akademiker mit Gewalt zurückzuhalten. Und als man ihm bemerkte, Euler wäre Schweizer und die Freiheit der Schweizer würde von allen europäischen Herrschern respektiert, versetzte der König:

„Nun, einige von seinen Kindern sind als meine Unterthanen geboren; diese kann ich doch wenigstens in meinem Lande festhalten.“

Man hatte die größte Mühe, Friedrich von dieser Idee abzubringen, und vielleicht wirkte die Befürchtung, die russische Kaiserin zu beleidigen, mehr als das Gerechtigkeitsgefühl. Einer von Eulers Söhnen, der als Offizier bei der Artillerie stand, wurde auf die Festung geschickt, weil er in bürgerlicher Kleidung eine Gesellschaft besucht hatte, ehe ihm sein Abschied bewilligt war. Er wurde fast ein Jahr nach der Abreise seiner Eltern festgehalten, und hätte vielleicht niemals seinen Abschied bekommen, wenn nicht die Kaiserin Katharina sich persönlich für ihn verwandt hätte.

Euler reiste mit seiner Frau und allen Kindern, außer dem erwähnten Offizier, nach Petersburg ab, das er achtzehn Jahre früher verlassen hatte, um sich in Berlin anzusiedeln. Seine sämtlichen Reisekosten von der polnischen Grenze an wurden von der Zarin getragen, und in der Hauptstadt fand er ein vollständig eingerichtetes Haus vor, das sie ihm zum Geschenk machte. Er wurde zum Direktor der Petersburger Akademie ernannt und mit den größten Gnadenbeweisen für seine Person und für seine Kinder überhäuft.

Größere Ehren können einem Gelehrten wohl kaum erwiesen werden, aber man muß gestehen, daß Euler sie verdiente. Nach dem Urteil aller seiner Fachgenossen wurde er niemals an glücklicher Erfindungskraft, an Klarheit und Fruchtbarkeit übertroffen. Die Wissenschaft der Mathematik hat durch ihn Riesenfortschritte gemacht; dabei schüttelte er jene erstaunlichen Arbeiten sozusagen aus dem Aermel. Im Kreise seiner Familie, umtobt von dem Lärm seiner kleinen Kinder, die um ihn herumspielten und an seinen Beinen emporkrochen, während ein Angorakater auf seiner Schulter saß, hat er mehrere von seinen Denkschriften verfaßt, die ganz Europa bewundert hat und ewig bewundern wird.

Aber wenn ich seinem Genie Gerechtigkeit widerfahren lasse, so kann ich doch gegen seine Schwächen nicht blind sein; er war ein Mensch, folglich hatte er Vorurteile und Fehler.

Der Finanzausschuß der Akademie war der Meinung, eine der zweckmäßigsten und dringlichsten Arbeiten wäre die Vollendung der bis dahin nur halbfertigen Mauer um den botanischen Garten. Euler widersetzte sich mit größter Hartnäckigkeit und antwortete, als seine Kollegen ihn auf

die Wichtigkeit des Gartens aufmerksam machten: es gebe nichts Unwichtigeres, als die botanische Wissenschaft; das alles sei bloße Kinderei, und es gebe mit einem Wort überhaupt keine wahre Wissenschaft außer der Mathematik.

Der Mathematiker de Castillon Vater, der sich aus Liebhaberei mit der Anfertigung physikalischer Instrumente beschäftigte, hatte einmal gerade ein großes Fernrohr in Arbeit und kam zu Euler um ihn zu fragen, ob er für die Konstruktion der Gläser die Zahlen benutzen könne, die dieser ein Jahr vorher in einer Denkschrift über das Maximum der Konkavität oder Konvexität von Fernrohrgläsern angegeben hatte.

„Thun Sie das ja nicht!“ rief Euler. „Diese Berechnungen würden Sie zu ganz falschen Resultaten führen. Aber warten Sie bis zum nächsten Jahr; dann wird eine andere Abhandlung von mir über denselben Gegenstand im Druck erscheinen, und in dieser werden Sie die richtigen Vorschriften für Ihre Arbeit finden.“

„Mein lieber Direktor,“ versetzte Castillon, „darf ich mir die Frage erlauben, warum Sie Ihre erste Abhandlung haben drucken lassen, obwohl Sie wußten, daß die Resultate falsch waren?“

„Sie irren sich recht sehr, lieber Freund, wenn Sie glauben, daß meine erste Schrift überflüssig war; sie ist im Gegenteil sehr wertvoll, wenn auch ihre Resultate falsch sind; denn sie enthält Berechnungen, die in ihrer Anlage und Ausführung geradezu mustergültig und lauter neue Formeln sind. Sie müssen bedenken, diese Berechnungen sind ganz neu in ihrer Art. Nein, nein, meine Abhandlung ist durchaus nicht überflüssig — weit gefehlt!“

Die Mitglieder der Akademie.

Pothe. — Marggraf. — Gleditsch und der Geist des Herrn von Maupertuis. — Mekel und seine Praxis. — Gesundheitsfördernde Eigenschaften des Brandenburger Sandes. — Lambert — Bernoully in England. — Sulzer. — Lessings Porträt von Graff — Prémontval. — Ein besorgter Gatte, der Servietten wärmt. — Moulines und seine Erbschaft. — Formey. — Seine Vielschreiberei. — Pernety. — Atheist aus Glaubensseligkeit. — Der Graf von Saint-Germain. — Die Deutschen, die Schweizer und die Franzosen in der Akademie.

Als ich in die Akademie aufgenommen wurde (am 5. April 1765), war die Stelle des Präsidenten unbesetzt. D'Alembert hatte es abgelehnt, Maupertuis' Nachfolger zu werden, und der König hatte nach dieser Absage den Platz keinem anderen angeboten. Schriftführer war Formey, Direktor der litterarischen Klasse der Marquis d'Argens. Die mathematische Klasse leitete Euler, die philosophische Henius, die physikalische Marggraf. Die Ernennung des letzteren zum Direktor seiner Klasse hatte den Austritt eines sehr berühmten alten Mitgliedes zur Folge, des Herrn Pothe. Sehr entrüstet darüber, daß man ihm seinen eigenen früheren Schüler vorzog, trat er nicht nur aus, sondern er konnte es nicht einmal vertragen, wenn man in seiner Gegenwart das Wort ‚Akademie' aussprach.

Aus Besorgnis, daß nach seinem Tode die Früchte seiner Arbeiten dieser verhaßten Akademie zugute kämen, verbrannte er alle seine Manuskripte und vernichtete damit die Ergebnisse eines dreißigjährigen Studiums. Nach diesem Vorfall, der kurz vor meiner Ankunft in Berlin eintrat, hat Pothe noch sehr lange gelebt, aber er arbeitete

nicht einen Federstrich mehr; jeden Morgen und Abend sah man ihn mit seiner runden Perücke und seinem alten roten Mantel unter den Arkaden am Schloßplatz spazieren gehen.

Die berühmtesten Mitglieder der physikalischen Klasse waren der eben erwähnte Marggraf und der Botaniker Gleditsch, beide vortreffliche Menschen und hervorragende Gelehrte. Von Gleditsch habe ich eine sonderbare Geschichte zu erzählen. Kurze Zeit nach dem Tode des Herrn de Maupertuis hatte er eines Nachmittags etwas in dem unter seiner Obhut stehenden Naturalienkabinett nachzusehen. Als er in den Sitzungssaal der Akademie trat, den er durchschreiten mußte, um in das Kabinett zu gelangen, sah er in der Ecke zu seiner Linken unbeweglich und hochaufgerichtet Maupertuis stehen, der ihn unverwandt ansah. Es war ungefähr drei Uhr nachmittags. Der Professor der Naturgeschichte war ein zu guter Physiker, um sich einzubilden, daß sein Präsident, der in Basel im Hause der Bernoullys gestorben war, als Geist in der Berliner Akademie spukte. Er betrachtete daher diese Erscheinung nur als eine Täuschung seiner eigenen Sinne und ging, ohne sich weiter aufzuhalten, in das Kabinett. Aber er erzählte die Vision seinen Kollegen und versicherte, die Gestalt hätte so klar und deutlich dagestanden, als wäre sie Maupertuis selbst gewesen.

Der Anatom Mekel behandelte als Arzt wohl den vierten Teil aller Berliner. Um seine Praxis zu bewältigen, hielt er sich stets sechs ausgezeichnete Pferde; jedes der drei Paare hatte zwölf Stunden Dienst, ohne andere Pause,

als eine ganz kurze Fütterung, und darauf vierundzwanzig Stunden Ruhe. Sein Kutscher mußte mit Windeseile durch die Straßen fahren, denn Mekel hatte niemals Zeit. Immer außer Atem, trat er lachend bei seinem Kranken ein, hörte eine oder zwei Minuten lang an, was man ihm zu sagen hatte, sah sich den Patienten einen Augenblick an, schrieb ein sehr langes Rezept und verschwand wieder lachend. Er war der größte Rezeptenschreiber, den ich je gekannt habe; man behauptete von ihm, er bekäme von den Apothekern einen Anteil an dem großen Gewinn, den sie durch ihn machten. Er wollte mir eines Tages beweisen, der märkische Sand sei sehr heilkräftig für Lungenkranke. Die Sandkörner seien nämlich, wie man sich durch mikroskopische Untersuchungen überzeugen könne, so tadellos kugelrund und feinpoliert, daß die Lungen dadurch nicht verletzt, sondern im Gegenteil gewissermaßen ausgefegt würden. — Wenn diese Theorie nicht richtig war, so bewies sie jedenfalls, daß Dr. Mekel ein sehr eifriger brandenburgischer Patriot war.

Ebenfalls zur physikalischen Klasse gehörte Lambert, der aber ebensogut in der mathematischen oder metaphysischen Klasse einen Platz hätte einnehmen können. Er war der Sohn eines armen Schneiders in dem damals zum Bunde der Schweizerischen Eidgenossenschaft gehörenden Mülhausen im Elsaß; von frühster Jugend an mußte er seiner Mutter im Haushalt und den Rest des Tages seinem Vater in der Werkstatt helfen. In unstillbarem Wissensdrang verwandte er jeden Sou, den er ersparen konnte, darauf, sich Kerzen zu kaufen, um die ganzen Nächte hindurch zu

lesen. Ein Pastor nahm sich seiner an und gab ihm regelrechten Unterricht; durch diesen kam er als Hauslehrer nach Graubünden zu einem Herrn von Salis, mit dessen Söhnen er später Italien, Frankreich und Deutschland bereiste. In München trennte er sich von ihnen, um sein berühmtes philosophisches Werk ‚Novum organum‘ zu veröffentlichen. Der bayrische Hof beauftragte ihn, Statuten für die neu zu begründende Münchener Akademie der Wissenschaften zu entwerfen, und er wurde zum Leiter derselben ernannt, verließ aber bald darauf München infolge von Schikanen seiner Neider und beschloß sein Glück in Rußland zu versuchen. In Berlin faßte der gute Schweizer Sulzer den Plan, seinen Landsmann dazubehalten. Die Kollegen von der Akademie waren damit einverstanden. Lambert wurde also mehreren einflußreichen Personen vorgestellt, man schrieb nach Potsdam an Lord Marishal, an den Marquis d'Argens, an Le Catt, Quintus Icilius und alle anderen Herren vom täglichen Verkehr des Königs. Es war eine richtige Verschwörung. Friedrich hörte fortwährend von dem gelehrten Wundermann und sagte schließlich, er wolle ihn sehen.

Dies Wort wirkte wie ein Donnerschlag, aber man mußte gehorchen. Lambert reiste also von Berlin nach Potsdam und brachte dorthin Briefe mit, deren Inhalt er nicht kannte, die aber dahin lauteten: man möge alles aufbieten, um Lamberts Vorstellung beim König zu verhindern. Das Gesicht, der Ausdruck, die Gestalt des Gelehrten, besonders aber sein Benehmen und seine Sprache, müßten unbedingt dem König mißfallen. Man sagte also zu Friedrich:

„Sire, Herr Lambert kann Ew. Majestät nicht vorgestellt werden, weil er seinen Koffer noch nicht bekommen hat und deshalb in einfachen Reisekleidern ist."

„Sie machen sich über mich lustig, meine Herren. Wie können Sie denn glauben, daß ich die Kleider sehen will und nicht den Mann?"

„Nun, so müssen wir denn Ew. Majestät alles sagen: der so sehr verdienstvolle Gelehrte hat ein sehr unvorteilhaftes Aeußere; er ist von sehr armer Herkunft und hat durchaus keine Erziehung gehabt, wodurch ihm Anstandsformen hätten beigebracht werden können."

„Meine Herren, ich wünsche den Philosophen unbedingt kennen zu lernen, aber ich will Ihnen einen Vorschlag machen, um mein berechtigtes Verlangen mit Ihren Bedenken zu versöhnen: Sie bringen mir Herrn Lambert erst heute abend, wenn es dunkel ist; wir nehmen alle Lichter fort, ich werde ihn also nicht sehen, sondern nur hören. Sind Sie damit zufrieden?"

Man mußte wohl zufrieden sein. Lambert kam. Die Kerzen blieben im Zimmer, der König hörte und sah ihn also.

„Guten Abend, mein Herr!" sagte er zu ihm. „Bitte sagen Sie mir doch, welche Wissenschaft Sie ganz besonders studiert haben?"

„Alle, Sire."

„Sie sind also auch Mathematiker?"

„Ja, Sire."

„Und welcher Professor hat Sie in der Mathematik unterrichtet?"

„Ich selbst.“

„Sie sind also ein zweiter Pascal?“

„Ja, Sire.“

Auf diese Antwort konnte der König kaum sein Lachen verbeißen, drehte dem Gelehrten den Rücken und ging in sein Kabinett zurück. Beim Souper sagte er seinen Gästen:

„Denken Sie sich, meine Herren, heute abend sollte ich auf Wunsch meiner Freunde den größten Dummkopf, den ich je in meinem Leben sah, zum Mitglied meiner Akademie ernennen.“

Man erwiderte, dieser Dummkopf sei gleichwohl ein genialer Mann. Aber es bedurfte langer Zeit und großer Ausdauer, um den König von seiner einmal gefaßten Meinung abzubringen.

In dieser Zwischenzeit befürchteten Lamberts Freunde vor allem, er möchte nach Rußland weiterreisen.

„Herr Lambert,“ sagte der Pastor Achard eines Tages zu ihm, „Sie dürfen nicht ungeduldig werden, der König wird Sie ganz bestimmt zum Mitglied seiner Akademie ernennen; aber in diesem Augenblick ist er sehr stark beschäftigt.“

„O, Herr Pastor, ich bin durchaus nicht ungeduldig deswegen; es handelt sich nicht um meinen Ruhm, sondern um den des Königs. Wenn er mich nicht ernennt, so ist das ein Makel in seiner Geschichte.“

Friedrich hat sich nicht mit diesem Makel befleckt; er gab endlich den einstimmigen Bitten seiner Freunde nach und berief Lambert mit einem Gehalt von fünfhundert Thalern.

Der neue Akademiker beschäftigte sich nun vor allen Dingen mit seiner Antrittsrede und beschloß darin eine wichtige Frage aus dem Kapitel der Lichtbrechung zu behandeln. Er hatte dazu einige Versuche anzustellen, zu denen er eines großen Spiegels bedurfte, und er besaß in seinem ganzen Mobiliar nur einen kleinen Taschenspiegel, der ihm kaum genügte, um seine Perücke aufzusetzen. Er ging daher, um seine Experimente zu machen, in das erste Kaffeehaus der Stadt, das gegenüber dem Schloß an der Ecke der Breiten Straße lag. In dem Saal im ersten Stock waren fünf oder sechs Offiziere anwesend nebst einigen Bürgern, die Tarock spielten. Er grüßte diese Herren auf seine eigentümliche Art, nämlich indem er den Kopf in schräger Richtung von links nach rechts warf, und stellte sich vor einen großen Wandspiegel. Hierauf zog er seinen Degen, fiel aus, wich zurück, stieß wieder bald eine Terz, bald eine Quart gegen das Glas, hielt inne, dachte tiefsinnig nach über alles, was er that und sah, fing wieder an und setzte dieses Spiel eine gute halbe Stunde lang fort. Die Gäste, die ihn nicht kannten und nicht wußten, was sie von seinen sonderbaren Bewegungen denken sollten, hielten ihn für verrückt und umringten ihn, um ihn nötigenfalls am Gebrauch seiner Waffe zu verhindern. Als er von seinen Versuchen und Beobachtungen genug hatte, steckte er ruhig seinen Degen wieder in die Scheide, warf einen gleichgültigen Blick auf die Leute, die um ihn herumstanden, grüßte auf dieselbe Weise, wie bei seinem Eintritt, und ging nach Hause, wo er eine Abhandlung niederschrieb, die der Bewunderung der Gelehrten würdig ist.

Lamberts Werke überzeugten endlich den König, daß er trotz seiner lächerlichen Außenseite ein Mann von seltenstem Verdienst war; Friedrich ernannte ihn zum Rat in der Bauabteilung des Großen Direktoriums und erhöhte sein Gehalt um fünfhundert Thaler, so daß er also fortan das doppelte bezog. Ich hatte die Ernennung in der Zeitung gelesen und stattete am gleichen Tag dem Kollegen meinen Glückwunsch ab.

„Aber hören Sie," antwortete er mir, „es ist doch sehr sonderbar, daß der König eine derartige Nachricht veröffentlicht, ohne mich vorher zu befragen. Schließlich ist das doch vor allem meine Sache, man hätte sich also erst erkundigen müssen, ob ich die Stelle annehmen wollte oder nicht; es ist auch noch gar nicht gewiß, daß ich annehme, besonders deshalb, weil ich ein höheres Gehalt nicht nötig habe."

Es kostete in der That die größten Bemühungen seiner Freunde, um ihn zur Annahme seiner neuen Stelle zu bewegen. Bei seiner Bedürfnislosigkeit hinterließ er ein verhältnismäßig bedeutendes Vermögen, das der König ohne Abzug seinen armen Verwandten zustellen ließ. Ich erinnere mich, daß er eines Tages in einer, wenn ich so sagen darf, kindlichen Freude zu mir kam und mir erzählte, in seiner Wohnung wären Einbrecher gewesen, hätten aber sehr wenig mitgenommen, obwohl sie alle Schlösser gesprengt hätten.

„Ah!" rief er triumphierend, „sie haben die hundert Louisdor nicht gefunden, die ich in meinem Zimmer hatte. Ich hatte die Rolle ganz einfach auf mein Büchergestell

hinter eine Bücherreihe gelegt, denn ich war überzeugt, daß Spitzbuben niemals meine Bücher anrühren würden. Zwischen Büchern und Spitzbuben giebt es keine Beziehungen."

Zur physikalischen Klasse gehörte noch der bekannte Chemiker Hachard, der arbeitsamste Mensch, den ich in meinem ganzen Leben kennen gelernt habe.

Ich habe es erlebt, daß er neunmal vierundzwanzig Stunden hintereinander in seinem Laboratorium zubrachte, um ein Experiment zu verfolgen. Beim schlechtesten Wetter verbrachte er ganze Tage unter freiem Himmel, um Beobachtungen zur Vervollkommnung der Tabakspflanzenkultur zu machen. Zu diesen Beobachtungen gehörte auch die Lösung von dreiundzwanzigtausend Regeldetri-Aufgaben, die er gleich an Ort und Stelle vornahm.. Er legte der Akademie einmal einen Plan vòr, wonach vierzigtausend Experimente auszuführen waren, um sämtliche bekannten Mineralien nach Belieben in ihre Bestandteile zu zerlegen oder neu zu bilden.

In der mathematischen Klasse war einer der hervorragendsten Gelehrten Herr Bernoully, aus der berühmten Basler Familie. Sein Name und seine wissenschaftlichen Verdienste verschafften ihm während einer Reise durch England viele Einladungen in die vornehmsten Londoner Häuser. Aber der in London herrschende skandalöse Brauch, daß man die Gastlichkeit eines Hauses den Lakaien sehr teuer bezahlen muß, gefiel unserm Akademiker nicht und er antwortete auf diese Einladungen brieflich, er sei nicht reich genug, um die Ehre genießen zu können, womit man ihn erfreuen wolle. Daß diese satirische Bemerkung zu

einer Abstellung der Unsitte geführt hätte, ist mir nicht bekannt geworden.

Das hervorragendste Mitglied der philosophischen Klasse war zu meiner Zeit wohl mein Freund, der Schweizer Sulzer, der dreißig Jahre lang in Berlin weilte. Er starb früher als man es nach seinem kräftigen Körperbau hätte erwarten sollen, durch die Vernachlässigung einer Erkältung. Er litt außerordentlich an einem quälenden Husten, und da er wenig an Schmerzen gewöhnt war, so wünschte er sehnlichst den Tod herbei.

„Ich werde nichts thun," sagte er, „um den Tod zu beschleunigen, weil dies gegen meine Begriffe von Moral wäre, aber ich gestehe Ihnen, ich habe es so eilig, zu erfahren, was an unseren Vorstellungen und Schilderungen von dem Jenseits Wahres ist, daß es für mich eine wahre Wonne sein wird, aus dieser Welt abzuscheiden."

Als nach seinem Tode sein Mobiliar verkauft wurde, erstand ich einen eigentümlichen Spazierstock, den ich einem befreundeten Lyoner Arzt zum Geschenk machte. In dem Stockknopf befand sich ein Räderwerk mit vier Zeigern, von denen der erste die Einer, der zweite die Zehner, der dritte die Hunderter und der vierte die Tausender anzeigte. Jedesmal, wenn man den Stock auf den Boden setzte, rückte der erste Zeiger um einen Strich vor, und wenn er die Runde um den in zehn Striche geteilten Stockknopf gemacht hatte, sprang der zweite Zeiger vor und so fort. Man konnte also, wenn man regelmäßig marschierte, jederzeit an seinem Stock ablesen, wie viele Schritte man gemacht hatte.

Sulzers Schwiegersohn war der bekannte Maler Graff in Dresden, ein ausgezeichneter Künstler.*) Ich besuchte eines Tages Sulzer, dessen Wohnung an die meinige anstieß, um ein wenig zu plaudern, und fand ihn mit seinem Freund Béguelin, wie sie ein großes ganz frisch vollendetes Bild betrachteten. Das Gemälde machte auf mich großen Eindruck; ich mußte unwillkürlich immer wieder meine Augen darauf lenken.

„Das Bild scheint Sie ja sehr zu beschäftigen," meinte Béguelin, „sagen Sie uns doch Ihr Urteil darüber."

„Ich möchte wetten," versetzte ich, „daß es kein Phantasieporträt und ferner, daß es sehr ähnlich ist."

„Warum glauben Sie das?"

„Weil seine Naturwahrheit in die Augen springt."

„Sagen Sie uns doch, welche Idee Sie sich nach diesem Bilde von dem Original machen?"

„Das Original muß ein sehr geistvoller Mann sein, und zwar von sehr thätigem, lebhaftem und feurigem Geiste. Sein Charakter entspricht seinem Geist und weist außerdem eine bemerkenswerte Festigkeit und eine natürliche Anlage zur Fröhlichkeit auf. Er ist gutmütig und aufrichtig, dabei ein Freund des Vergnügens. Indessen muß man sich hüten, seinen Meinungen oder Vorurteilen zu schroff entgegenzutreten."

„Sie kennen ihn also?"

„Nein, ich habe das Original des Porträts niemals gesehen."

„Nun, Sie schildern ihn, als wären Sie Ihr ganzes

*) Ein von Anton Graff gemaltes Porträt Friedrichs des Großen ist im 2. Bande reproduziert.

Leben lang mit ihm zusammengewesen. Es ist Lessing, und das Bildnis hat Graff soeben vollendet."

„Es macht Herrn Graff alle Ehre, denn ich habe Lessing nie gesehen."

Zur philosophischen Klasse der Akademie gehörte auch der Pastor Moulines. Friedrich Wilhelm der Zweite hat ihn geadelt, aber es ist mir wahrhaftig unmöglich, den Grund dafür zu erraten. Ich kenne mehrere Züge von ihm, die durchaus nicht auf Adel der Gesinnung schließen lassen. Einer dieser Züge betrifft ein armes verlassenes Mädchen, ein uneheliches Kind von der Gattin unseres Kollegen Prémontval. Dieser Herr verdankte seinen Sitz unter uns der Fürsprache der Frau Gräfin Kameke, die ihn an Maupertuis empfahl. Prémontval hatte ein junges Mädchen aus Paris entführt, sie in der Schweiz geheiratet und kam gänzlich mittellos nach Berlin. Maupertuis' Gefälligkeit riß ihn aus seiner bedrängten Lage, denn er bekam ein Jahresgehalt von fünfhundert Thalern. Sofort nach seiner Ankunft richtete er eine Pension ein und entzweite sich mit unserem Sekretär Formey, so daß er uns in der Akademie bald nur noch von den erstaunlichen Fortschritten seiner Zöglinge unterhielt, und in den Gesellschaften nur über die Albernheit des Herrn Formey loszog. Seine Frau Gemahlin, geborene Pigeon, gab ebenfalls Unterrichtsstunden; sie machte weniger Lärm als ihr Gatte, leistete aber mehr Arbeit; eine Zeitlang lehrte sie einen Buchhändler, Namens Zachariae, die Mathematik, und dieser fand solchen Geschmack an den Stunden, die sie gab, daß er sich oft bis spät in die Nacht hinein damit be-

schäftigte. Am Ende hatte die wackere Lehrmeisterin sogar einige Beschwerden davon, sie wurde eines Tages von sehr heftigen Kolikschmerzen befallen, die sich aber zum Glück bald legten, dank der liebevollen Sorge ihres Gatten, der unermüdlich in einem Nebenzimmer Servietten heiß machte, die er durch die Thürspalte in das Krankenzimmer hinein reichte. Die Folge dieser Kolikanfälle war ein kleines Mädchen, das als Tochter des Herrn Zachariae und der Frau Taube (dies ist die wörtliche deutsche Uebersetzung des französischen Pigeon) getauft wurde. Als dies Kind sieben Jahre alt war, starb plötzlich Prémontval binnen zwei Tagen an einem hitzigen Fieber, vor Schreck über die Berufung seines litterarischen Todfeindes Toussaint zum Akademiker. Da er von dem Vorhandensein einer Nachkommenschaft keine Ahnung hatte, so machte er kein Testament. Seine Frau erbte alles, hatte aber wenig Genuß davon, denn sie starb sechs Monate darauf, ohne an Herrn Zachariae und ihr Kind zu denken. Sie opferte das Kind vielmehr Herrn Moulines auf, dem sie ihr ganzes Vermögen testierte. Zachariae aber hatte ein besseres Gedächtnis als sie; er focht das Testament an, zu Gunsten des damals etwa acht Jahre alten Töchterchens. Pastor Moulines entsetzte sich über eine solche Verleumdung, und erklärte laut, er würde den Prozeß durchführen, nicht um der Erbschaft willen, — obwohl die Bibliothek einen recht hübschen Wert hatte — sondern um für das Andenken der tugendhaftesten Frau einzutreten, die jemals in Berlin gelebt hätte. Der Prozeß ging also vor sich; es wurde bewiesen, daß das Musterbild von Keuschheit ein Kind bekommen

hatte, ohne daß ihr Mann etwas davon merkte, der noch Servietten wärmte, als die Kleine schon lange aus dem Hause gebracht war. Das Kind war auf sieben oder acht Stellen in Kost gewesen, immer auf Rechnung von Zachariae; leider waren von der einen Pflegefamilie alle Mitglieder vor dem Tode der Frau von Prémontval gestorben. Die Kette wurde also unterbrochen, es konnte nicht bestimmt bewiesen werden, daß die von ihrem Beschützer Zachariae vorgestellte Kleine wirklich dieselbe war, die man auf der Hintertreppe aus dem Prémontvalschen Hause herausgetragen hatte. Aber das wurde klar bewiesen, daß Moulines unrecht gehabt hatte, indem er für Frau von Prémontvals Tugend als Ritter auftrat. Er hatte also keine Gründe mehr, den Rechtsstreit fortzuführen; es war hundert gegen eins zu wetten, daß die Erbschaft von Rechts wegen dem kleinen Mädchen zukam; und wenn die Sache auch nur zweifelhaft war, so durfte der Herr Pastor anständigerweise den Spruch des Gerichts sich nicht zu nutze machen. Trotzdem that er dies, und von da an war er in meinen Augen und nach der Meinung aller ehrenhaften Leute nur ein widerwärtiger Heuchler.

Noch ein Wort über Prémontval. Er machte, so lange er lebte, überall wo er hinkam, viel Lärm; aber er hat nichts hinterlassen, worüber man nach seinem Tode noch hätte sprechen können. Wenn er in einer Gesellschaft war, wagte kaum ein anderer Mensch den Mund aufzuthun. Wenn sich jemand auch nur den geringsten sprachlichen Verstoß zu schulden kommen ließ, hörte man ihn vor sich hinmurmeln: „Ich protestiere dagegen“ und diese fort-

währenden Proteste schnitten den anderen Anwesenden die Worte auf der Zunge ab. Schließlich gab er eine kritische französische Zeitschrift heraus unter dem Titel: ›Präservativ gegen die Verderbnis der französischen Sprache.‹ Diese Zeitschrift war aber im Grunde nur gegen Formey gerichtet, der in sehr unschicklicher Weise darin verhöhnt wurde. Er verfolgte sein Opfer so schonungslos, daß nach den ersten sieben oder acht Nummern der Justizkanzler und der Generalfiskal die Fortführung des Drucks verboten. In diesen Heften sind mit boshaftem Behagen fast alle unziemlichen Bemerkungen mitgeteilt, die Formey sich besonders auf der Kanzel und in seinen Schriften hat zu schulden kommen lassen.

Formey war ein erstaunlicher Vielschreiber. Die Zahl der Bände, mit denen er das Publikum beschenkt hat, beläuft sich auf nahezu sechshundert, ungerechnet die Memoiren der Akademie, die er als deren Sekretär herauszugeben oder zu übersetzen hatte. Formey arbeitete aber nicht um des Nachruhms willen; keines seiner Werke wird ihn daher überleben.*)

Eines Tages ging ich mit ihm allein spazieren; es war nach einem Diner, das ihn zu größerer Offenherzigkeit angeregt hatte, als ihm sonst eigentümlich war.

„Wenn ich gewollt hätte,“ sagte er mir bei dieser Gelegenheit, „so hätte ich wohl auch wie andere Gelehrte, ein oder zwei Werke verfassen können, die mich um hundert Jahre überlebt hätten. Aber das hätte meine ganze

*) Vielleicht doch seine interessanten Souvenirs d'un citoyen; Berlin 1789. 2 Bände.

Zeit in Anspruch genommen, und ich bin nicht der Meinung, daß man sich um den Ruhm so viele Mühe machen muß; ich habe daher nur daran gearbeitet, meinen Kindern einmal ein hübsches Vermögen hinterlassen zu können."

Dies ist ihm denn auch sehr gut gelungen, denn sein Vermögen belief sich bei seinem Tode auf hunderttausend französische Thaler. Man sagte ihm nach, er verdiene täglich fünf Dukaten: einen abends im Spiel, denn er war in allen Gesellschaftsspielen sehr geschickt und glücklich, einen morgens mit Schreiben, denn er lieferte jeden Vormittag mindestens seinen Bogen und erhielt mindestens einen Dukaten dafür, zwei durch sein Gehalt als ständiger Sekretär der Akademie, und einen als Professor der Philosophie am französischen Gymnasium in Berlin.

Man muß ihm übrigens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er nicht nur eine gediegene wissenschaftliche Bildung besaß, sondern auch mit einer außerordentlichen geistigen Leichtigkeit begabt war. Dabei war er ein vorzüglicher Redner. Das Publikum drängte sich um so eifriger zu den Gelegenheiten, bei denen er sprach, hinzu, als er fast immer in seine Reden einige überraschende und oft mehr als kühne Züge einflocht. Unsere erste öffentliche Sitzung nach dem Tode Ludwigs des Fünfzehnten eröffnete er mit dem Satze: „König Ludwig ist tot — König Friedrich steht an der Bresche." Bekanntlich war der erstere gerade zwei Jahre älter.

Mein Kollege Pernety von der Litteraturklasse war im allgemeinen sehr gelehrt, — ich spreche von der Gelehrsamkeit, die sich gedächtnismäßig erwerben läßt — aber seine Gelehrsamkeit war unverdaut und unverdaulich.

„Wissen Sie, Ihr Abbé Pernety scheint mir eigentlich kein guter Christ zu sein," sagte eines Abends lachend ein Bekannter zu mir. „Beruht dies auf einer Gleichgültigkeit seines Charakters oder ist er durch Ueberzeugung zu diesem Standpunkt gelangt? Glaubt er überhaupt an Gott?"

„Nein," antwortete ich, „dazu ist er zu glaubensselig."

„Das verstehe ich nicht."

„Sehr einfach: Der Abbé glaubt alles, was man ihm sagt und alles, was er liest. Nun, auf eine Stelle in seinen Lieblingsbüchern, die einen Beweis für das Dasein Gottes anführt, kommen hundert oder tausend Vernunftgründe oder Sophismen, die sich dagegen aussprechen. Da er nun alles für bare Münze nimmt, so kamen hundert oder tausend Viertelstunden, wo er nicht an Gott glaubte, auf eine einzige, wo er an ihn glaubte; und ich glaube daher, mit Recht behaupten zu können, daß er jetzt überhaupt nicht mehr daran glaubt."

Der gute Abbé glaubte wirklich an alle Wahngebilde vergangener Jahrhunderte: an den Stein der Weisen, an die Kabbala, an Gespenster, Hexen und Zauberer, an Riesenmenschen u. s. w. Trotzdem aber hatte jeder ihn gern. Als er im Jahre 1783 wieder nach Frankreich ging, zog er sich nach Avignon zurück, wo er, so gut es ging, die Stürme der Revolution durchmachte, indem er sich in nichts einmischte, nichts sagte und sich nirgends zeigte. Trotzdem mußte er, ich weiß nicht wie viele Monate, im Gefängnis schmachten. Als er endlich frei wurde, beschäftigte er sich mehr denn je mit dem Stein der Weisen, fest überzeugt, daß er noch ganze Jahrhunderte zu leben hätte. Als er

im Jahre VIII oder IX in Avignon an Altersschwäche starb, hat er ganz gewiß nicht an den Tod gedacht; indem er starb, wird er gedacht haben, daß ein gewöhnlicher Schlummer über ihn käme.

Ein Wundermann, der unter dem Namen des Grafen Saint-Germain weit bekannt ist, besuchte Berlin, wo er länger als ein Jahr verweilte. Abbé Pernety beeilte sich, in seiner Eigenschaft als Adept ihn aufzusuchen, und berichtete uns erstaunliche Dinge von ihm. Der Graf war ein Greis von unbekanntem Alter und Vaterland; er war aber noch sehr kräftig, wenngleich ein wenig zu beleibt. Er sollte das Geheimnis besitzen, Gold und sogar Diamanten zu machen. Er lebte, was noch viel schöner war, seit ich weiß nicht wieviel hundert Jahren; er war eine Art ewiger Jude und ein erstaunlicher Mensch, der alle europäischen Sprachen beherrschte.

Der Graf nahm eine kleine Wohnung in einem der ersten Gasthöfe, wo er mit zwei Bedienten sehr zurückgezogen lebte. Vor seiner Thür hielt den ganzen Tag ein angespannter Mietswagen, den er sehr gut bezahlte, aber niemals benutzte. Der alte Baron von Knyphausen, den übrigens der Graf stets nur ‚mein Sohn‘ nannte, suchte ihn als alten Bekannten auf und lud ihn dringend zum Diner ein.

„Gern,“ antwortete Saint-Germain, „aber Sie müssen mir Ihren Wagen schicken. In Mietskutschen kann ich nicht fahren, weil ihre Federn zu schlecht befestigt sind.“

Die Prinzessin Amalie wünschte seine Bekanntschaft zu machen; er erschien pünktlich in ihrem Palais.

„Aus welchem Lande sind Sie, Herr Graf?“ fragte sie.

„Ich bin aus einem Lande, Madame, wo niemals ein Geschlecht von fremder Herkunft geherrscht hat.“

In ebenso rätselhafter Weise und sehr geschickt ausweichend beantwortete er alle Fragen der Prinzessin, so daß diese zuletzt ganz verlegen wurde und ihn entließ, ohne etwas aus ihm herausgelockt zu haben.

Zu einigen Damen, die beim Anhören der Tragödie ‚Marianne‘*) heiße Thränen vergossen, sagte er:

„Wie würden Sie erst weinen, meine Damen, wenn Sie sie, wie ich, persönlich gekannt und gesehen hätten, wie liebenswürdig, geistvoll und schön sie war.“

Von der Leidenszeit Jesu Christi soll er gesagt haben:

„Er war selber schuld; ich hatte ihm ja vorausgesagt, es würde ein schlechtes Ende nehmen, wenn er nicht von seinem Plan abließe.“

Ich sprach über den sonderbaren Menschen eines Tages mit dem französischen Gesandten, Marquis de Pons-Saint-Maurice. Er gab mir eine sehr geistreiche Ansicht über das Rätsel des Grafen zum Besten:

„Ich nehme an, ein als Sonderling veranlagter Mensch beschließt eine außerordentliche Rolle in der Welt zu spielen, die alle Leute in Erstaunen setzen und allgemeines Aufsehen erregen soll. Ich nehme an, daß dieser Mann Geist, Kenntnisse und große Ausdauer besitzt, daß er versteht, einen dichten Schleier über seine Absichten zu breiten, und daß er sehr schlagfertig ist. Er hat ein mittelmäßiges Ver-

*) Die Heldin ist die Gemahlin Herodes des Großen, im Deutschen meist Mariamne genannt.

mögen, sagen wir zwanzigtausend Livres Rente. Wie muß nun dieser Mensch sich benehmen? Er darf nie von seinem Alter, von seinem Heimatland, von seiner Familie, von seiner Person sprechen. Er lebt ein paar Jahre sparsam und legt einen hübschen Teil von seinen Einkünften zurück. Er bekommt dadurch ein flüssiges Kapital, das er bei soliden Bankiers hinterlegt. Zum Beispiel, er kommt nach Berlin, seine Gelder sind in Leipzig. Ein Berliner Bankier erhält von dort den Auftrag, ihm zwanzigtausend Livres oder mehr auszuzahlen. Er empfängt sie und schickt die Summe sofort an ein Hamburger Bankhaus, von dem er es bald wieder zurückzieht. Dasselbe Spiel macht er mit einigen Bankiers in Frankfurt und anderswo. Immer geht dasselbe Geld hin und her; das kostet ihn nur das Porto und eine kleine Bankprovision, aber er erreicht damit seinen Zweck, denn die Leute wissen nun, daß er von allen Windrichtungen her jede Woche sehr bedeutende Summen empfängt. Für sich selbst macht er wenig Ausgaben, was das Rätselhafte seiner Person noch erhöht. Wundergeschichten, die man sich von solchen unbekannten Menschen, wie dem Grafen von Saint-Germain erzählt, beruhen vielleicht auf sehr einfachen Grundlagen."

Nun wird man mich vielleicht fragen: wie lebtet denn ihr Akademiker unter einander? Ich antworte darauf, wir kamen sehr gut und friedlich mit einander aus. Immerhin habe ich etwas zu bemerken: man konnte zu meiner Zeit die Akademie in drei Kategorien einteilen: die Deutschen, die Schweizer und die Franzosen. Jeder Zirkel bestand

aus sieben bis neun Mitgliedern. Die phlegmatischeren Deutschen, die an eine absolute Regierung gewöhnt waren, fühlten sich zufrieden, wenn sie gerecht und höflich behandelt wurden; sie mischten sich in nichts ein und ließen uns andere unserer Wege gehen. Die Franzosen hielten es wie die Deutschen, abgesehen von einem Punkt: sie wollten sich nicht beherrschen lassen. Die Schweizer dagegen beanspruchten die Herrschaft und wußten sich an die Spitze aller Geschäfte zu bringen oder vielmehr, sie wollten alles allein machen. Diese Regel hatte freilich einige Ausnahmen. Lambert z. B. und Merian schlossen sich mehr den Franzosen als ihren Schweizer Landsleuten an. Beausobre war in dieser Beziehung Schweizer und nicht Franzose, aber meine Unterscheidung bleibt im allgemeinen als richtig bestehen. Ich habe Sulzer, Béguelin, Wegeli und die anderen die ganze Akademie leiten sehen; die Deutschen dachten nicht daran, sich darüber zu beklagen, und wir Franzosen lachten nur darüber, wenn man uns das Joch nicht allzu fühlbar machte.

Eigentümlich genug: der unter unumschränkter Herrschaft aufgewachsene Deutsche ist mit seinem Menschenrecht zufrieden, der unter milderer Regierung erzogene Franzose begehrt die Vorrechte der Freiheit und der republikanische Schweizer strebt nach absoluter Autorität!

Das preußische Unterrichtswesen.

Minister von Zedlitz. — Gründung von Dorfschulen. — Die Instruktion des Königs für die Militär-Akademie.

Man kann sich wohl denken, daß Friedrich, der aus innerem Antrieb von frühester Jugend an einen so glühenden Bildungseifer entwickelt hatte, auf dem Throne sich sehr eingehend mit dem Unterricht seiner Nebenmenschen beschäftigte. Nach seinen beiden ersten Kriegen trat er mit der ganzen Kraft seines Geistes an diese Fragen heran, die er später niemals wieder außer acht gelassen hat. Doch behandelte er sie nicht mit stürmischem Jugendfeuer, sondern er überlegte bedächtig, ehe er an die Einrichtung der von ihm geplanten Anstalten ging. Er hatte inzwischen seine stürmische Charakteranlage durch Weisheit bändigen gelernt. Was er ausführte, sollte seiner würdig sein; deshalb besprach er alle Einzelheiten des so wichtigen Zweiges einer guten Staatsverwaltung mit den Gelehrten seiner Tafelrunde; hundertmal kam er in den Gesprächen mit Männern wie Maupertuis, d'Argens, Voltaire, d'Alembert immer wieder darauf zurück. Endlich, nach dem siebenjährigen Kriege, als er die furchtbaren Leiden seiner Unterthanen einigermaßen gelindert hatte, begann er die Ausführung. Er hatte sich damals selbst das Wort gegeben, niemals wieder ohne den zwingendsten Grund zu den Waffen zu greifen, und verwandte alle Thatkraft auf Werke des Friedens.

Friedrichs Sorgfalt erstreckte sich auf die kleinsten Einzel-

heiten des Schulwesens; er bedurfte dazu außer seinem eifrigen Minister von Zedlitz noch anderer tüchtiger Gehilfen und suchte diese besonders unter den Mitgliedern seiner Akademie. So hat Sulzer mehrmals auf des Königs Befehl in mehreren Provinzen die Volksschulen revidiert, er wurde außerdem zum Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums ernannt. Merian, der in der letztgenannten Direktorstelle Sulzers Nachfolger war, mußte zugleich die Inspektion des Französischen Gymnasiums übernehmen. Man muß übrigens nicht glauben, daß dieses bloße Titel ohne Pflichten gewesen seien; unter einem König wie Friedrich mußte ein jeder seine Schuldigkeit thun, da gab es keine Würde ohne Bürde.

Der König ließ sich ein genaues Verzeichnis aller Dörfer aufstellen, die noch keine Schule hatten. Fast jedes Jahr gründete er eine gewisse Anzahl neuer, zuweilen sechzig auf einmal.

Wie tief Friedrich in das Wesen zumal des höheren Unterrichts eingedrungen war, geht aus der von ihm selbst entworfenen Instruktion hervor, die er den Professoren an seiner zwei Jahre nach dem Friedensschluß gegründeten ‚Zivil- und Militär-Akademie für junge Edelleute‘ zustellen ließ.

Da mein Berliner Lebenswerk in dem Wirken an dieser hohen Schule bestand, so sei es mir gestattet, die wichtigeren Stellen aus diesem langen Schriftstück mitzuteilen. Es giebt zugleich ein klares Bild von dem Geiste, der nach des Königs Willen die Erziehung seiner zukünftigen Offiziere und Staatsmänner beherrschen sollte.

Instruktion für die Akademie.

„Die Absicht des Königs und der Zweck dieser Gründung ist die Erziehung junger Edelleute, die je nach ihren Anlagen auf den Krieg oder die Politik vorbereitet werden sollen. Vor allen Dingen ist ihre Vernunft zu entwickeln und ihr Urteil zu kräftigen. Die Zöglinge müssen sich folglich daran gewöhnen, sich von allen Sachen klare und genaue Begriffe zu bilden, und dürfen sich nicht mit unklaren und verschwommenen Vorstellungen begnügen.

Nachdem die Schüler die Anfangsgründe des Lateinischen, des Katechismus und der Religion sich angeeignet haben, sollen sie französisch lernen.

Der ‚Purist‘ soll ihnen ihre barbarische Sprechweise abgewöhnen und ihre Stil- und Satzbildungsfehler verbessern. Hierauf wird Herr Toussaint sie in Rhetorik unterrichten; er soll mit der Logik beginnen, ohne jedoch auf die verschiedenen Formen der Schulargumente zuviel Gewicht zu legen. Seine Hauptsorge sei, die Schüler an richtiges Denken zu gewöhnen; er soll streng darauf halten, daß sie jeden Begriff genau zu erklären wissen; niemals darf ihnen eine Zweideutigkeit, ein falscher Gedanke, eine Unklarheit hingehen. Hierauf soll die rhetorische Beweisführung an die Reihe kommen: das Enthymem, das ‚große Argument‘ mit seinen fünf Teilen, die Kunst eine Rede einzuteilen und eine Disposition auszuführen. Die Beispiele für gerichtliche Redekunst sollen Cicero entnommen werden, für die Kunst den Hörer zu überzeugen sei Demosthenes Vorbild, für die moralisierende Redeweise Fléchier und Bossuet: alle diese Werke sind in französischen Ausgaben zu lernen.

Es kann auch ein kleiner Kursus in der Dichtkunst durchgenommen werden, um den Geschmack zu bilden, Homer, Vergil, einige horazische Oden, Voltaire, Boileau, Racine bieten ihm fruchtbare Quellen, aus denen er schöpfen kann, um den Geist der jungen Leute zu bereichern und ihnen zugleich Geschmack an den schönen Künsten beizubringen. Sobald die Schüler etwas weiter vorgeschritten sind, sollen sie ohne Hilfe selbst Beispiele der verschiedenen Arten der Rednerkunst ausarbeiten. Ferner sollen die jungen Leute die Briefe der Frau von Sévigné, des Grafen d'Estrades und des Kardinals Ossat lesen; sie selbst sollen ebenfalls Briefe über alle erdenklichen Themata entwerfen.

Herr Toussaint soll ihnen endlich auch eine Geschichte von Kunst und Wissenschaft vortragen; er beginne mit den Griechen, bei denen die Wiege alles Schönen stand, behandle hierauf die zweite Blütezeit unter Cäsar und Augustus, gehe auf die Renaissance unter den Mediceern über, schildere die hohe Vollkommenheit, die das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten auszeichnet, und endige mit den hervorragendsten Persönlichkeiten, die in der Gegenwart Kunst und Litteratur pflegen und fördern.

Der Professor der Geschichte und Philosophie soll einen Auszug aus der Alten Geschichte von Rollin ausarbeiten; sein Hauptbestreben sei, den Zöglingen die großen Epochen und die Namen der berühmtesten Menschen wohl einzuprägen. Die römische Geschichte kann er nach Echard und die des deutschen Reiches nach Bar durchnehmen. Er soll aber sorgfältig vermeiden, zu sehr auf Einzelheiten einzugehen; die genauere Kenntnis der Weltgeschichte soll nur die Zeit von Karl dem Fünften bis zur Gegenwart umfassen. Denn diese interessanten Thatsachen gehen uns selbst an; keinem Menschen, der in die Welt eintritt, dürften die Ereignisse unbekannt sein, die als Verbindungsglieder zu den Angelegenheiten überleiten, welche augenblicklich Europa bewegen. Der Professor darf aber ja nicht nur die Geschichte vortragen; er muß jeden Tag nach Beendigung der Lektion eine halbe Stunde lang die Schüler durch Fragen über das Gelernte prüfen; sie sollen sich daran gewöhnen, moralische, politische und philosophische Betrachtungen über das Gehörte anzustellen, dies wird viel nützlicher für sie sein, als alles Auswendiglernen. So zum Beispiel lenke der Lehrer ihre Aufmerksamkeit auf die verschiedenen abergläubischen Sagen, die in der Geschichte der Völker vorkommen. Etwa: ‚Glauben Sie, daß der Abgrund, der sich in Rom aufgethan hatte, sich wirklich dadurch schloß, daß Curtius hineinsprang? Sie sehen, daß in unseren Tagen so etwas nicht mehr vorkommt; dies muß Sie daher auf die Folgerung bringen, daß die Erzählung nur eine alte Fabel ist.‘

Die Geschichte der Decier wird dem Lehrer eine herrliche Gelegenheit bieten, die Herzen seiner jungen Freunde mit der glühenden Vaterlandsliebe zu erfüllen, ohne die es keine Heldenthaten giebt. Wenn er zu Julius Cäsar kommt, so frage er die Schüler, was sie von diesem Bürger den-

ken, der sein Vaterland unterjochte. Die Kreuzzüge geben einen schönen Anlaß, um gegen den Aberglauben zu sprechen. Das Gemetzel der Bartholomäusnacht flöße Abscheu gegen den Fanatismus ein. Cincinnatus, Scipio und andere Römer können die Jünglinge lehren, daß diese großen Männer nur vermöge ihrer Tugend ihre schönen Thaten vollbrachten, daß es ohne Tugend weder Ruhm noch wahrhafte Größe giebt; und so liefert die Weltgeschichte Beispiele für alles. Ich zeige hier nur die Methode an, ich beabsichtige nicht den Stoff zu erschöpfen; ein verständiger Lehrer wird aus dem Gesagten leicht entnehmen, wie er vorzugehen hat. Derselbe Lehrer hat auch Erdkunde vorzutragen; er beginne mit den vier Weltteilen; für Asien, Afrika und Amerika genügt es, wenn die Schüler die Namen der größeren Völker und Länder wissen. Europa verlangt aber eine genauere Kenntnis. Deutschland, als die Heimat der Schüler, muß der Professor auf das Eingehendste behandeln. Die Schüler sollen die Namen aller regierenden Herrscher kennen, ferner die Ströme, Bergketten, Hauptstädte der Provinzen und die freien Reichsstädte.

Der Professor der Metaphysik beginne mit einem kurzen Lehrgang der Moral; er muß von dem Grundsatz ausgehen, daß die Tugend, dem, der sie übt, nützlich und sogar sehr nützlich ist; er wird mit Leichtigkeit darthun, daß ohne Tugend die menschliche Gesellschaft nicht bestehen könnte. Er präge vor allem der Jugend ein, daß dem Menschenherzen das Gefühl für Recht und Unrecht angeboren ist; mögen die Schüler die Tugend nicht nur achten, sondern sich für sie begeistern!

Der eigentliche Kursus der Metaphysik beginne mit einer Geschichte der menschlichen Meinungen, von den Peripatetikern, Epikureern, Stoikern, Akademikern bis auf unsere Zeit. Der Professor erkläre die Ansichten aller dieser philosophischen Schulen, wozu er die einschlägigen Artikel von Bayle, Ciceros Tusculanen und dessen Schrift: De natura Deorum in französischer Uebersetzung zu benutzen hat. Von den Alten gehe er zu Descartes, Leibnitz, Mallebranche über, und endlich zu Locke, der an dem leitenden Faden der Erfahrung sich in die dunklen Gebiete des Erkennens wagt und erst am Rande der Abgründe innehält, die für die Vernunft unüberbrückbar sind. Nach jeder Lektion

sollen die Schüler, die schon Logik und Rhetorik durchgemacht haben und daher im Denken ausgebildet sind, eine halbe Stunde auf praktische Uebungen verwenden. Der Professor bestimme also z. B. einen der Schüler, das philosophische System Zenos anzugreifen, und einen anderen, es zu verteidigen. Auf dieselbe Weise sollen auch alle anderen Systeme nach und nach behandelt werden. Die Schüler sind auf etwaige Schwächen ihrer Angriffe oder Verteidigungen aufmerksam zu machen; Gründe, die sie selbst anzuführen vergessen haben sollten, muß der Professor ihnen nennen. Diese Disputationen müssen unvorbereitet stattfinden, damit erstens die jungen Leute beim Unterricht aufmerksam sind, zweitens damit sie über ihre Worte nachdenken, und drittens, um sie daran zu gewöhnen, über alle möglichen Gegenstände schnell ein Urteil auszusprechen.

Ich komme zur Mathematik. Begreiflicherweise habe ich nicht die Absicht, die Jünglinge zu Bernoullys oder Newtons zu erziehen. Die Trigonometrie und die Befestigungslehre bieten den meisten praktichen Nutzen für die Schüler; mit ihnen haben sie sich daher am meisten abzugeben. Es soll jedoch auch ein Kursus der Astronomie abgehalten werden, wobei die verschiedenen Weltsysteme bis auf Newton durchzunehmen sind, jedoch mehr in historischer Form als in mathematischer Behandlungsweise. Von der Mechanik sind die Hauptlehrsätze durchzunehmen; ein Eingehen auf die Einzelheiten ist aber zu vermeiden.

Der Professor der Rechtskunde soll einen Auszug aus Hugo Grotius seinem Unterricht zu Grunde legen. Es ist nicht unser Wille, vollendete Rechtsgelehrte heranbilden zu lassen; ein Mann von Welt begnügt sich damit, sich von dieser Wissenschaft richtige Vorstellungen zu machen; in die Tiefe braucht er nicht einzudringen. Der Professor wird sich also darauf beschränken, dem Schüler einen Begriff vom Recht des Bürgers, des Volkes und des Herrschers zu geben, sowie von dem sogenannten ‚Menschenrecht'. Er mache indessen die Jugend darauf aufmerksam, daß für die Beobachtung dieses Menschenrechtes keine formellen Vorschriften bestehen, daß es daher nur ein Wahngebilde ist, das von Herrschern in ihren Manifesten zur Schau getragen wird, selbst wenn sie es verletzen. Der Unterricht soll abschließen mit der Erklärung des Codex Fridericianus,

in welchem die Landesgesetze zusammengefaßt sind, und den daher jeder Bürger kennen muß.

Die Hausordnung.

Je drei Schüler haben einen Gouverneur,*) der mit ihnen in einem Zimmer schläft; er soll sie sorgfältig zu Reinlichkeit und Höflichkeit und den Manieren anhalten, die man von einem Mann von Stande erwartet. Ungeschlachtes Benehmen, unpassende Bemerkungen, gewöhnliche Manieren, Faulheit u. s. w. muß er strenge rügen. Einer von den fünf Gouverneuren soll regelmäßig den Unterrichtsstunden beiwohnen, um darauf zu achten, daß die jungen Leute ihre Schuldigkeit thun und aufmerksam sind. Wenn sie nach Beendigung der Klassenstunden etwas zu repetieren oder schriftliche Arbeiten zu machen oder etwas auswendig zu lernen haben, so soll der Gouverneur zugegen sein, um aufzupassen, daß sie ernstlich lernen und keine Dummheiten treiben.

Im Sommer steht jeder um sechs Uhr auf und der Unterricht beginnt um sieben; im Winter steht man um sieben Uhr auf und die Schule fängt um acht an. Um zwölf Uhr essen die Schüler und ihre Gouverneure zusammen; um ein Uhr muß jeder vom Tisch aufgestanden sein. Um acht Uhr wird zu Abend gegessen; im Sommer um neun, und im Winter um zehn Uhr muß alles schlafen. Wöchentlich sollen nur drei Stunden dem Katechismus und zwei dem Priester gewidmet sein; Sonntags genügt eine Predigt. Die Mittwochs- und Sonntagsnachmittage sollen immer der Erholung gewidmet sein. Die jungen Leute sollen niemals ohne Begleitung von einem oder zwei Gouverneuren das Haus verlassen. Wenn einer der Zöglinge zu einem nahen Verwandten eingeladen ist, soll ein Gouverneur ihn hinbringen und ihn wieder abholen.

Im Sommer können die jungen Leute Ball spielen oder spazieren gehen; im Winter dürfen sie sich in einem der großen Säle ihrer Akademie mit Aufführung von Sprichwörtern oder mit heiteren Scherzen die Zeit ver-

*) Als später auch zahlende Zöglinge aufgenommen wurden (sagt Thiébault), war oft jedes Zimmer mit vier bis fünf jungen Leuten belegt.

treiben. Knabenstreiche und Ausgelassenheiten sollen die Gouverneure ihnen hingehen lassen; streng sollen sie nur sein, wenn sich ein schlechtes Herz kundgiebt, also gegen Bosheit, Jähzorn, Launen, besonders Faulheit, Müßiggang und geheime Sünden, die die Jugend verderben. Aber sie sollen sich wohl hüten, fröhliche Laune und Schlagfertigkeit, worin sich Anzeichen von geistiger Begabung kundgeben, zu unterdrücken.

Zur Ausbildung in körperlichen Uebungen sollen die Zöglinge einen Tanzlehrer erhalten, der ihnen wöchentlich drei Stunden geben wird; zweimal wöchentlich sollen sie die Centnersche Reitschule besuchen.*)

Wenn die jungen Leute Fehler begehen, soll man sie strafen. Wenn sie ihre Lektionen schlecht wissen, so sollen sie eine Mütze mit Eselsohren aufgesetzt bekommen; wenn daran ihre eigene Faulheit schuld war, so sollen sie denselben Tag bei Wasser und Brod fasten; haben sie eine Bosheit begangen, so sollen sie bei Wasser und Brod ins Karzer gesetzt werden, wo sie etwas auswendig zu lernen haben. Nach dem Absitzen der Strafe soll der Schuldige strenge gescholten werden; er muß zuletzt sich zum Essen niedersetzen, darf beim Ausgehen keinen Degen tragen und muß den von ihm Beleidigten vor den Kameraden um Entschuldigung bitten. Ist er verstockt, so soll er solange, bis er Reue zeigt, nur eine Blouse und keinen Uniformrock tragen. Aber es ist den Gouverneuren bei Gefängnisstrafe verboten, ihre Zöglinge zu schlagen, es sind junge Adlige, denen man edlen Sinn einflößen muß und die man daher so bestrafen soll, daß ihr Ehrgeiz angestachelt wird, die man aber nicht erniedrigen darf.

Die Professoren und die Gouverneure haben keine Jurisdiktion über einander. Wenn ein Professor mit einem Schüler unzufrieden ist, so hat er ihn seinem Gouverneur zu melden, der ihn nach Maßgabe der oben gegebenen Vorschriften bestraft.

Ich lege den Gouverneuren vor allen Dingen ans Herz, selbst maßvoll zu sein und sich gut zu führen, weil gutes Beispiel mehr wirkt als gute Lehren; es wäre eine Schande,

*) Bald darauf wurde auch ein Fechtlehrer angestellt.

wenn Leute, die die Erziehung der Jugend in der Hand haben, sich tadelnswerter führten als ihre Zöglinge.

Im allgemeinen werden die Grundsätze, die bei der Errichtung dieser Akademie maßgebend waren, offenbar von Nutzen sein, indem sie dem Staat tüchtige Männer heranbilden werden; dazu ist es aber notwendig, daß diese Instruktion in allen ihren Punkten streng befolgt werde. Wenn aber durch Lauheit, Nachlässigkeit, Unaufmerksamkeit der Professoren und Gouverneure von ihr abgewichen würde, dann hätte sie freilich ihren Zweck verfehlt.

Aber ich hoffe, Professoren und Gouverneure werden es sich zur heiligen Pflicht machen, an der Verwirklichung meiner guten Absichten mitzuarbeiten, indem sie ihre ganze Kraft daran setzen, die ihnen anvertraute Jugend sowohl zu guten Sitten wie zu tüchtigen Kenntnissen heranzubilden. Dies wird dem Institut, den Lehrern und den Schülern in gleichem Maße zur Ehre gereichen.

Friedrich.

In dieser Instruktion ist es nicht ausdrücklich ausgesprochen, daß in dieser Schule alle Unterrichtsstunden in französischer Sprache erteilt werden sollten. Das war indessen die wohl überdachte Absicht des Königs; er verbot sogar strenge, daß die Zöglinge je unter sich Deutsch sprächen; und diese Vorschrift wurde auch mehrere Jahre lang gewissenhaft beobachtet. Später wurde es allerdings anders.

Die Professoren und Gouverneure der Militär-Akademie.

Sulzer. — Toussaint. — Der junge de Castillon — Stoß. — Wegeli. — Meine Berufung nach Berlin. — Die Gouverneure. — Wünsche des Königs hinsichtlich ihrer Persönlichkeit. — De Meirolles. — Du Luc. — Herr von Zollikofer. — Persönliche Anteilnahme des Königs an unseren Schülern. — Ursachen des Verfalls der Schule. — General Buddenbrock. — Meine Streitigkeiten mit ihm. — Vernünftiges Vorgehen des Königs.

Der erste Professor, den Friedrich für die neue Schule bestimmte, war Sulzer, welcher damals schon dreißig Jahre lang am Joachimsthalschen Gymnasium in Mathematik unterrichtet hatte. Er hatte nach dem Tode seiner Frau beschlossen in seine Schweizer Heimat zurückzukehren und deshalb 1764 seinen Abschied erhalten; aber der König ließ ihm durch Le Catt schreiben, er habe für sein neues Institut, an welchem er nur Männer von erprobtem Verdienst verwenden wolle, vor allem auf ihn sein Auge geworfen; er hoffe daher, Sulzer werde seine Abreise verschieben, bis er selbst darüber geurteilt habe, ob die neue Thätigkeit seinen Neigungen entsprechen würde. Sulzer fühlte sich durch diese Einladung sehr geschmeichelt, nahm sie an und blieb in Berlin.

Der Zweite, der als Professor an die Schule berufen wurde, war Toussaint, Verfasser des Buches über die Sitten und einiger anderer Werke. Er war während des siebenjährigen Krieges in Brüssel Redakteur einer französischen Zeitung gewesen, die, wie man sich denken kann,*)

*) Brüssel war bekanntlich die Hauptstadt der österreichischen Niederlande.

ganz und gar den Interessen des Hauses Oesterreich ergeben war. Er hatte daher den König von Preußen nicht geschont, und ihn für gewöhnlich nur den ‚Räuberhauptmann des Nordens' genannt. Der philosophische König wußte dies sehr wohl, aber es war weit entfernt, Toussaints Herzen zur Last zu legen, was nur den Verhältnissen zuzuschreiben war; und er beschloß trotz alledem, den Schriftsteller, dessen Buch ihm gefallen hatte, an seine Schule zu ziehen. Der Lehrstuhl der Logik und Rhetorik wurde ihm durch Vermittlung des alten Herrn de Castillon angeboten; er beeilte sich ihn anzunehmen und begab sich nach Berlin, wo er fünf oder sechs Monate vor mir ankam.

Herr de Castillon war durch diesen Auftrag mit den Verhältnissen des neuen Instituts näher bekannt geworden; er erfuhr, daß Sulzer die Moral und Metaphysik übernommen und daß dadurch das Fach der Mathematik frei würde. Er erbat dieses für seinen damals noch sehr jungen, aber sehr gelehrten und befähigten Sohn und seine Bitte wurde gewährt.

Die Rechtswissenschaft lehrte ein gewisser Stoß, Aufseher des Kuriositätenkabinetts im Schloß und Beamter bei der großen Bibliothek, übrigens ein tüchtiger Rechtsgelehrter und sehr würdiger Kollege.

Während diese Ernennungen erfolgten, schrieb Sulzer in des Königs Auftrag an den Pastor Wegeli in St. Gallen in der Schweiz und bot ihm die Professur der Geschichte und Philosophie an. Diese Wahl war ausgezeichnet, denn Wegeli war sehr gelehrt, sehr fleißig und sehr eifrig in

seinem Beruf. Er kam zuletzt in Berlin an, nämlich drei oder vier Monate später als ich.

Zur selben Zeit hatte der König d'Alembert dringend gebeten, sich mit dem Abbé d'Olivet in Verbindung zu setzen, um ihm jemanden nach Berlin zu schicken, der das Lehrfach der allgemeinen Grammatik und des Stils übernehmen könnte. Cerutti hörte von diesem Auftrag und gab mir Kenntnis davon; d'Alembert und d'Olivet, die mich beide kannten, brachten mich bei Friedrich in Vorschlag und er ermächtigte sie, mich zu engagieren. Ich verheiratete mich und reiste im Januar 1765 nach Berlin ab, wo ich am 17. März ankam.

In Bezug auf die Gouverneure hatte Friedrich anfangs gewünscht, es sollten Welschschweizer sein, die als Offiziere gedient hätten und zwar womöglich in der französischen Armee. Aber auch die ernstlichsten Wünsche gehen nicht immer in Erfüllung. Ungeduld, Bedürfnis, tausend kleine Intriguen waren die Ursache, daß der König sich mit Herren begnügen mußte, von denen nur ein einziger den oben genannten Anforderungen entsprach, der aber unglücklicherweise gerade am allerwenigsten für diesen Posten geeignet war.

„Man hat mich zum Gouverneur für andere ernannt," sagte er oft, „und ich hätte für meine eigene Person wenigstens zwei Gouverneure nötig."

Er hatte Grund so zu sprechen. Er entstammte einer Familie de Meirolles, die, in der Zeit der Hugenotten verfolgt, aus dem Languedoc nach Lausanne geflüchtet war, und war im siebenjährigen Kriege Adjutant beim Prinzen

Condé gewesen. Obwohl ganz mittellos, hatte er sich in seiner Jugend viele Tollheiten erlaubt und seine Fehler hafteten ihm auch in Berlin noch an.

Als er eines Tages in ein Kaffeehaus eintrat, sagten vier Offiziere, die an einem Tisch Tarock spielten, zu einander: „Jawohl! immer vier Franzosen auf einen Preußen!“.

„Meine Herren,“ sagte er auf sie zu tretend, „ich habe zwar nur die Ehre Halb-Franzose zu sein, aber wohlan: vier Preußen wie Sie auf mich! Soll ich es Ihnen beweisen?“

Diese Bemerkung, auf die er keine Antwort erhielt, wurde ihm im Publikum nicht verübelt; aber bald darauf erlaubte er sich eine andere, die ihm teuer zu stehen kam, weil sie ihm nachgetragen wurde. Seine Kollegen und er baten unseren höchsten Vorgesetzten, den General von Buddenbrock, ihnen ein dreimonatliches Gehalt auszuzahlen, indem sie bemerkten, wenn sie in der Wartezeit auch noch keine Funktionen erfüllt hätten, so habe dies doch nicht an ihnen gelegen.

„Meine Herren,“ versetzte der General, „als Meister Jakob in Molières Geizhals für seine Pferde Hafer verlangt, antwortet Harpagon ihm: ‚Haben sie welchen verdient? haben sie gearbeitet?‘“

„Aber Herr General,“ sagte Meirolles, „fragt nicht Meister Jakob seinerseits mit vollem Recht: ‚Ist es ihre Schuld, wenn sie nicht gearbeitet haben? ist das ein gerechter Grund, um sie Hungers sterben zu lassen?‘ Erlauben Sie mir, Herr General, außerdem die Bemerkung, daß wir, wenn auch Schweizer, doch keine Pferde sind

und daß der König von Preußen nicht Molières Geizhals ist!"

Kaum ein Jahr darauf mußte er Schulden halber seinen Abschied nehmen.

Der zweite Gouverneur war ein Herr du Luc-des Maisons aus Savoyen, ein früherer Guardian in einem Kapuzinerkloster. Er hatte eine verheiratete Frau verführt, war mit ihr nach Basel geflohen, hatte dort seine Religion gewechselt und die Schöne geheiratet. In Berlin hielt er eine Pension, die er recht gut leitete, da er Geist, Kenntnisse und viel Thatkraft besaß. Aber wie man sieht, war er weder Schweizer, noch hatte er als Offizier in der französischen Armee gedient.

Der dritte war ein Genfer, ein sehr gebildeter Mann, mit großem Eifer für seine Zöglinge, von denen er sich niemals entfernte. Dieser Eifer wurde sein Unglück, indem er sich leider hinreißen ließ, einen der Schüler zu schlagen, worauf er seinen Abschied nehmen mußte.

Der vierte war ein Schweizer aus St. Gallen, ein Herr von Zollikofer; er hatte niemals andere Militärdienste geleistet, als daß er Hauslehrer bei dem Sohn des Herrn Generals von Buddenbrock gewesen war.

Der fünfte endlich war ein Berliner, Namens Pretorius, welcher einige Zeit als Offizier in einem preußischen Regiment gedient hatte.

Die Instruktion des Königs erstreckte sich nur auf die allgemeine Handhabung des Unterrichtes und der Hausodnung. In Betreff der besonderen Einrichtung der Klassen

erwartete er die Vorschläge seiner Professoren. Nach langer Beratung setzten wir diese schriftlich auf und hatten die Ehre, sie von Seiner Majestät gebilligt zu sehen. Wir baten unseren Vorgesetzten, den General Buddenbrock, uns nur Knaben von ungefähr zwölf Jahren zuzuweisen und diese sechs Jahre hintereinander in unserer Schule zu lassen. Wir erhielten diesem Wunsch gemäß von den fünfhundert Zöglingen der Kadettenschule, deren Leiter Buddenbrock ebenfalls war, die begabtesten zugeteilt, und erzielten mit diesen Schülern in der That glänzende Erfolge, wie wir sie freilich von ihrem Lern- und unserem Lehreifer auch wohl erwarten durften.

Wenn ich von unserem Eifer spreche, so muß ich aber auch den des Königs erwähnen. Seine erste Frage, wenn ich am ersten Tage seines Berliner Aufenthalts ins Schloß berufen wurde, galt stets meinen Schülern. Ich mußte diese alle mit Namen aufführen und selbst über die kleinsten Umstände Bericht geben. Vor allem wollte er stets wissen, welche Schüler die größten Fortschritte machten und am fleißigsten und begabtesten wären. Ich erinnere mich, daß einmal, als ich einen Knaben besonders lobte, der König mir bemerkte:

„Mein Lieber, über diesen Jungen täuschen Sie sich; er hat Sie ohne Zweifel durch seinen Fleiß zufrieden gestellt; aber verlassen Sie sich darauf, er hat weder Geist noch Begabung.“

Ich erlaubte mir diesem Urteil zu widersprechen, das ganz entschieden ungerecht war; ich war um so kühner in meiner Verteidigung des Knaben, weil die Voreingenommen-

heit des Königs diesem sehr schaden konnte. Der König antwortete mir aber:

„Sie müssen bedenken, daß ich seine ganze Familie genau kenne; es sind brave Leute, die sich durch ihre anständige Gesinnung und ihre große Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung ihrer Pflichten auszeichnen. Der Vater Ihres Schülers fiel in einer meiner Schlachten. Ich kenne die Leute alle ganz genau und versichere Ihnen, in der ganzen Familie war niemals eine Spur von Geist zu finden."

„Nun, Sire, so macht dieser Knabe eine Ausnahme; wir sind alle darüber einig, daß nicht nur seine Leistungen, sondern auch seine Gaben ganz ausgezeichnet sind. Er hat Kenntnisse, die ihm sein, übrigens musterhafter, Fleiß allein nicht verschaffen könnte."

„Wenn das ist, so will ich Ihnen glauben; aber ich muß mir in diesem Fall vorstellen, daß er in die Familie auf einem Schleichweg hineingekommen ist; verlassen Sie sich darauf, sein Vater, der nichts weiter als ein braver Soldat war, hat an seiner Geburt keinen Anteil."

Das ganz neue Wesen unserer Schule, die bekannten Erfolge unserer Zöglinge, das ganz besondere Interesse, das der König an seiner Schöpfung nahm, dies alles trug dazu bei, die öffentliche Aufmerksamkeit auf uns zu lenken und besonders alle fremden Reisenden uns zuzuführen, sodaß kein Fürst oder Prinz nach Berlin kam, ohne der Anstalt einen Besuch abzustatten.

Jedoch schon während dieser Glanzperiode konnten wir voraussehen, daß unser schönes Institut bald von seiner Höhe herabsteigen würde; die Schuld daran muß man

gerechterweise dem General Buddenbrock zuschreiben. Er war zur Zeit meiner Ankunft ungefähr sechzig Jahre alt; sein Benehmen war maßvoll, sogar höflich, aber man setzte wenig Vertrauen in alles was er sagte. Man hielt ihn für falsch und behauptete sogar, man dürfte ihm nur etwas anvertrauen, was man schnell unter die Leute zu bringen wünschte. Außerdem war er gegen die Franzosen sehr stark voreingenommen. Als ich eines Tags zum Prinzen Heinrich sehr wenig gut über ihn sprach, antwortete dieser mir:

„Ich gebe Ihnen in allem vollständig recht; so ist Buddenbrock; trotzdem ist er in Bezug auf gesellschaftliche Talente einer der angenehmsten von unseren Generalen.“

Uebrigens war Buddenbrock wenig gebildet und sogar beschränkt, aber er war mit einem ausgezeichneten Höflingsinstinkt begabt. Er ist denn auch niemals in Ungnade gewesen.

Sein Liebling Zollikofer wurde später von ihm zum Oberaufseher über die anderen Gouverneure befördert, mit anderen Worten: zum Spion. Dadurch wurde eine Stelle frei, die er einem Deutschen Namens Eisenberg gab. Dieser Eisenberg war ein sehr gebildeter und anständiger Mann, aber mit einer sehr dünkelhaften Vorliebe für seine deutsche Sprache und Litteratur, die er ausgezeichnet kannte. Er wurde von Seiner Exzellenz beauftragt, unseren Schülern Unterricht in diesen Fächern zu geben. Die natürliche Folge war, daß er den jungen Leuten bald eine Vorliebe für ihre Muttersprache beibrachte, und daß sie sie über alle anderen Sprachen stellten und sich lieber mit ihr be-

schäftigten, wobei der Nationalstolz und die Faulheit gleichermaßen ihre Rechnung fanden. Man sprach auf Eisenbergs Zimmer folglich viel mehr deutsch als französisch; dies griff auf die anderen Zimmer über, unsere Schüler waren bald nicht mehr im stande, trotz aller Sorgfalt, die der Sprachlehrer und ich aufwandten, das Französische richtig auszusprechen. Und da sie bald mit der Sprache nicht mehr genügend vertraut waren, so litten auch ihre Gesamtfortschritte darunter, denn der ganze Unterricht wurde auf französisch erteilt.

Buddenbrock konnte mich von Anfang an nicht leiden; ich begegnete ihm eines Abends im Hause meines Freundes Borelly, wohin er mit seinem teuren Herrn von Zollikofer und einem anderen unserer Gouverneure kam. Er glaubte mir sagen zu dürfen:

„Mein lieber Herr Thiébault, man kann ja Ihren Berufseifer gar nicht genug rühmen, aber Ihre Vorträge sind doch wohl zu gelehrt für Ihre Schüler; Sie mischen zuviel Philosophie in Ihre Lehren. Ich möchte Sie einladen, im Interesse Ihrer Schüler und zu Ihrem eigenen Vorteil, sich etwas weniger Mühe zu machen und sich dem Bildungsstand Ihrer Schüler mehr anzubequemen."

„Herr General," antwortete ich, „wenn ich meine Vorträge philosophischer halte, als es dem zu behandelnden Stoff entspricht, so habe ich ohne Zweifel unrecht. Aber wenn mein Stoff mich zu abstrakten Gedanken führt, die ich erläutern muß, so dürfen Sie dies nicht mir zuschreiben, sondern nur dem Stoff."

Als ich auf Einzelheiten, die meinen Unterricht be-

trafen, näher eingehen wollte, unterbrach er mich mit der Bemerkung, diese Sachen gingen ihn nichts an. Ich hätte nur von seiner Meinung Kenntnis zu nehmen und mich danach zu richten. Dieser Schluß konnte mir durchaus nicht gefallen, und ich machte ihn daher darauf aufmerksam, wenn er meinen Berufseifer anerkenne, so müsse er auch die Geduld haben mich anzuhören. Dieser Ton verletzte Seine Exzellenz in ihrem Stolz, er richtete sich hoch auf, wölbte seine Heldenbrust mit dem breiten gelben Ordensband und dem Verdienstkreuz, sah mich von der Höhe seiner fünf Fuß neun oder zehn Zoll herab an und sagte:

„Mein Herr, Sie vergessen sich gegen mich!"

„Herr General," erwiderte ich in ruhigem Ton, „ich achte Sie so sehr, daß mir kein Mensch auf der Welt je einreden wird, ich vergesse mich gegen Sie, wenn ich vernünftig zu Ihnen rede."

Bei diesen Worten stieg ihm das Blut ins Gesicht, der Zorn sprühte ihm aus den Augen, er drehte sich um und ging, ohne noch ein Wort zu sagen, indem er auf diese Weise seinen Unwillen kundgab und seine Würde wahrte.

Kurze Zeit darauf kam Friedrich von Potsdam nach Berlin und ließ mich sogleich am Tage seiner Ankunft auf sechs Uhr abends ins Schloß bestellen; dies überraschte mich nicht weiter, da mir diese Ehre sehr häufig zu Teil wurde. Aber wie erstaunte ich, als in seinem Arbeitszimmer, wo wir wie gewöhnlich uns befanden, der König in einem ganz anderen Tone wie sonst über Metaphysik und Philosophie zu sprechen begann. Er liebte sonst diese Gebiete ganz be-

sonders und kam in seinen Unterhaltungen fast stets auf sie zu sprechen; an diesem Abend machte er der einen wie der anderen in aller Form den Prozeß. Nachdem er in langer Rede auseinandergesetzt, welchen Schaden sie besonders in jugendlichen und zu scharfem Denken noch nicht befähigten Gemütern anrichten könnten, sagte er mir zum Schluß:

„Machen Sie mir das Vergnügen und sagen Sie mir, was Sie davon halten und besonders von der Philosophie; sind Sie nicht auch meiner Meinung?“

Er hatte eine gute halbe Stunde gesprochen und ich hatte ihn ohne Unterbrechung mit aller Aufmerksamkeit angehört, die man einem großen Mann und einem Herrscher, in dessen Diensten man steht, schuldig ist. Ich war bald überzeugt, daß jene Auseinandersetzung vorher überlegt war, und es war mir klar, daß General Buddenbrock mit ihm gesprochen hatte, und daß die ganze Unterhaltung und besonders die Schlußfrage nur eine geschickt gelegte Falle war, in die Friedrich mich locken wollte.

Ich antwortete dem König mit größtem Freimut, legte ihm ausführlich die Grundsätze dar, nach denen ich unterrichtete und warum ich so lehrte und schloß:

„Ich habe Ihnen, Sire, offen meine Ansichten ausgesprochen, wie es meine Pflicht war, denn es wäre ein Verstoß gegen die Ehrfurcht, die ich einem so großen König schulde, wenn ich seine Absichten verkennen oder ihm etwas anderes sagen würde als die Wahrheit. Wenn ich mich in irgend einem Punkt getäuscht haben sollte, so bitte ich Sie mich aufzuklären. Dies wäre ein Beweis von Güte,

den ich glaube verdient zu haben, indem ich aufrichtig wünsche, meine Pflicht in vollem Umfang zu erfüllen."

Friedrich hatte mich unbeweglich, mit der größten Aufmerksamkeit angehört, seine Augen auf die meinigen geheftet. Als ich geendigt hatte, sagte er mir mit der Miene und dem Tone eines vollkommen befriedigten Menschen:

„Ich habe Sie aufmerksam angehört und glaube Sie vollkommen verstanden zu haben. Ich danke Ihnen für alle Ihre Bemerkungen und freue mich, Ihnen Gelegenheit gegeben zu haben, sie mir vorzutragen."

Gleich am anderen Tage ließ er den General von Buddenbrock kommen, sagte ihm, er habe mit mir gesprochen, und fügte hinzu, man müßte sich hinsichtlich meiner Lehrmethode auf mich selbst verlassen, weil ich von diesen Sachen mehr verstände als sie beide.

Seit dieser Zeit hat der Herr General niemals wieder gewagt, mir über meinen Unterricht eine Bemerkung zu machen.

So war Friedrichs Art zu regieren, gerecht und groß zu sein.

Freunde Friedrichs des Großen.



Jordan.

Seine Reisen. — Ernennung zum Privatbibliothekar. — Seine Anspruchslosigkeit. — Sein Briefwechsel mit dem König. — Unerschrockene Aufrichtigkeit. — Plan eines Pantheon in Berlin. — Die christliche Religion. — Jordans Krankheit. — Der König pflegt ihn selbst. — Jordans Tod. — Seine Bücher.

Der schönste Zug in Friedrichs ganzem Leben ist vielleicht seine beständige Freundschaft mit Jordan; und diesem braven Manne kann man nichts Ehrenvolleres nachsagen, als daß er stets des königlichen Vertrauens würdig war.

Charles Etienne Jordan, geboren im Jahre 1702*) in Berlin, gehörte einer der angesehensten Familien der französischen Kolonie an. Nachdem er seine theologischen Studien in Genf vollendet hatte, wurde er Pastor der französisch-reformierten Gemeinde in Prenzlau, gab aber nach dem Tode seiner Frau diese Stellung auf und machte 1733 eine Reise durch Frankreich, England und Holland, um die berühmtesten Gelehrten der damaligen Zeit aufzusuchen und in den Bibliotheken Studien zu machen. Auf dieser Reise machte er die Bekanntschaft Voltaires und bildete hierdurch, ohne selbst eine Ahnung davon zu haben, das

*) Nach anderen Quellen wäre Jordan im Jahre 1700 geboren und 1745 gestorben.

erste Glied der Kette, die später den größten Herrscher Europas mit dem größten Schöngeist des Jahrhunderts verbinden sollte. Nach der Rückkehr von dieser großen Reise machte Kronprinz Friedrich Jordans Bekanntschaft und veranlaßte ihn, den Pastorentitel mit dem eines Privatbibliothekars zu vertauschen; sofort nach seiner Thronbesteigung erhob er ihn zum Geheimrat und wies ihm damit einen Rang unmittelbar nach den Ministern an. Zu diesen schönen Titeln gehörte noch ein entsprechendes Einkommen, da Jordans Vermögen nicht hinreichte, um ihm das Leben am Hofe zu ermöglichen. Der König fragte seinen Freund gerade heraus, wieviel er zu haben wünschte.

„Wenn mein Gehalt um fünfhundert Thaler erhöht würde," erwiderte Jordan, „so wäre ich sehr zufrieden."

„Wahrhaftig, Er ist nicht ehrgeizig, mein lieber Jordan," versetzte der König, „ich hätte Ihn niemals für so beschränkt gehalten!"

Trotz diesem Ausruf wurde Jordans Gehalt nur seinem geäußerten Wunsche entsprechend festgesetzt; er hat niemals um eine Erhöhung gebeten.

Während der ersten Regierungsjahre Friedrichs, die fast gänzlich durch Feldzüge ausgefüllt wurden, blieb Jordan in Berlin, unterhielt aber einen beinahe täglichen Briefwechsel mit dem König. Eines Tages fand der Baron Pöllnitz, der ihn in seiner Wohnung besuchte, bei ihm einige so scharfe und beleidigende Flugschriften gegen Friedrich, daß sogar der Baron darüber erschrocken war.

„Wie können Sie den Mut haben," fragte er ihn, „derartige schlimme Broschüren bei sich liegen zu haben?"

„Ich werde sie nicht lange mehr liegen haben, denn morgen schicke ich sie dem König."

„Was? Sie wagen es, ihm solche Ausfälle gegen seine Person mitzuteilen?"

„Warum nicht? Er weiß wohl, daß ich nicht ihr Verfasser bin; ich weiß, daß ich nicht mit ihnen einverstanden bin und er weiß endlich, daß ich nur seinem Befehl gehorche, wenn ich sie ihm zuschicke."

„Aber der König könnte darüber verdrießlich werden und sein Verdruß könnte auf Sie zurückfallen."

„Davor habe ich keine Angst. Ich thue eben meine Pflicht."

Diese Unerschrockenheit war überhaupt Jordans schönste Eigenschaft.

Friedrich hatte sich stets von der von seinem Vater in Glaubenssachen geübten Unduldsamkeit abgestoßen gefühlt; einer der ersten Gedanken des neuen Herrschers war daher, alle in seinen Staaten ausgeübten Religionskulte mit einander zu versöhnen und dadurch Ruhe im Lande zu schaffen. Er glaubte auch ein unfehlbares Mittel zur Erreichung dieses Zweckes gefunden zu haben: er wollte nämlich in seiner Hauptstadt ein Pantheon nach Art des berühmten Tempels der alten Römer errichten, ein Pantheon, wohin alle Gläubigen kommen sollten, um zu bestimmten Stunden ihren Gottesdienst zu verrichten. Dieser Tempel sollte eines der schönsten Denkmäler der modernen Baukunst sein, ausgestattet mit allen Gerätschaften, die zum Gottesdienst der verschiedenen Bekenntnisse erforderlich sind, und mit den prachtvollsten Zieraten ge-

schmückt. Der König glaubte, die Frommen würden die anderen Kirchen leer stehen lassen, und in dieses Pantheon gehen, und dadurch würde der Geist der Brüderlichkeit große Fortschritte machen. In der runden Form, die Friedrich nach dem römischen Vorbild auch dem Berliner Pantheon zu geben gedachte, sollte der erstrebte Zweck symbolisiert werden.

Friedrichs Höflinge nahmen diese Idee mit voller Bewunderung auf, deren Ausdruck ja den Schmeichlern so wenig kostet. Nur Jordan nicht. Er dachte vor allem an die gefährlichen Folgen, die dieser Plan haben konnte, und er wagte es, dem Herrscher offen seine Meinung zu sagen: Die verschiedenen Religionen sind ihrer Natur nach unversöhnlich, und der König würde aller Wahrscheinlichkeit nach mit seinem neuen Tempel nichts anderes erreichen, als daß er allen Religionen ein Aergernis gäbe. Der alte Haß würde wieder aufleben, die Antipathieen würden wieder erstarken und der Religionseifer, der wesentlich exklusiv ist, würde neuen Nährstoff finden.

Friedrich konnte sich der Bedeutung und dem Gewicht dieser Gründe nicht verschließen. Der geplante Bau wurde aufgegeben, wenigstens dem Hauptgesichtspunkt nach; denn das Gebäude selbst ist später in kleinerem Maßstabe für die Katholiken Berlins errichtet worden.*)

Bei einem der berühmten philosophischen Soupers in Sanssouci, bei denen Jordan regelmäßig Tischgenosse war, kam das Gespräch auf die christliche Religion. Alle, und

*) Es ist die Hedwigskirche.

der König voran, zogen gegen den armen Christenglauben los. Jordan hörte aufmerksam zu, sagte aber nichts. Der König bemerkte schließlich sein Schweigen und zog ihn nach seiner Gewohnheit auf, um ihn zum Sprechen zu bringen.

„Ich bitte Eure Majestät," sagte Jordan zuletzt, „zwingen Sie mich nicht über diese Gegenstände zu reden. Ich höre zu, ich lerne und habe nichts zu sagen."

„Das ist eine schlechte Ausrede. Es ist unmöglich, daß Sie über diesen Stoff gar nichts zu sagen wissen; aber Sie halten uns nicht für würdig, Ihrer Weisheit zu lauschen."

„Was ich zu sagen hätte, Sire, wäre vielleicht unangebracht und könnte Eurer Majestät mißfallen."

„O, mein Lieber, da denken Sie sehr ungerecht von mir: sagen Sie also, was halten Sie von dem, was wir soeben gesprochen haben!"

„Eure Majestät befehlen es?"

„Sie wissen wohl, hier befehle ich niemals — aber ich bitte Sie darum."

„Nun denn, Sire, ich muß gestehen, daß Sie alle mir mit Ihren Auslassungen gegen die Religion nur herzlich leid gethan haben; Sie begeben sich da auf ein Gebiet, das Sie nur sehr oberflächlich kennen. Sie haben einige Sachen ins Lächerliche gezogen, aber alles was Sie vorbrachten ist schon tausendmal auf das Schlagendste wiederlegt worden."

Jordan ging die Einzelheiten durch und fuhr dann fort:

„Sie haben also nichts gegen die Religion bewiesen, sondern was Sie sagten, spricht nur gegen Sie selbst. Damit Sie aber in Zukunft einen solchen Fehler vermeiden,

so will ich Ihnen zeigen, wie man es anfangen muß, solche Fragen in wissenschaftlicher Weise zu behandeln."

Hierauf begutachtete Jordan die religiösen Meinungen vom Standpunkt der Naturgeschichte, des gesunden Menschenverstandes und des Gesellschaftsinteresses.

Er zeigte sich hierbei durchaus nicht etwa als besseren Christen denn die anderen und vielleicht verzieh man ihm aus diesem Grunde die scharfe Bemerkung, womit er seine Kritik eingeleitet hatte.*)

Jordan hatte eine schwache Brust und die Lebensweise am Hof des Königs war für seine Gesundheit nicht zuträglich. Im Jahre 1746 wurde er sehr ernstlich krank und alle ärztliche Kunst konnte ihm nicht helfen. Er starb 1747, nachdem er fast ein ganzes Jahr auf dem Kranken-

*) Jordan hatte mit seinen sehr freien Ansichten über Religion auf Friedrich als Mann denselben Einfluß, den Katt auf ihn als Jüngling gehabt hatte. Büsching erzählt aber, daß Jordan auf dem Sterbebett große Gewissensangst darüber empfunden habe, daß er im Umgang mit dem König so oft über die Religion gewitzelt. Der König selbst aber erklärte diese Reue für Phantasie eines dem Tode nahen Kranken. Baron Bielefeld hat überliefert, daß Jordan einige Tage vor seinem Tode zu ihm gesagt habe: „Ich sterbe mit der Ueberzeugung und dem Glauben an die göttliche Sendung Christi; sagen Sie das dem Könige, wenn Sie Gelegenheit dazu haben." Dazu stimmt allerdings nicht Thiébaults Bericht (s. u.), daß der König seinen Freund während der letzten Krankheit täglich besucht und am Tage vor seinem Tode von ihm Abschied genommen habe. Denn dann brauchte Jordan keinen anderen mit einer solchen Botschaft zu betrauen und am wenigsten einen glatten Höfling, wie Bielefeld. Aber Thiébault ist hier im Irrtum. Jordan starb, während der König im Felde lag. Die erzählte Unterhaltung mit dem Bruder wird nach der Rückkehr stattgefunden haben.

lager gelitten hatte. Während dieses ganzen Jahres versäumte Friedrich keinen einzigen Tag — wenigstens wenn er nach Berlin kommen konnte — seinen Freund zu besuchen. Er kam stets allein, sogar ohne Pagen und Lakaien, und verbrachte eine gute Stunde bei Jordan, der auf der anderen Seite des Schloßplatzes wohnte. Als er das erstemal kam, sagte er zu den Verwandten, die er im Krankenzimmer fand:

„Ich bitte Sie, mich mit ihm allein zu lassen; aber beunruhigen Sie sich nicht um unseren Patienten; ich werde ihn so sorgfältig pflegen und bedienen, als Sie selbst es nur könnten."

Ich glaube nicht, daß die Weltgeschichte einen solchen Zug von einem König kennt.

Nach seinem letzten Besuch bei dem Kranken trat Friedrich mit sehr traurigem Gesicht heraus; man sah ihm an, daß er die Hoffnung aufgegeben hatte. In der Nacht starb Jordan. Sein Bruder Pierre Jordan begab sich am nächsten Morgen in das Schloß, um dem König die Trauerkunde zu überbringen. Er wurde in das Kabinett Friedrichs gewiesen, wo er an der Wand das Bildnis seines Bruders bemerkte. Er mußte alle Einzelheiten über den Todeskampf der letzten Stunden berichten und bei dieser Erzählung sah er mehreremale die Augen des Königs sich mit Thränen füllen. Zuletzt konnten sie beide nicht mehr ihrem Schmerze widerstehen und die letzten Sätze des Trauerboten wurden von seinen Thränen und von dem Schluchzen des Königs erstickt.

Friedrich setzte der ältesten Tochter Jordans, die später

die Gattin des Akademikers Merian wurde, eine Mitgift von sechstausend Thalern aus. Sie wollte diese Summe mit ihrer jüngeren Schwester teilen, die aber standhaft trotz allem Drängen dieses großmütige Anerbieten zurückwies.

Nach dem Tode des Geheimrats Jordan wurde sein Mobiliar versteigert; den wichtigsten Teil desselben bildete die ziemlich umfangreiche und sehr gewählte Bibliothek. Jeder Band trug eine Art Vignette mit den Worten: ‚Jordani et amicorum‘.

Der ganze Charakter des wackeren Mannes spricht sich in diesem kurzen Satze aus.

Marquis d'Argens.

Stürmische Jugend. — Einladung nach Rheinsberg. — Eine verliebte Fürstin. — Provençalische Ungeduld. — Treue Ergebenheit des Marquis. — Schlechter Lohn dafür. — Allerlei Schabernack. — Der verdächtige Urin. — d'Argens' Aberglaube. — Der ‚Hirtenbrief des Bischofs von Aix‘. — Letzte Oelung. — Der König als falscher Konsistorialpräsident. — Zerwürfnis des Marquis mit dem König — Krankheit während der Reise. — d'Argens' Tod. — Sein Denkmal.

Der Marquis d'Argens war gegen siebzig Jahre alt, als ich in Berlin ankam.*) Er war der älteste Sohn des Generalprokurators beim Parlament von Aix, hatte aber

*) Im Jahre 1765, als Thiébault nach Berlin kam, war d'Argens erst 61 Jahre alt. Da er aber in seiner Jugend sehr flott gelebt hatte und später an vielen, wirklichen und eingebildeten, Krankheiten litt, so sah er wahrscheinlich viel älter aus.

selbst keine Neigung für die Robe verspürt und war Offizier geworden. Außerdem ließ er sich in den Malteserorden aufnehmen. Sein stürmisches Temperament und seine provençalische Lebhaftigkeit brachten ihn mehrfach in bedrängte Lagen und machten seinem Vater viel Kummer. Plötzlich verließ er sein Regiment ohne Urlaub, um sich die Welt anzusehen, und ging zu den Türken. Kaum in Konstantinopel angekommen, beschloß er, in einer der Moscheen einem mohammedanischen Gottesdienste zuzusehen, vergeblich stellte man ihm vor, wie gefährlich ein solches Unternehmen wäre, denn wenn er entdeckt wurde, konnte er dem Tode nur dadurch entgehen, daß er den Turban nahm. Er bestach den Thürhüter der prachtvollen Hagia Sophia und machte mit ihm ab, daß er ihn beim nächsten großen Fest nachts einlassen und hinter einem großen Gemälde, im Hintergrunde der Tribüne, die sich gerade über dem Eingange befindet, verstecken sollte. Diese Tribüne war ein ziemlich sicherer Ort für den Marquis, weil sie für gewöhnlich verschlossen gehalten wurde. Außerdem drehten die andächtigen Moslim, die ihr Gebet mit dem Antlitz nach Mekka verrichten müssen, dieser Tribüne den Rücken zu; daß sich einer von ihnen umdrehen würde, war nicht zu befürchten, weil er dadurch eine ihrer strengsten Glaubensvorschriften verletzen würde. Die Türken halten so sehr auf die Beobachtung dieses Brauches, daß sie stets rückwärts aus ihren Moscheen herausgehen.

D'Argens sah also von seinem Platz aus ziemlich bequem alle Zeremonien der türkischen Religion mit an, aber sein Führer stand dabei große Furcht aus. Der französische

Tollkopf konnte natürlich nicht ruhig in seinem Versteck bleiben, sondern trat jeden Augenblick mitten auf die Tribüne, um die Vorgänge in der Moschee besser sehen zu können. Der arme Türke schwitzte dabei vor Todesangst und beschwor hinter seinem großen Gemälde hervor den Marquis mit den ausdrucksvollsten Gebärden und Bewegungen, er möchte sich doch wieder zurückziehen. Die Angst des Muselmanns machte dem Malteserritter nur um so mehr Spaß, und veranlaßte ihn zu immer neuen Unvorsichtigkeiten.

Während der Gottesdienst in vollem Gange war, zog er plötzlich aus seiner Tasche eine Flasche Wein und ein Stück Schinken und begann in aller Gemütsruhe zu essen und zu trinken. Der Jünger Mahomeds war in Verzweiflung, aber was wollte er machen? Er mußte alles dulden, um nicht entdeckt und mit dem Tode bestraft zu werden. Er mußte sogar auf Verlangen des Marquis, der ihm drohte, er würde sich im Weigerungsfalle den Gläubigen in der Moschee zeigen, von dem Wein trinken und vom Schinken essen, und auf diese Weise seinen Glauben verletzen und den heiligen Ort entweihen. Der arme Kerl war eine Zeitlang wie versteinert; er glaubte, das Schwert seines Propheten hinge über seinem Haupte und müßte jeden Augenblick herabfallen. Als er aber sah, daß ihm nichts geschah, beruhigte er sich allmählich; er fand sogar Geschmack an seiner Sünde und als er endlich mit seinem Christenhund allein war, wurde das Frühstück in bester Laune zu Ende gebracht; man lachte über die überstandene Gefahr und trennte sich in gutem Einvernehmen.

Die kostspieligen Possenstreiche des jungen Malteserritters

veranlaßten endlich seinen Vater, sich von ihm loszusagen. Da der Marquis kein Geld mehr hatte, so blieb ihm keine Wahl als zu hungern oder zu arbeiten. Er ging nach Holland, um dort von dem Ertrage seiner Feder zu leben. Besonders seine ‚Jüdischen Briefe‘ hatten großen Absatz; sie trugen ihm außerdem die Ehre ein, unter die Philosophen jener Zeit gerechnet zu werden. Friedrich, der damals noch Kronprinz war, war so entzückt von dem Werk und faßte eine so günstige Meinung von dem Autor, daß er diesen aus seiner mißlichen Lage zu befreien und in seinen persönlichen Dienst zu ziehen wünschte. Er schrieb ihm also und machte ihm ebenso günstige wie ehrenvolle Anerbietungen. Man hätte denken sollen, der Marquis hätte sich beeilt ein solches Glück anzunehmen, umsomehr, da sein ganzer Dienst nur darin bestehen sollte, als Freund bei dem Prinzen zu leben und mit ihm zusammen zu philosophieren. Aber seine Antwort entsprach durchaus nicht Friedrichs Erwartungen. Nachdem er in lebhaften Ausdrücken seine Dankbarkeit bezeigt hatte, fuhr er fort:

„Bedenken Sie gnädigst, Monseigneur, daß ich, um zu Ihnen nach Rheinsberg zu gelangen, sehr nahe bei den drei Potsdamer Gardebataillonen vorbei reisen müßte. Kann ich das ohne Gefahr thun? Ich bin fünf Fuß, sieben Zoll groß und ziemlich gut gewachsen!“

Infolge dieses Briefes wurden die Unterhandlungen abgebrochen und erst lange nachher, als Friedrich schon König war, nahm er sie wieder auf. Der Monarch schrieb dem Philosophen:

„Haben Sie keine Angst vor den Gardebataillonen,

mein lieber Marquis; wagen Sie sich ruhig nach Potsdam selbst hinein."

Der Marquis war damals in Diensten bei einer deutschen Fürstin*), und da diese selbst in Berlin Geschäfte hatte, so reisten sie zusammen. In Berlin bemerkte der Marquis, oder bildete sich vielleicht nur ein, daß die Prinzessin in ihn verliebt wäre, und flüchtete sich eines Abends, als er seine Unschuld stark bedroht glaubte, durch einen Sprung aus dem Fenster. Die Einzelheiten dieses kleinen Abenteuers sind aus Gründen der Politik dem Publikum unbekannt geblieben; nur so viel weiß man bestimmt: Die Fürstin war häßlich und war eine Verwandte des Königs von Preußen. Friedrich verlangte deshalb von seinem philosophischen Freunde, daß er wieder in den Dienst der Fürstin trete und sie nach ihrer Residenz zurückbegleite. Da die Politik gebot, wenigstens den Schein des guten Rufes der hohen Dame zu retten, so mußte d'Argens gehorchen. Er machte also die doppelte Reise und quartierte sich nach seiner Rückkehr in einem Berliner Gasthof ein, um des Königs Entscheidung über die fernere Gestaltung seines Schicksals abzuwarten. Der König empfing ihn sehr freundschaftlich: jeden Tag wurde der Marquis zu Tisch geladen; die Unterhaltung war angenehm und lebhaft: die Behandlung mußte den ganzen Ehrgeiz eines Weisen befriedigen. Aber

*) Es war die galante Mutter des berühmten Herzogs Karl, Marie Auguste, geborene Prinzessin von Thurn und Taxis und verwitwete Herzogin von Württemberg. Sie brachte im Dezember 1741 ihre Prinzen, die bei Friedrich erzogen werden sollten, nach Berlin.

Woche um Woche verstrich, und niemals war davon die Rede, die Versprechungen zu erfüllen, um derentwillen d'Argens eine sicherlich weniger glänzende, aber für seine Bedürfnisse zureichende Stellung aufgegeben hatte. Vielleicht hatte Friedrich seine Zusage vergessen, vielleicht wollte er den neuen Gesellschafter auf die Probe stellen, vielleicht war es Rücksichtslosigkeit, oder er wollte, was gar nicht ausgeschlossen ist, aus Geiz das Gehalt sparen.

Nachdem unser Provençale vergeblich sechs Wochen lang gewartet hatte, verlor er endlich die Geduld und eines Tages setzte er sich, unmittelbar nachdem er vom Diner beim König in seinen Gasthof zurückgekehrt war, an seinen Schreibtisch und verfaßte folgendes Briefchen, das er sofort ins Schloß sandte:

„Sire, seit den sechs Wochen, die ich die Ehre habe in der Gesellschaft Eurer Majestät zu verweilen, hat meine Börse eine sehr hitzige Belagerung auszuhalten. Wenn Eure Majestät, der große Städteeroberer und Schlachtengewinner, mir nicht schnell zu Hilfe kommen, so werde ich gezwungen sein, zu kapitulieren und binnen acht Tagen den Rhein wieder zu überschreiten."

Der König hatte seinen Freund Jordan bei sich, als ihm dieses Billet gebracht wurde.

„Sehen Sie doch mal nach," sagte er zu ihm, „was mir der tolle d'Argens zu schreiben hat, der eben bei mir zu Tische war."

Jordan hatte den Marquis gerne; er sagte daher zum König, nachdem er das Billet vorgelesen hatte:

„Ich kenne die Provençalen und ihre lebhafte Unge-

duld und ich kenne besonders den Marquis. Sobald die Unruhe ihn einmal gepackt hat, werden ihn seine Gedanken unaufhörlich beschäftigen und er wird nicht mehr schlafen können. Nachdem er gedroht hat, er wolle in acht Tagen abreisen, wird er nach zwei oder höchstens drei Tagen schon verschwinden."

Friedrich befürchtete, Jordan könnte recht haben und sandte d'Argens als Antwort auf sein Billet zwei Zeilen:

„Beruhigen Sie sich, mein lieber Marquis; Ihr Schicksal wird morgen vor dem Diner und, wie ich hoffe, zu Ihrer vollen Zufriedenheit entschieden werden."

Wirklich erhielt der Marquis am anderen Morgen den Kammerherrenschlüssel mit einem Gehalt von fünfzehnhundert Thalern; außerdem wurde er bei der Akademie zum Direktor der Litteraturklasse ernannt, wodurch seine Jahreseinnahme sich um weitere zweihundert Thaler erhöhte.

Der Marquis d'Argens hat in Friedrichs Gesellschaft niemals so sehr geglänzt wie Voltaire, Maupertuis und einige andere; aber gleichwohl spielte er durchaus keine unbedeutende Rolle unter der witzigen Tischgesellschaft. Er besaß in vollstem Maße den Ton der guten Gesellschaft, die Güte seines Charakters machte ihn beliebt und seine provençalische Lebhaftigkeit gab seiner Unterhaltung eine höchst pikante Würze.

Bei einem der Soupers, die vor dem siebenjährigen Kriege sich oft bis tief in die Nacht verlängerten, warf Friedrich seinen Gästen die Frage auf: wie jeder von ihnen regieren wollte, wenn er König wäre?

Da wetteiferten alle, ihre politischen Grundsätze dar-

zulegen, ihre Pläne zu entwerfen und ihre Systeme auseinanderzusetzen. Der Marquis hörte sich das an, lächelte und sagte nichts. Der König bemerkte zuletzt sein Schweigen und bat ihn, doch ebenfalls zu sagen, was er an seiner Stelle thun würde.

„Ich, Sire?" versetzte der Marquis, „ich würde schleunigst mein Königreich zu Gelde machen und mir ein schönes Landgut in Frankreich kaufen."

Dem König gefiel dieser Scherz. Welche Meinung er durch ähnliche Gespräche an der Tafelrunde von den Regentenfähigkeiten der Philosophen sich bildete, geht aus dem Satz hervor, den er später niederschrieb: wenn er eine Provinz recht hart strafen wollte, so würde er sie von Philosophen regieren lassen. Friedrich war in der Theorie Philosoph wie seine Gäste, in der Praxis aber war er nur König; er hat es stets verstanden, diese beiden Rollen streng voneinander getrennt zu halten.

Friedrich hatte bei einem solchen Souper einmal die ausdrückliche Erklärung abgegeben, bei Tisch gebe es keinen König und man könne nach Belieben laut denken. Die Herren Philosophen machten sich diese Erlaubnis zu nutze und begannen mit einer solchen Freiheit die Regierungen und die Herrscher zu kritisieren, daß ihr Wirt fand, sie gingen zu weit und es wäre besser, ihrem Eifer Einhalt zu thun. Plötzlich rief daher Friedrich:

„Pst, pst! meine Herren! da kommt der König! Er braucht Sie nicht zu hören, denn er würde vielleicht denken, er müßte noch boshafter sein als Sie."

Baron Pöllnitz hat mir oft eine Anekdote erzählt, die

für des Marquis Lebhaftigkeit und Gutherzigkeit sehr bezeichnend ist. Pöllnitz sollte beim König speisen, der stets pünktlich um zwölf Uhr zu Tische ging. Da er eine geschäftliche Angelegenheit mit dem Marquis d'Argens zu besprechen hatte, ging er etwa um elf Uhr zu ihm und fand ihn zu seiner Ueberraschung noch im Bette. Er fragte ihn, ob er krank sei und sagte ihm, wie spät es wäre. Aergerlich und wütend ruft der Marquis seinen Bedienten, Namens La Pierre, und wirft ihm hart vor, daß er ihm nicht Bescheid gesagt habe.

„Nanu?" sagt La Pierre ihm, „warum gucken Sie nicht auf Ihre Uhr? Ich habe meine Arbeit und weiß nichts davon, was Sie für Arbeit zu thun haben. Muß ich Ihnen denn immer alles sagen, wie einem kleinen Kinde?"

Der Marquis gerät außer sich vor Zorn, springt aus dem Bette, holt sich vom Kamin ein Holzscheit und geht damit auf La Pierre los. Der aber steht unbeweglich, kreuzt die Arme über der Brust und sagt im phlegmatischsten Ton:

„So? So sieht also ein Philosoph aus? Schön, Herr! strafen Sie mich für Ihr eigenes Unrecht, belohnen Sie mich für meinen Eifer und meine Treue nnd schlagen Sie mich tot! Davon wird die Philosophie viele Ehre haben!"

Der Marquis warf sein Scheit fort und rief:

„O, lieber Freund, verzeihe mir! Aber bitte, bitte, zieh mich schnell an, damit ich, wenn möglich, noch ankomme, ehe man sich zu Tisch setzt."

Und La Pierre bediente mit solcher Schnelligkeit beim Ankleiden, daß der Wunsch seines Herrn in Erfüllung ging.

Am schönsten zeigte sich die innige Freundschaft, die den Marquis zum König hinzog, im siebenjährigen Kriege. Jedesmal, wenn die Sachen bedenklich standen oder wenn eine Schlacht zu erwarten war, konnte der treue Verehrer kaum noch atmen, er war buchstäblich außer sich. Regelmäßig, so weit die Kriegsereignisse es nur erlaubten, gingen die Briefe zwischen dem Helden und seinem Bewunderer hin und her; mehreremale wurde d'Argens in die Winterquartiere zum König berufen. In der schlimmsten Zeit des Krieges war der Marquis sogar der einzige Freund, in dessen Busen der König die schweren Sorgen seines Herzens ausschütten konnte: die anderen alten Freunde waren tot oder fern von ihm, alle seine Verwandten grollten ihm, weil er ihren vereinten Bitten widerstand und sich hartnäckig weigerte, beim Versailler Hof um Frieden zu flehen. Preußen und Pommern waren in den Händen der Russen, Schlesien und Brandenburg zum Teil von den Oesterreichern besetzt, in Westfalen lag die französische Armee; seine Verbündeten unterstützten ihn nur schwach, seine eigenen Heere schmolzen ebenso sehr durch seine Siege wie durch seine Niederlagen zusammen, der Staatsschatz war erschöpft. Nirgends sah Friedrich Rettung und er beschloß den Fall seines Staates nicht zu überleben. In dieser Stimmung schrieb er an d'Argens einen letzten Abschiedsbrief, worin er ihm seinen festen Todesentschluß ankündigte.*)

*) Thiébault meint jedenfalls den Brief, den Friedrich am 16. August 1759, vier Tage nach der Schlacht bei Kunersdorf, schrieb:
„Ich will mich auf ihren Weg stellen und mir den Hals

Sobald d'Argens diesen Brief erhalten hatte, schloß er sich in sein Zimmer ein und schrieb die ganze Nacht hindurch an der Antwort, die er kurz vor Tagesanbruch nach dem königlichen Feldlager absandte. In diesem Brief, worin sich die Freundschaft mit heißester Inbrunst aussprach, fand Friedrich die Sprache der Philosophie und den Mut einer starken Seele, die von den Gefühlen des Ruhmes und der Tugend belebt wird. Dieser Brief ist das prächtigste und vollendetste von allem, was d'Argens geschrieben hat und macht ebenso sehr seinem Herzen wie seinem Geist und seinen Kenntnissen Ehre. Seine Wirkung entsprach allen Hoffnungen, die der Schreiber hatte hegen können. Die Todesgedanken wurden aufgegeben.*) Friedrich rückte

---

abschneiden lassen oder die Hauptstadt retten. Ich denke, das ist Ausdauer genug. Für den Erfolg will ich nicht stehen. Hätte ich mehr als ein Leben, ich wollte es für mein Vaterland hingeben. Wenn mir aber dieser Streich fehlschlägt, so halte ich mich für quitt gegen mein Land, und es wird mir erlaubt sein, für mich selbst zu sorgen. Es giebt Grenzen für alles. Ich ertrage mein Unglück, ohne daß es mir den Mut nimmt. Aber ich bin fest entschlossen, wenn dieses Unternehmen fehlschlägt, mir einen Ausweg zu machen, um nicht der Spielball jedes Zufalls zu sein. — Glauben Sie mir, man braucht noch mehr als Festigkeit und Ausdauer, um sich in meiner Lage zu erhalten. Aber ich sage Ihnen frei heraus: wenn mir ein Unglück begegnet, so rechnen Sie nicht darauf, daß ich Ruin und Untergang meines Vaterlands überlebe. Ich habe meine eigene Art zu denken. Ich will weder Sertorius noch Cato nachahmen, ich denke gar nicht an meinen Ruhm, sondern an den Staat."

*) Vielleicht noch mehr als der Brief des wackeren Marquis, gewiß des besten von den Franzosen, die der König an sich gefesselt, wirkte wohl die Uneinigkeit der Russen und Oesterreicher, die ihren Sieg nicht ausnutzten. Aber aufgegeben wurden die

wieder ins Feld, er erfocht neue Siege, fand die Mittel, um die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen und ging zuletzt doch als Sieger aus dem gewaltigen Kampfe hervor.

Nach dem Hubertusburger Frieden vollendeten die beiden befreundeten Philosophen ein Werk, an dem sie schon viele Jahre vor dem Kriege gemeinsam gearbeitet hatten. Es war ein Auszug oder Abriß des Bayleschen Wörterbuchs, der gegen Ende des Jahres 1765 in zwei Oktavbänden gedruckt wurde. Mein Kollege Beausobre war zum Herausgeber ausersehen; aber er hatte zuviel anderes zu thun, um drei oder vier Korrekturen von mehr als sechzig enggesetzten zweispaltigen Druckbogen lesen zu können. Er übertrug daher die mühsame Arbeit dem Professor Toussaint, der sie ebenfalls sehr bald zu langwierig fand. Die beiden Herren kamen deshalb zu mir und baten mich ihnen zu ‚helfen', wobei sie mit geheimnis-

---

Todesgedanken nicht. In allen den späteren Jahren des Krieges kehrten sie fortwährend wieder. Aber, „wer durch die finstere Energie seines Entschlusses erschüttert wird," sagt Gustav Freytag, „der möge sich vor der Meinung hüten, daß in ihr die Kraft dieses wunderbaren Geistes ihren höchsten Ausdruck finde. Es ist wahr, der König hatte einige Augenblicke der Betäubung, wo er die Kugel des Feindes für sich forderte, um nicht selbst den Tod in der Kapsel suchen zu müssen, die er in den Kleidern trug; es ist wahr, er war fest entschlossen, den Staat nicht dadurch zu verderben, daß er als Gefangener Oesterreichs lebe; insofern hat, was er schreibt, eine furchtbare Wahrheit. Der König aber war größer als seine Philosophie. In der That verlor er gar nicht seinen Mut, die zähe, trotzige Kraft des Germanen, und nicht die stille Hoffnung, welcher der Mensch bei jeder starken Arbeit bedarf."

vollen Mienen andeuteten, daß ich eigentlich nicht für sie, sondern für den Marquis und den König arbeiten würde. Von diesem Augenblick an kümmerte sich außer mir kein Mensch mehr um die Arbeit. Einen an sich nicht sehr bedeutenden Umstand möchte ich nicht unerwähnt lassen: als das Werk fertig war, besaßen meine Kollegen nicht einmal so viel Anstandsgefühl, von den fünfzig Exemplaren, die sie für ihre Mühe vom Verleger erhielten, mir auch nur ein einziges zukommen zu lassen.

Der Marquis d'Argens war nicht nur dem König in aufrichtigster Freundschaft ergeben, sondern er zeigte auch stets in seiner Stellung als erklärter Günstling das feinste Zartgefühl. Als sein Bruder, der Präsident d'Eguilles, ihn in Berlin besuchte, stellte er ihn erst dann dem König vor, als dieser aus freiem Antriebe den Wunsch geäußert hatte. Ein Neffe von ihm, Graf de la Canorgue, hielt sich nach dem Kriege volle sechs Monate in Berlin auf, wo er die Tochter des Bankiers Gotzkowski heiratete; sein Onkel führte ihn nicht beim König ein, weil Friedrich die Anwesenheit des Grafen ignorierte und niemals von ihm sprach.

„Sie sind gewiß ein Ehrenmann,“ sagte der Marquis einmal zu mir, als ich den Abend bei ihm verbrachte, „und sind eines Verbrechens unfähig. Ich würde unbedenklich jedem Menschen gegenüber für Sie einstehen. Aber wenn der König mir versicherte, Sie hätten eine schwere Strafthat, ja einen Mord begangen, so würde ich allerdings sehr erstaunt sein, ganz gewiß; aber ich würde kein Wort zu Ihrer Verteidigung sagen. Ich würde über-

haupt niemals für jemand eintreten, den er anklagte: denn ein Mann auf seinem Platze hat zu viele Mittel, tausend Sachen zu wissen, von denen wir keine Ahnung haben."

Man glaube aber ja nicht, daß eine solche Denkweise des Marquis aus einer kleinlichen Furcht hervorgegangen wäre, dem Monarchen zu widersprechen! Er wies stets mit der festesten Entschiedenheit jeden Angriff zurück, den man sich gegen die französische Nation erlaubte; er ließ nicht den geringsten Spaß über diesen Gegenstand durchgehen, und es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß niemand dem französischen Volke in dieser Hinsicht bei Friedrich mehr genützt hat als der Marquis; denn der König war nur zu leicht geneigt, von den Völkern ebenso geringschätzig zu denken, wie er es von den einzelnen Menschen that.

Im übrigen war d'Argens stets von der zartesten Rücksicht für seinen königlichen Freund beseelt. Ich erinnere mich, daß ich eines Abends auf besonderen Befehl mich zu ihm begab, um mit ihm zusammen zum König zu gehen. Er sagte mir, Friedrich wolle meinen Rat hören in Betreff eines Reimes, mit dem er sich schon seit acht Tagen abquäle.

„Mein lieber Freund," sagte d'Argens zu mir, „ich weiß wohl, der Reim ist nicht gut. Aber Sie bringen ihn in die unangenehmste Verlegenheit, wenn Sie ihm das sagen; denn er hat sich auf alle mögliche Weise vergeblich abgemüht, ihn durch einen anderen zu ersetzen, ohne auch den Gedanken zu ändern, auf den er besonders viel hält. Er that mir leid und ich zitierte ihm einige Verse von

La Fontaine, die denselben Fehler aufwiesen. Um ihm Ruhe zu verschaffen, habe ich mich bemüht ihn zu überzeugen, daß der Reim zwar nicht ganz schulgerecht, aber doch zulässig sei. Ich bitte Sie, widersprechen Sie mir hierin nicht! Bedenken Sie, wie wichtig für Wissenschaften und Künste es ist, daß die großen Herrscher sie lieben und sich selbst damit beschäftigen. Und was macht es schließlich aus, ob in den Gedichten des Philosophen von Sanssouci ein paar falsche Reime sind!“

Ich antwortete dem Marquis lachend, seine Gründe seien ausgezeichnet für einen Hofmann. Da ich aber beschlossen hätte, dem König niemals etwas anderes zu sagen, als was ich für wahr hielte, so würde ich, wenn man mich fragte, offen sagen, der Reim wäre nicht gut. Jedoch würde ich trachten dies so auszudrücken, daß es den König nicht erzürnen könnte. — Zum Glück hatte der König sich schon selbst mit seinem Reim abgefunden und sprach mit mir nicht davon.

D'Argens hätte in jeder Beziehung von Friedrich eine treue Freundschaft und zartfühlende Behandlung verdient. Aber einen beständigen Freund im Königspurpur giebt es wohl nur in den Sagen der Vorzeit. Unser provençalischer Philosoph sank mit der Zeit vom edlen Rang eines Freundes zum Range eines abgebrauchten, vernachlässigten Höflings herab. Der Hauptgrund hierfür war der vertrauliche Ton, den der Marquis vom König geduldet und mit gleicher Münze erwidert hatte. Solche Vertraulichkeit ist im Verkehr mit großen Herren das allergefährlichste und führt niemals zu einem guten Ende.

Friedrichs heitere Laune wirkte natürlich ansteckend auf seine Tafelgenossen. Wie könnte man auch einen großen König seinem fröhlichen Temperament mit der ganzen Grazie einer schönen Seele sich hingeben sehen, ohne sich selbst gehen zu lassen? Man will auf einen Witz mit einem Witz erwidern; man fühlt sich geschmeichelt, daß der Fürst anscheinend nur darauf denkt, die Gesellschaft in froher Laune zu erhalten. Aber der Spötter braucht stets ein Opfer; wenn man lacht, so geschieht es stets auf Kosten eines anderen. In den gewöhnlichen Gesellschaften schont man wenigstens die Anwesenden; aber kann man eine solche Aufmerksamkeit von einem König verlangen? Friedrich hatte eine so große natürliche Begabung für den Sarkasmus! Und wenn Friedrich einen Witz auf der Zunge hatte, so ließ er ihn ohne Schonung los, selbst wenn er einen Anwesenden traf. Was kann unter solchen Umständen ein Hofmann machen? Er findet sich so gut es geht mit der Notwendigkeit ab, er macht eine Tugend aus der Not und bemüht sich, mit den anderen zu lachen. Aber wenn der König allein war, dann dachte er über alles Vorgefallene nach, und dann hielt er die Freunde, die sich zum Zielblatt seiner Witze hergegeben hatten, für feige Seelen.

Zum Unglück für ihn war der Marquis zu lebhaft und zu gerade, um diese Gefahr vorauszusehen und zu vermeiden. In seinem Entzücken, mit einem so liebenswürdigen und höflichen Könige geistreichen Wortkrieg zu führen, dachte er nur daran, nach Kräften zu der Unterhaltung im gleichen Tone beizutragen. Als die Erfahrung ihn klug gemacht und er eingesehen hatte, wie gefährliche

Folgen die Vertraulichkeit unter solchen Umständen haben muß, war es zu spät, ein anderes Benehmen zu beobachten.

Ein weiterer Grund, daß der König seine hohe Meinung von dem Marquis allmählich änderte, waren dessen zahlreiche Schwächen und besonders sein Aberglaube. Er war von einer solchen Todesfurcht besessen, daß der bloße Gedanke an das Sterben ihn zu den lächerlichsten Handlungen bringen konnte. Er hatte gehört, wenn ein Mensch sich seinem Lebensende näherte, so würde dessen Urin binnen vierundzwanzig Stunden schwarz. Infolgedessen beobachtete er lange Zeit die Gewohnheit, seinen Urin in verschiedenen Gefäßen aufzubewahren, die er jeden Tag mehreremale untersuchte. Man war dahinter gekommen, hatte das Versteck aufgefunden, wo er seine Töpfe verwahrte, und machte sich den schlechten Witz, etwas Tinte hineinzuschütten. Er bekam darob einen so furchtbaren Schreck, daß er in eine schwere Krankheit verfallen wäre, wenn man ihm nicht den Schabernack gebeichtet hätte.

Es war ihm ganz unmöglich, zu dreizehn am Tisch zu sitzen. Bei einem Essen, wo ich neben ihm saß, nahm er mein Messer und meine Gabel, die zufällig über Kreuz gelegt waren, und legte sie parallel nebeneinander. Als ich ihm meine Ueberraschung ausdrückte, sagte er mir:

„Ich weiß wohl, daß das nichts ausmacht; aber sie liegen ebensogut, wie ich sie jetzt hingelegt habe."

Seine Nichte, Madame de la Canorgue, erzählte mir folgendes: Als er an seinem großen Werk über den menschlichen Geist arbeitete, war er eines Abends so glücklich aufgelegt, daß er sich nicht vor Mitternacht von seinem Schreib-

tisch trennen konnte. Sehr zufrieden mit sich selbst und sehr fröhlich ging er darauf zum Souper, obwohl die Hammelkeule inzwischen auf dem Herde trocken geworden war. Aber als er sich zu Tisch setzte, fiel ihm plötzlich ein, daß es der erste Freitag des Monats war und sofort eilte er an den Schreibtisch und warf alles, was er den ganzen Tag über geschrieben hatte, ins Feuer.

Der junge Prinz Wilhelm von Braunschweig sprach mir einmal von dem ehrfurchtsvollen Schweigen, das er stets an der Tafel in Sanssouci beobachte. Nur wenn die Unterhaltung ins Stocken geriet, erlaubte er sich manchmal einen Scherz: er schob einem der Gäste, der gerade einen leeren Teller vor sich hatte, irgend eine Schüssel zu, richtete dies aber so ein, daß er dabei ein Salzfaß umstieß. Unfehlbar rief dann der König:

„O, lieber Neffe, was hast du da gemacht? Nimm dich in acht, daß der Marquis nichts davon merkt! schnell, schnell! wirf einen Löffel voll Salz ins Feuer! Wirf einen anderen Löffel voll über deine linke Schulter, aber lache dabei!“

Auf diese Weise kam dann die Unterhaltung wenigstens für eine Viertelstunde wieder in Fluß.

Obwohl der Marquis sehr abergläubisch war und mit Vernunftgründen seiner in dieser Hinsicht zu lebhaften Einbildungskraft selbst nicht beikommen konnte, so verabscheute er doch sehr stark jeden Aberglauben. Anderen Leuten verzieh er niemals, wenn sie daran litten. In dieser Beziehung war er ganz und gar nur der Verfasser der ‚Philosophie der gesunden Vernunft‘. Einmal machte er mit

Maupertuis zusammen eine kleine Reise und abends im Gasthof wurde ihnen ein gemeinschaftliches Schlafzimmer angewiesen. Der Präsident der Akademie kniete neben seinem Bette nieder, um sein Nachtgebet zu verrichten. Ueberrascht rief sein Reisegefährte ihm zu:

„Aber Maupertuis, was machen Sie da? Wir sind ja allein!“

Friedrich sprach mit Vorliebe über theologische Gegenstände. Er ahmte sogar gerne die Schreibweise asketischer Verfasser nach; wir verdanken diesem Umstand unter anderem seinen ‚Theologischen Kommentar über das Märchen von der Eselshaut‘, den ich bereits an anderer Stelle erwähnte, und eine andere religiöse Schrift betitelt: ‚Hirtenbrief Seiner Gnaden des Bischofs von Aix gegen die ruchlosen Menschen, die sich Philosophen nennen.‘

Unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege verbrachte der Marquis einige Monate bei seiner Familie. Während dieser Zeit verfaßte Friedrich den obengenannten Hirtenbrief, ließ ihn drucken und verbreitete ihn kurz vor der Abreise des Marquis aus Aix auf dem ganzen Wege, den dieser nehmen mußte. Er richtete es so ein, daß d'Argens die Schrift in jedem Gasthof vorfand, wo er abstieg, und sogar in jedem Zimmer, worin er zur Ruhe ging. Die Schrift war eine offene Kriegserklärung gegen die Philosophie; der Marquis war darin mit Namen erwähnt und feierlich in Bann gethan. Das Werkchen war vollkommen im richtigen Stil gehalten, der Ton war apostolisch, die Zitate sehr christlich und die Beweisführung zeichnete sich mehr durch Glaubenseifer als durch Gründe der Ver-

nunft aus. Der Marquis ließ sich vollständig täuschen. Er ärgerte sich ganz ungeheuer, als er die Schrift las, besonders wegen seines Bruders, des ersten Präsidenten beim Parlament der Provence, und er dachte in seinem Zorn nur an Rache. Aber indem er immer und immer wieder die Schrift durchlas, fielen seine Blicke auch auf den Titel und die Vorrede und plötzlich bemerkte er, daß der heilige Seelenhirt als ‚Bischof‘ und nicht als ‚Erzbischof‘ betitelt war. Da ging ihm ein Licht auf!

Am nächsten Morgen gab er einen Brief an König Friedrich auf die Post, worin er erzählte, der böse Feind habe versucht, ein glaubenstreues Schaf gegen seinen Hirten aufzuhetzen.

„Aber der Teufel,“ fuhr er fort, „ist niemals klug genug, wenn er etwas Böses thun will; er macht immer irgend eine Taperei dabei. In diesem besonderen Fall hatte der Geist der Zwietracht versäumt, sich den Königlichen Staatskalender anzusehen. Man liebt augenscheinlich in der Hölle dieses kostbare Buch nicht, das nach der Bemerkung eines allerchristlichsten Königs nächst der heiligen Schrift die meisten Wahrheiten enthält. Hätte der Teufel in den Staatskalender hineingeguckt, so würde er gefunden haben, daß die Stadt Aix einen Erzbischof und nicht, wie so viele unbedeutende Nester, einen kleinen Bischof hat. Dieser Irrtum brachte das Werk des dummen Teufels ans Licht. Ich werde mir erlauben, sobald ich Eurer Majestät die Versicherung meiner Ehrfurcht zu Füßen gelegt habe, Ihnen einen langen Vortrag über die Listen und Ungeschicklichkeiten des bösen Geistes zu halten. Und wenn

auch vielleicht der Vater der Lüge darüber nicht erröten wird, so werde ich doch jedenfalls die biederen Seelen vor seinen Schlingen warnen. Einstweilen werde ich schon an den heiligen Vater nach Rom schreiben, und ihn bitten, daß die Schrift der höllischen Finsternis von Rechts wegen mit dem Bannfluch belegt und auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt werde."

Von großem Schaden beim König war dem Marquis seine Heirat. Er vermählte sich im Verlauf des siebenjährigen Krieges mit der französischen Schauspielerin Cochois in Berlin. Die Familie Cochois gehörte schon seit langer Zeit der Berliner Bühne an, der Vater und die Mutter waren in Berlin gestorben; eine jüngere, sehr hübsche Schwester der Marquise war erste Tänzerin an der Berliner Oper.

Das ältere Fräulein Cochois war eher häßlich als hübsch, aber sie besaß einen ausgezeichneten Charakter und war dazu mit vielen Kenntnissen und Talenten begabt. Sie malte sehr gut und war besonders eine ausgezeichnete Musikerin. Sie verstand außer französisch noch deutsch, italienisch, lateinisch und sogar ein wenig griechisch, das sie dem Marquis zuliebe gelernt hatte. Er hatte ihr sogar hebräisch beibringen wollen, aber sie fand die Buchstaben zu barbarisch und kam niemals über das Alphabet hinaus.

Der Marquis verheiratete sich wie gesagt während des Krieges*) und ohne Wissen des Königs. Nach dem

*) Die Geschichte stimmt wohl nicht ganz so wie Thiébault sie erzählt, denn d'Argens heiratete lange vor dem Kriege, im

Friedensschluß mußte er sich wohl dazu verstehen, ihm die Mitteilung zu machen, aber dies war eine sehr heikle Sache. Der ganze philosophische Freundeskreis von Sanssouci beteiligte sich daran. Nachdem man lange hin und her überlegt hatte, wie dem König das fatale Wort beizubringen sei, wurde schließlich abgemacht, die Marquise solle um die Stunde, zu der der König gewöhnlich frische Luft zu schöpfen pflegte, im Park von Sanssouci spazieren gehen. Ihre Toilette sollte sorgfältig gewählt sein, um die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken, sollte aber dabei vornehm und dezent sein. Das weitere wollte Lord Marishal übernehmen.

Der Plan wurde ausgeführt. Friedrich kam dicht an der Marquise vorbei; der Lord, der ihn begleitete, grüßte sie wie eine Dame, die man kennt und achtet. Wie man erwartet hatte, fragte der auf alles aufmerksame König sofort:

„Was ist das für eine Dame?“

Nachlässig und als ob er von etwas allbekanntem spräche, antwortete Keith, es wäre die Marquise d'Argens.

„Wie?“ rief der Monarch überrascht und in barschem Ton. „Ist der Marquis verheiratet?“

„Ja, Sire.“

„Und seit wann?“

Jahre 1749. Das schließt aber nicht aus, daß der gute Lord Keith das von Thiébault berichtete kleine Manöver doch gemacht hat. Jedenfalls geschah die Heirat sehr gegen des Königs Willen, aber die Cochois war die einzige Dame, der er erlaubte, im Neuen Palais bei Sanssouci zu wohnen, wo der König für d'Argens eine Wohnung hatte einrichten lassen.

„Seit einigen Jahren."

„Was? Und er hat mir kein Wort davon gesagt?"

„Es war während des Krieges; man wagte damals nicht, Eure Majestät mit derartigen Bagatellen zu belästigen."

„Und wen hat er denn geheiratet?"

„Fräulein Cochois."

„Fräulein Cochois! Das ist eine Extravaganz, die ich nicht dulden werde!"

Es bedurfte langer Zeit und vieler Bemühungen, bis endlich des Königs Zorn sich legte. Während die Herren seiner Umgebung darauf hinarbeiteten, wurde der Marquis niemals eingeladen und ließ sich auch nie sehen. Endlich söhnte Friedrich sich mit dem nun einmal Geschehenen aus; er verkehrte wieder mit d'Argens wie in früherer Zeit, sprach aber niemals zu ihm von seiner Frau.

Uebrigens war der König seit langen Jahren von d'Argens' Neigung für Fräulein Cochois unterrichtet gewesen, wie dies klar aus einem Possenstreich hervorgeht, den er in besonders lustiger Stimmung seinem Freunde spielte. Fräulein Cochois hatte aus einem Prunkkleid, worin sie auf der Bühne in königlichen Rollen aufgetreten war, einen prachtvollen Schlafrock gemacht und diesen dem Marquis geschenkt. Sie brachte ihn selbst hin, der Marquis zog ihn sofort an und war so entzückt darüber, daß er erklärte, er wollte den ganzen Abend über in seinem neuen Schlafrock bleiben. Da er aber auf sieben Uhr beim König geladen war, so ließ er sich krank melden.

Friedrich erfuhr aber sofort die Geschichte von dem Schlafrock in allen Einzelheiten und beschloß den Herrn

Philosophen für seine Lüge zu bestrafen. Er verkleidete sich als Priester, die Herren, die bei ihm zu Tisch waren, mußten schwarze Röcke anziehen, und die ganze Gesellschaft stieg in feierlicher Prozession die Treppe herab, um sich zum Marquis zu begeben, der in dem Stockwerk unter den Gemächern des Königs wohnte. Einer von den Herren ging ein Glöckchen schwingend voran; d'Argens' Diener La Pierre hörte dieses Geräusch, sah nach und setzte den Marquis von dem Herannahen der Prozession in Kenntnis. Dieser ahnte sofort, daß der Besuch ihm gelte und es blieb ihm, um nicht der Lüge überführt zu werden, nichts anderes übrig, als sich in vollen Kleidern und mit seinem schönen Schlafrock angethan, zu Bett zu legen.

Einen Augenblick darauf trat mit langsam-feierlichen Schritten die Prozession ein und stellte sich im Halbkreis vor dem Bett des angeblich Kranken auf. Der König tritt in die Mitte und hält eine salbungsvolle Ansprache; Die allzeit gütige Mutter Kirche, die so zärtlich für ihre Kinder besorgt sei, sende ihm ihren heiligen Trost in seiner Krankheit; sie biete ihm die Hilfsmittel, um starken Geistes aus dieser Welt in das Jenseits zu gehen und spende ihm ihr Gnadensymbol.

Mit diesen Worten hebt der König die Bettdecke hoch und gießt dem Marquis eine ganze Flasche Oel über seinen Schlafrock. Hierauf verläßt die Prozession das Zimmer im gleichen feierlichen Schritt, wie sie gekommen ist.

Der Marquis blieb in unbeschreiblichem Zorn zurück; er rief sogar ganz laut: „Das geht über den Spaß." Wenn

er dem König seinen Spaß verzieh, so trug am meisten jedenfalls dazu bei, daß er dessen Geschmack für solche Possen kannte und selbst bei einigen ähnlichen mitgewirkt hatte.

Man sollte es wirklich kaum glauben, an was für derben Späßen der geniale König in seinen jüngeren Jahren zuweilen Gefallen fand. Ein Pastor eines hinterpommerschen Dorfes, der aus irgend einem Grunde über den König aufgebracht war, hatte sich in einer Predigt über den Kindleinmord einen sehr heftigen Ausfall gegen seinen Herrscher erlaubt und diesen mit dem Tyrannen Herodes verglichen.

Die philosophische Tafelrunde in Sanssouci erfuhr davon, und beriet, in welcher Weise der Pastor zu bestrafen sei. Man faßte einen Beschluß, und bald darauf erhielt der Pastor ein amtliches Schreiben in aller Form, worin in sehr ernstem und kurzem Ton das hohe Oberkonsistorium ihm befahl, an dem und dem Tage sich in Potsdam einzufinden. Der arme Mann geriet in große Unruhe, sah aber keine andere Möglichkeit vor sich, als zu gehorchen, und machte sich im strengen Winterfrost auf die lange Reise im rumpelnden Postwagen. Man wußte Tag und Stunde, wann er ankommen mußte, und kaum war er in einem Gasthof abgestiegen, so erschien, ehe er noch Zeit gehabt hatte sich wegen des Schreibens des Konsistoriums zu erkundigen, bei ihm ein Mann in Kirchendienertracht und führte ihn vor das Konsistorium.

Der Vorsitzende dieses Konsistoriums war der König, die Beisitzer waren seine philosophischen Freunde. Alle waren als Pastoren oder Kirchenälteste gekleidet, trugen

schwarze Röcke und Mäntel und große Perücken; ihrer Tracht entsprach eine ernste und würdevolle Haltung. Der Präsident fragte ihn zunächst, ob er der Pastor Soundso von Daundda wäre. Auf seine bejahende Antwort sagte er weiter, das ehrwürdige Konsistorium habe erfahren, der Pastor sei von einer krassen Unwissenheit in den Dingen, die er von Amts wegen seine Pfarrkinder zu lehren hätte; man habe auf diese schwere Anklage hin beschlossen, ihn in Person zu zitieren, um ihn zu prüfen.

Hierauf fragte er ihn, wie viele jüdische Könige des Namens Herodes es gegeben habe.

Der arme Pastor, der immer nur von einem einzigen Herodes hatte sprechen hören, antwortete zitternd und stammelnd, er dächte, es gäbe nur einen. „Sie irren sich, Herr Bruder," versetzte der Präsident, „man unterscheidet zwei, die sogar beide sehr bekannt sind: Herodes den Askoloniten, genannt ‚der Große', und seinen Sohn Herodes Antipas. Aber wer von den beiden war es, der die Ermordung der unschuldigen Kindlein anordnete? und wie alt mußte ein Kind sein, um nicht diesem Befehl zum Opfer zu fallen?"

Nachdem er vergeblich auf eine Beantwortung dieser Frage gewartet hatte, nahm der Präsident wieder das Wort und sagte zum Pastor:

„Wir sehen mit lebhaftem Schmerz, Herr Bruder, daß man uns nur zu getreulich über Sie berichtet hat. Wie durften Sie, der Sie selbst in der dichtesten Finsternis der Unwissenheit wandeln, das wichtige Amt übernehmen, die Kinder der Kirche zu belehren? Begreifen Sie nicht, daß

Sie vor Gott und den Menschen für alle Verirrungen der Ihrer Hut anvertrauten Herde verantwortlich sind? Wenn die Vergehungen der Menschen nur aus ihrer Unwissenheit entspringen, so sind Sie an der Verdammnis der Sünder schuld, die Sie in den Hafen des Heiles führen sollten. Wir sollten Sie von Rechts wegen absetzen oder wenigstens auf längere Zeit von Ihrem Amt suspendieren. Indessen wir wollen nicht vergessen, daß Milde und Barmherzigkeit der Geist unserer Religion ist. Wir wollen Ihnen die Strafe erlassen, in der Hoffnung, daß Sie sich bessern. Aber Sie müssen alle Ihre freie Zeit dem Studieren widmen und vor allem, Sie müssen niemals über etwas predigen, was Sie nicht gelernt haben. Gehen Sie nun, Herr Bruder; reisen Sie nach Ihrer Pfarre zurück, demütigen Sie sich in reuiger Zerknirschung vor dem Herrgott und vergessen Sie nicht, daß das ehrwürdige Konsistorium immer ein wachsames Auge auf Sie haben wird."

Der mit dieser Strafpredigt entlassene Pastor wurde von dem vermeintlichen Kirchendiener nach seinem Gasthof zurückgeführt; sein Begleiter gab ihm den freundschaftlichen Rat, er möchte lieber sofort abreisen. Der Pastor that dies und kam am selben Abend noch in Berlin an. Hier machte er aber, ehe er seine Reise fortsetzte, einige Besuche bei alten Freunden und erfuhr zu seiner größten Bestürzung, daß das Oberkonsistorium niemals in Potsdam Sitzung hielte, und daß der König selbst ihm den derben Denkzettel gegeben hätte, um ihn für seinen unziemlichen Vergleich zu bestrafen.

Doch um auf unseren Marquis zurückzukommen. Er hatte gleich bei seinem Dienstantritt dem König erklärt, er wolle die Freiheit haben, mit dem siebzigsten Jahre sich zurückzuziehen. Da dieser Termin damals erst in dreißig Jahren in Aussicht stand, so hatte Friedrich keine Einwendungen dagegen erhoben.

„Also an meinem siebzigsten Geburtstag," sagte der Marquis, „sende ich Ihnen meinen Taufschein. Sie werden die Güte haben, diesen als meinen Totenschein anzusehen und zu sagen: ‚Der Marquis d'Argens ist gestorben'."

Wahrscheinlich dachte der König, sein Marquis würde im Laufe der langen Jahre und durch die Gewöhnung des steten Zusammenlebens diesen Pakt vergessen. Wahrscheinlich wäre dieses auch der Fall gewesen, wenn der Marquis seinen Bruder verloren hätte und wenn der König ihm immer die alte Zuneigung bewahrt und ihn nicht so oft durch seine Rücksichtslosigkeiten verletzt hätte. Aber die Freundschaft der beiden Brüder wurde mit dem Alter immer inniger; bei jeder neuen Reise des Marquis in seine Heimat nahm der Präsident d'Eguilles ihn mit immer neuer Zärtlichkeit auf. Dagegen machten der Hofzwang und die boshaften Bemerkungen, die ihn bei seiner Rückkehr erwarteten, ihm die Sklavenkette von Sanssouci von Jahr zu Jahr drückender. Er konnte kaum noch die Ungeduld verbergen, mit der er seinen siebzigsten Geburtstag erwartete; vor Fremden sprach er gerne den Kummer aus, der seine Seele bedrückte. Er hatte oft das Bedürfnis, in vertraulicher Unterredung sein Herz auszuschütten.

„Mein lieber Freund," sagte er mir eines Abends, als

wir miteinander allein waren, „bilden Sie sich niemals ein, daß Könige zahm werden können. Es ist eine vergebliche Hoffnung, wenn man erwartet, daß sie durch die schönen Künste milder werden, oder daß sie sie gar selbst ausüben können. Sie sind schlecht gezähmte Löwen; Wildheit und Blutgier sind ihnen angeboren. Wenn man am wenigsten daran denkt, erwacht ihr Naturtrieb und man fällt ihren Zähnen und ihren Pranken zum Opfer."

„Glauben Sie," sagte er mir bei einer anderen Gelegenheit, „glauben Sie, ein großer König könnte wirklich ein warmes Gefühl für seine Mitmenschen haben? Mag er von der Natur mit dem herrlichsten Genie und den schönsten Talenten ausgestattet sein, mag er die Musen lieben und ihre Jünger beschützen, mag er sogar von Natur ein warmfühlendes und mitteilsames Herz haben: was muß aus allen diesen Eigenschaften werden bei einem Manne, der viele Jahre lang beständig eine unumschränkte Gewalt ausübt? Was ist ein einzelner Mensch in den Augen eines Herrschers, der täglich über die Geschicke von Völkern entscheidet? Was sind Atome für ihn, der nur mit großen Massen hantiert? Herrscher, die dem Mitleid und ähnlichen Gefühlen zugänglich geblieben sind, haben entweder nicht selbst regiert, oder es waren schwache und unbeständige Seelen. Nehmen Sie einen Herrscher, der dreißigmale zwanzigtausend Mitgeschöpfe tot oder verstümmelt auf seinen Schlachtfeldern hat liegen sehen. Er hat sich gesagt: ‚Das ist die Frucht meines Genies und meines Mutes, das ist die Grundlage, auf der sich für ewige Zeiten das Denkmal meines Ruhmes erhebt.' Wie sollte ein solcher

Mann auf einen einzelnen Menschen, auf dessen Rechte oder Leiden auch nur die geringste Rücksicht nehmen? Die schönste Seele muß notwendig kalt, hart und gänzlich gefühllos werden. Was für eine Thorheit, einem solchen großen Herrn von Freundschaft zu sprechen!"

Mit solchen trübseligen Gedanken quälte der Marquis sich in den letzten Jahren seines Berliner Aufenthaltes. Diese Gedanken waren der ganze Lohn, den er nach einer dreißigjährigen Aufopferung mit in seine Heimat nahm! Wenn der alte Mann ungerecht urteilte und vielleicht etwas übertrieb, war es ein Wunder bei der Bitterkeit, die sein edles Herz erfüllte?

Im Jahre 1769 erbat d'Argens einen sechsmonatlichen Urlaub, um in der Heimat noch einmal seinen Bruder zu umarmen und einige Familiengeschäfte zu erledigen. Seine Bitte wurde ihm nur widerwillig gewährt; der König nahm ihm sogar das Ehrenwort ab, daß er nach Ablauf der Frist pünktlich zurückkehren würde.

Ohne Zweifel schied der Marquis, als die sechs Monate um waren, nur mit großem Bedauern von seiner Vaterstadt, um die drückende Bürde wieder auf sich zu nehmen, die ihn beim König erwartete. Aber er wollte sein Wort halten und machte sich wieder auf den Weg.

Er war kränklich und alt und konnte daher nicht mehr so schnell reisen; in Bourg in der Landschaft Bresse mußte er Halt machen, weil er von einer langwierigen und ernstlichen Krankheit befallen wurde. Die Marquise war ganz von seiner Pflege in Anspruch genommen und dachte nicht ans Schreiben. Unterdessen verstrich die Zeit seines Ur-

laubs. Friedrich, der niemals etwas vergaß und immer argwöhnisch war, hatte den Marquis im Verdacht, er hätte ihn mit seinem Urlaub nur täuschen wollen, um nicht nach Berlin zurückzukehren. Er ließ bei der Schwester der Marquise und bei allen Akademikern, die mit d'Argens in Verkehr standen, Erkundigungen einziehen. Kein Mensch hatte etwas von ihm gehört. Seit mehreren Monaten war kein Brief mehr angekommen. Des Königs Verdacht wandelte sich plötzlich in Gewißheit und er geriet in äußersten Zorn. Am selben Tage ergingen Befehle an die Kassen, die bisher dem Marquis seine Gelder ausgezahlt hatten, sein Name sollte in den Listen gestrichen und die Zahlungen sollten eingestellt werden.

Sulzer hatte diesen Befehl beim Kassierer der Akademie gesehen und hielt es für seine Pflicht, unseren alten Direktor davon in Kenntnis zu setzen. Er gab daher, aber im geheimen, einem Reisenden einen Brief mit. Der Bote versprach, sich auf dem ganzen Wege nach dem Marquis zu erkundigen; wenn er ihn aber nicht fände, den Brief in Frankreich an den Präsidenten d'Eguilles auf die Post zu geben. Der Reisende traf in Bourg den Marquis, der in der Genesung begriffen war und sich gerade anschickte, seine Reise nach Berlin fortzusetzen. Man kann sich denken, wie die Nachricht auf ihn wirkte. Der frühere Philosoph und Höfling schrieb seinerseits einen Brief, von dem Friedrich niemals gesprochen hat, dessen Inhalt man sich aber leicht denken kann. Der Marquis kehrte nach dem ihm so teuren Landsitz seines Bruders zurück und hat diesen Zufluchtsort nur wenigemale verlassen, um kurze

Reisen in der Provence zu machen. Auf einem dieser Ausflüge starb er wenige Jahre nachher in Toulon an den Folgen einer Magenüberladung.

Sobald Friedrich die Trauernachricht erhielt, gab er Befehl, in Eguilles ein prachtvolles Marmordenkmal für den alten Freund zu errichten, den er auf einen einfachen Verdacht hin so schroff von sich gestoßen hatte.

Maupertuis.

Sein Charakter. — Schwere Schädigung seines Ansehens durch den Streit mit Voltaire. — Seine Maitressen. — Willkür. — Seine Reise in die Heimat. — Krankheit im Bernoullyschen Hause in Basel. — Der Beichtvater. — Tod. — ‚Wirkliches Wollen'.

Ich habe an dieser Stelle nur wenig über den berühmten Gelehrten mitzuteilen, weil ich in anderen Kapiteln, besonders in dem Artikel über Voltaire mich eingehender mit ihm beschäftige. Voltaires Buch über den ‚Doctor Akakia' gab dem Ruhm des Philosophen den Todesstoß: er hat sich von diesem furchtbaren Angriff weder in der öffentlichen Meinung noch in der des Königs jemals wieder erholen können.*)

*) Maupertuis, einer reichen Kaufmannsfamilie aus Saint-Malo in der Bretagne entstammend, hatte in Berlin eine Stellung eingenommen, wie noch kein Gelehrter als solcher sie gehabt hatte: er ward 1746 Präsident der Akademie der Wissenschaften mit dreitausend Thalern Gehalt und dem Range einer Oberhofcharge. Er

Als er in dieser Weise der Lächerlichkeit preisgegeben war, schienen gleichzeitig alle Hilfsquellen seines Geistes versiegt zu sein. Er war zu eifrig bemüht gewesen, die erste Stelle in der gelehrten Welt einzunehmen; jahrelang hatte man sie ihm ohne Widerspruch zuerkannt, und er hatte sich zu sehr daran gewöhnt, diese Ehren als selbstverständlich hinzunehmen. Er konnte es nicht ertragen, als er von seiner Höhe herabstürzte, ohne Hoffnung jemals wieder emporzusteigen; man ließ es nicht an Ehrerbietung gegen ihn fehlen, aber man suchte seine Gesellschaft nicht mehr; man war nicht unhöflich gegen ihn, aber man zeigte sich kalt — ich verstehe unter ‚man‘ die gewöhnliche Gesellschaft, denn Friedrich nahm weniger Rücksichten und zeigte bisweilen ein für den Betreffenden verletzend genaues Gedächtnis.

In seinem Unglück blieben ihm als einziger Trost die teilnehmenden Komplimente der Akademiker, deren Präsident er war. Der Adel, die deutschen Angehörigen der Frau de Maupertuis und diese selbst waren wenig zu seinen Gunsten gestimmt. Er hatte sich aus Eitelkeit mit einem jungen und schönen Hoffräulein aus gutem Hause vermählt;

---

war voller Geist und Lebhaftigkeit, aber diese war von der Art, daß sie ihm, besonders da er sich sehr eigentümlich zu kleiden pflegte, ein etwas sonderbares Aussehen gab. In seinem Hause unterhielt er eine förmliche Menagerie von Tieren aller Gattungen, mit denen er Rassenkreuzungsversuche anstellte; er hatte unter dem Titel Vénus physique ein Buch über die Zeugung herausgegeben, das von den Weltleuten stark gelesen wurde. — Wer zu ihm kam, wurde vom Hofe aus bis in alle Zimmer von isländischen Hunden, Katzen, Affen, Papageien und dergleichen Bestien begleitet.

die Dame zeichnete sich aber nicht gerade durch ein Uebermaß von Verstand aus. Die Ehe war nicht glücklich und hieran war der Gatte schuld: Herr de Maupertuis hatte mehrere Maitressen und dies verziehen seine Frau und deren Verwandte ihm nicht. So unterhielt er in Potsdam, wo er oft beim König weilen mußte, als Geliebte ein junges, armes aber sehr hübsches Mädchen. Sie kam in andere Umstände und dies brachte den Präsidenten der Akademie in eine sehr peinliche Verlegenheit. Es wäre ihm sehr fatal gewesen, wenn die Kunde von seinen Liebschaften ins große Publikum gedrungen wäre, da er sich mit den Angehörigen seiner Frau, der Familie von Bredow*) sehr schlecht stand. Außerdem liebte auch der König durchaus nicht derartige Skandalgeschichten. Um all diesen Scherereien zu entgehen, bot Maupertuis seinen ganzen Einfluß bei dem Kommandanten der Potsdamer Garnison auf. Der General ließ auch wirklich seinem Freund zu Gefallen, ohne daß ein Mensch etwas davon erfuhr, das arme Mädchen aufheben und nach Spandau abführen, wo sie ziemlich lange Zeit in gänzlicher Verborgenheit gefangen saß. Denn es waren alle Maßregeln getroffen, daß ihre Verwandten ihren Aufenthalt nicht erfuhren; und selbst wenn sie ihn erfahren hätten, so würden sie nicht gewagt haben davon zu sprechen, und wenn sie es gewagt hätten, so wäre jedenfalls ihre Stimme nicht bis zum König gedrungen.

Ich erfuhr diese Geschichte, die Maupertuis sehr wenig

*) Frau de Maupertuis war indessen eine geborene von Bork.

Ehre macht, bald nach meiner Ankunft in Berlin aus sicherster Quelle. D'Argens hatte sie als Beispiel in ein Kapitel seines großen Werkes über den menschlichen Geist aufgenommen. In einer Sitzung der Litteraturklasse der Akademie, wobei ich anwesend war, erhob sich eine hitzige Debatte zwischen ihm und seinen Freunden Sulzer, Merian, Beausobre und Le Catt, welche verlangten, daß diese Stelle im Interesse der Akademie fortbleiben solle. D'Argens gab ihren Wünschen schließlich nach, ich finde aber, daß er vollständig berechtigt gewesen wäre, die Anekdote zu veröffentlichen. Die Ehre der Philosophie ist sehr unabhängig von der Moralität eines Menschen, der den Namen eines Philosophen trägt.

Infolge aller dieser Unfälle, bei denen seine Eitelkeit so wenig auf ihre Rechnung kam, begann Maupertuis zu kränkeln; in der Hoffnung, daß die Heimatluft ihm Genesung bringen würde, erbat er zu Anfang des siebenjährigen Krieges einen längeren Urlaub, der ihm auch bewilligt wurde. Er sollte Berlin nicht wieder sehen; als er nach mehrjähriger Abwesenheit, ohne Heilung gefunden zu haben, auf der Rückreise begriffen war, wurde er in Basel krank und starb in dem Hause der ihm befreundeten Familie Bernoully.

Merkwürdigerweise hatte der Gelehrte, den man bis dahin über die gewöhnlichen Vorurteile erhaben geglaubt hatte, in der ganzen letzten Zeit seiner Krankheit einen Beichtiger bei sich, der nicht von seinem Bette wich, bis er den letzten Atemzug gethan hatte. Ob er selbst diesen Beichtiger verlangt hat, steht nicht genau fest, vielleicht ist

es wahrscheinlicher, daß die Familie Bernoully einen für ihn herbeigerufen hat, aber jedenfalls konnte dieser nicht ohne Maupertuis' Zustimmung Einlaß in das Sterbezimmer finden. Soviel ist gewiß, daß die Bernoullys, die, obwohl als gute Protestanten bekannt, sich doch nicht einem Tadel seitens ihrer Mitbürger aussetzen wollten, von der Regierung der Baseler Republik die Erlaubnis erbaten und erhielten, einen Kapuziner aus dem Hüninger Kloster in ihr Haus aufnehmen zu dürfen. Diese Erlaubnis war notwendig, weil nach dem Basler Gesetz die Vornahme einer katholischen gottesdienstlichen Handlung auf dem Gebiet der Stadt strenge verboten war. Der Kapuziner blieb zwei volle Tage bei Maupertuis, und in seinen Armen und in denen eines jungen Bernoully, des späteren Berliner Akademikers, verschied gegen Mitternacht der Gelehrte.

Maupertuis hatte Geist und sogar viel Geist, wenn auch nicht soviel wie Voltaire. Er war mit seinem Studium tief in die großen Fragen eingedrungen, mit deren Enthüllung man zu seiner Zeit der Natur ihr großes Geheimnis zu entreißen hoffte. Sein glühender Arbeitstrieb, die starke Konstitution seiner Seele und seines Körpers, der Mut, den ein von Eifersucht und Ehrgeiz angestachelter Mann von solcher Begabung notwendig besitzen muß — dies alles hatte ihn schon in frühen Jahren in den besten Rang der Gelehrtenwelt gestellt. Sofort bei seinem ersten Auftreten machte er Aufsehen. Er hatte einen Lieblingsgrundsatz, der sehr bezeichnend für seine Charakteranlage ist:

„Nichts ist dem Menschen unmöglich, vorausgesetzt, daß

er es wirklich will; aber wissen Sie was ich unter ‚wirklich wollen' verstehe? Nur Eins wollen, dieses Eine aber in jedem Augenblick des Lebens und mit allen Kräften der Seele wollen."

Indessen mußten Maupertuis seine Naturanlagen, vor allen sein ungemessener Stolz, zu riesenhaften Ideen führen, die an das Lächerliche streiften, zu übertriebenen Ansprüchen, die ihn in ärgerliche Händel verwickelten, und zu Lastern, die ihm die Achtung raubten. Wer sich allen anderen überlegen glaubt, läßt nur zu oft die Vorsicht außer acht; wer verlangt, daß ein jeder sich vor ihm beuge, läuft Gefahr, daß er selbst vernichtet wird.

Außerdem führen so hervorstechende Charakterfehler unfehlbar zu Intriguen, die einem Gelehrten seine Zeit und die für seine Studien notwendige Sammlung rauben müssen. So ging es auch dem hochgelehrten Maupertuis. Sobald er Höfling geworden war, beschäftigte er sich nur noch mit eitlen Dingen und kleinen Kabalen. So hat er sich selbst seinen Nachruhm geschmälert; wenn man von ihm spricht, denkt man gewöhnlich nur noch an seine Forschungsreise in Lappland und an die Hanswurstereien des Doktor Akakia.

Außerdem wird gewiß noch die schöne Inschrift im Menschengedenken verbleiben, die er für das Berliner Invalidenhaus verfaßte:

„Laeso sed invicto militi."

Quintus Icilius.

Guichard. — Entstehung des Spitznamens Quintus Icilius. — Die Plünderung von Hubertusburg. — Kapitän Favra. — Major Favra und seine Rundreise. — Quintus und die französische Litteratur. — Bosheiten des Königs über Quintus. — Gereizte Antwort. — Der königliche Töpfer.

Quintus stammte aus einer bürgerlichen und wenig wohlhabenden Magdeburger Familie, Namens Guichard; seine Vorfahren waren französische Hugenotten.*) Er war mit gutem Erfolg seinen Studien obgelegen und noch in jungen Jahren nach Holland ausgewandert, wo er Professor an der Universität Leyden wurde. Zu Anfang des siebenjährigen Krieges machte er eine Reise nach seiner Heimat; Friedrich hörte von seinen gediegenen Kenntnissen, ließ ihn zu sich kommen und fand großes Gefallen an seiner Unterhaltung. Guichard hatte sich in der That eingehend mit der Geschichte des Altertums beschäftigt, namentlich aber mit allem, was mit Julius Cäsar, seinen Feldzügen, seiner Taktik und mit der Kalenderreform in Zusammenhang stand. Der König hoffte, ein Mann, der sich sein ganzes Leben lang nur mit Militärwissenschaft abgegeben hätte, würde ein ausgezeichneter Offizier werden. Er schlug ihm vor, das Katheder des Professors mit dem Befehl über ein Freibataillon zu vertauschen, und dieses Anerbieten wurde mit Freuden angenommen. Eines Tages fragte ihn Friedrich in der Unterhaltung, wer der tüchtigste von Julius Cäsars Adjutanten gewesen sei. Guichard antwortete, dies sei ein gewisser Quintus Icilius gewesen.

*) Guichard war geboren im Jahre 1725; er starb 1775.

„Nun," sagte der König, „so soll Er mein Quintus Icilius sein. Ich gebe Ihm den Namen und hoffe, daß Er sich desselben würdig zeigen wird."

Von diesem Augenblick an führte Guichard nur noch den Namen des alten Römers; er wurde auch amtlich und in den militärischen Befehlen niemals anders bezeichnet und war später im Publikum nur unter diesem Namen bekannt.*)

Das von Quintus befehligte Freibataillon kämpfte hauptsächlich in Sachsen; nach dem Friedensschluß wurde es aufgelöst. Besondere Heldenthaten hat es nicht vollbracht. Der Käpitän Favra, mein Gefährte bei der ersten Reise durch Deutschland, von welchem ich bereits mehrfach sprach, hatte bei dieser Truppe gestanden und hat mir alle ihre Thaten erzählt. Die hervorragendste bestand in der Ausplünderung eines sächsischen Schlosses,**) die Quintus auf ausdrücklichen königlichen Befehl besorgte, und wobei er eine ganz jägermäßige Gewandtheit und militärische Gründlichkeit an den Tag legte. Die Abrechnung über

---

*) Ueber die Veranlassung der sonderbaren Namengebung existieren mehrere Versionen. Einige berichten, er sei im Hauptquartier Landshut im Mai 1759 wegen eines Streites über den Namen eines Centurio der zehnten Legion entstanden. Der König nannte ihn Quintus Cäcilius, Guichard aber Quintus Icilius. Als sich zeigte, daß Guichard recht gehabt habe, soll der König geäußert haben: „Nun, so soll Er auch zeitlebens Quintus Icilius heißen."

**) Hubertusburg. Von dem, was Guichard hierbei für sich auf die Seite gebracht hatte, kaufte er sich später das Rittergut Wassersuppe; der König nannte ihn daher zuweilen scherzhaft ‚Seigneur de Wassersuppe'.

diese Exekution erstattete er mit der in solchen Fällen üblichen Gewissenhaftigkeit.

Einmal wurde Quintus Icilius mit seiner Abteilung von einer weit überlegenen österreichischen Truppenmacht angegriffen und beinahe umzingelt. Kapitän Favra erkannte zuerst die Gefahr der Lage und opferte sich für seinen Chef auf, indem er mit seiner Kompagnie von etwa zweihundert Mann den ganzen Angriff des Feindes aufhielt, bis Quintus den Rest seiner Mannschaft in Sicherheit gebracht hatte. Von Favras Kompagnie blieben nur siebzehn Mann und ein Leutnant übrig; er selbst war von sechs Kugeln getroffen, sein Pferd ihm unter dem Leibe erschossen und er mußte sich gefangen geben. Durch Favras Heldenmut rettete Quintus sein Korps, seine Ehre und die Gunst seines königlichen Herrn, dem die Sache so dargestellt wurde, als sei nur die Favrasche Kompagnie vom Feinde umzingelt worden, wobei sie sich unübertrefflich geschlagen und namentlich ihr Anführer sich mit Ruhm bedeckt habe. Als das Bataillon aufgelöst wurde, behielt deshalb Friedrich den Obersten Quintus und den Kapitän Favra in seiner Suite.

Die beiden Männer wußten sehr wohl, was sie einander verdankten. Favra heuchelte eine innige Ergebenheit gegenüber seinem Obersten, der sein Hauptbeschützer war. Dieser seinerseits war durch den wichtigen Dienst gebunden, den Favra ihm geleistet hatte, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß eine Indiskretion des letzteren einen vielleicht nicht wieder gut zu machenden Schaden anrichten konnte. Es war spaßhaft anzusehen, wie die beiden

Männer, die im Grunde ihres Herzens sich nicht ausstehen konnten, sich wie Brüder behandelten. Gegen ihren Willen blickte eben die geheime Abneigung doch fortwährend durch.

Favra sagte mir, Quintus wäre nichts weiter als ein schlechter Höfling, ein wahrer Hasenfuß, der nichts für seine Freunde durchzusetzen wüßte. Der Oberst sagte mir, Favra wäre ein tapferer Offizier, aber ungebildet, unordentlich, ein Verschwender und unverbesserlicher Windbeutel.

Ich kam einmal mit Favra zusammen zu Quintus. Ohne weiteren Gruß rief mein Begleiter sofort:

„Bruder, hast du Geld? Ich brauche welches, und habe keinen Groschen."

„Ich glaube es sind noch einige Dukaten in dem Schubfach da," war die Antwort; „sieh selbst nach und nimm dir was du brauchst."

Der Kapitän zieht das Schubfach auf, nimmt die Dukaten heraus, zählt sie und sagt:

„Es sind so und so viel darin; ich nehme mir die Hälfte davon."

„'s ist recht!"

Favra, den man den ‚Capitaine Tempête' nannte, genoß keines guten Rufes — und aus triftigen Gründen; er war stark und sah aus, als würde er alle seine Zeitgenossen begraben. Aber die Ausschweifungen haben ihn frühzeitig unter die Erde gebracht.

Er war sehr wenig zartfühlend; als ich mit ihm zusammen reiste, mußte ich mich trotz seiner Uniform sehr hüten, bei den Ausgaben nicht von ihm übers Ohr gehauen zu werden. Er wünschte, ich sollte alles auslegen

und wir könnten dann nachher abrechnen. Das gefiel mir nicht. Ich zeigte ihm zwar stets ein fröhliches Gesicht, aber ich hielt darauf, daß wir jeden Abend abrechneten und daß auf jeden Louis für mich und meine Frau ein Dukaten für seine Person kam. So kam es, daß er mir, als wir uns trennten, nur eine Kleinigkeit schuldig war, die er mir übrigens, ohne ein Wort zu sagen, stets schuldig geblieben ist.

Kapitän Favra war nicht der einzige seines Namens in der preußischen Armee; ein zweiter gehörte als Major zur Suite des Königs in Potsdam und war einer der schönsten Männer der Garnison. Sie nannten sich Brüder, aber es bestand zwischen ihnen keine Blutsverwandtschaft, sondern ihre Brüderschaft war beim Becher besiegelt. Sie waren beide als Abenteurer in der Welt herumgezogen, hatten sich zufällig getroffen und als Landsleute — sie stammten beide aus Savoyen — Freundschaft geschlossen, die so eng wurde, daß der spätere Major seinen eigenen Namen ablegte und den seines Kumpans annahm. Dieser Major hatte eine Enkelin des berühmten Generals Montecucculi geheiratet. Für die Liebe war diese Dame allerdings nicht geschaffen, denn sie hatte einen großen Buckel und war sehr häßlich von Angesicht; aber die Eitelkeit und der Ehrgeiz fanden doch ihre Rechnung bei der Verbindung mit dem vornehmen Hause.

Major Favra wurde einige Jahre nach dem Friedensschluß zu einem Linienregiment an der polnischen Grenze versetzt, und blieb dort bis zu dem berühmten Feldzug des Generals Romanzow gegen die Türken. Plötzlich erbat und erhielt er zur allgemeinen Ueberraschung seinen Abschied,

um sich in seine Heimat nach Savoyen zurückzuziehen. Da er aber so nahe bei Polen war, so wollte er erst dieses Land kennen lernen, ehe er das nördliche Europa verließ. In Warschau verspürte er Neugier, sich auch das russische Heer anzusehen; hierauf wollte er sich auch ein Urteil über die Türkei bilden. Von der Türkei reiste er nach Italien, von Italien wieder nach Preußen, wo er den König bat, ihm den Wiedereintritt in die Armee zu gestatten; er war gerade sechs Monate fort gewesen. Da merkte endlich das Publikum den Streich, den der König und Favra zusammen ausgeheckt hatten. Bald darauf wurde er zum General und Inhaber seines Regiments befördert.

Quintus Icilius war zwar von französischer Abstammung, aber er liebte die Franzosen nicht; er sagte von ihnen alles schlechte, was er sich nur aussinnen konnte und arbeitete ihnen nach Kräften beim König entgegen. Eines Tages traf ich bei ihm den Abbé de Paw und es entspann sich ein edler Wettstreit zwischen den beiden Herren, wer die französische Nation am schlechtesten behandelte. Quintus betrachtete uns vom politischen Standpunkt; er durchlief alle Jahrhunderte von den gallischen Wanderungen und der sizilianischen Vesper bis zur Gegenwart und behauptete, überall und zu allen Zeiten hätten wir Franzosen zuerst die Völker, mit denen wir in Berührung gekommen waren, für uns eingenommen, aber am Ende hätte man uns stets erkannt und uns verabscheut. Der Abbé reduzierte unsere ganze Litteratur auf ein paar Tändeleien und behauptete, wenn der schlechteste Lateinschüler in irgend einem deutschen Gymnasium nicht eine bessere Uebersicht über den Stand

der menschlichen Kenntnisse zu geben wüßte, als d'Alembert in der Vorrede zur Enzyklopädie, so würde man ihn zum Fenster hinauswerfen. Bei dieser Bemerkung drehte ich mich zu Favra um und fragte ihn:

„Kapitän, was denken Sie? Darf ich auf einen solchen Vorwurf überhaupt antworten?"

„Nein!" antwortete er mir lachend. „Sie sehen, sie sind verrückt! Antworten Sie nichts."

Der erwähnte Abbé de Paw suchte eine Anstellung beim König; er gefiel diesem aber nicht und reiste nach einiger Zeit unverrichteter Dinge wieder ab. Quintus verlor damit eine Säule, auf die er gewiß stark gerechnet hatte. Er sah sich nunmehr auf seine eigenen Verdienste angewiesen; er begab sich wieder an seine Studien und beschenkte uns mit mehreren wertvollen Werken. Denn gelehrt war er.

Ich habe im ersten Bande bereits erzählt, wie tief ihn der König in meiner Gegenwart kränkte. An dieser Stelle will ich noch eine andere Anekdote mitteilen, für deren Richtigkeit ich einstehen kann, wenngleich ich bei dem Vorfall nicht zugegen gewesen bin.

Quintus war vom König eingeladen, zwei Monate in Sanssouci zu verbringen, und hatte sich also nach Potsdam begeben. Eines Tages, beim Diner, fragte Friedrich, der ihn überhaupt fortwährend durchhechelte, den Oberst, wieviel er denn eigentlich mitgenommen hätte, als er das Schloß des Grafen Brühl*) ausplünderte.

---

*) Pförten in der Lausitz.

„Das ist ja schon eine alte Geschichte," sagte der Monarch. „Die Zeit und der Friedensvertrag haben darüber Gras wachsen lassen. Außerdem ist an Seinem Ruf ja doch nichts mehr zu verderben; alle Welt weiß, daß Er wie ein Räuberhauptmann in dem Schloß gehaust hat; diese Thatsache ist ja doch nun mal allbekannt. Mach Er also keine Schwierigkeiten und sage Er frei heraus, wenns ihm auch ein wenig schwer fällt: was hat Er bei dem Geschäft verdient?"

Quintus war durch ähnliche Bosheiten schon bis aufs äußerste gereizt; er konnte nicht mehr an sich halten und versetzte:

„Das müssen Eure Majestät am besten wissen, denn wir haben ja geteilt."

Mit diesen Worten stand er von der Tafel auf, ging hinaus und verließ Sanssouci, um sich nicht wieder sehen zu lassen. Der König und er waren infolge dieses Vorfalls*) ziemlich lange Zeit entzweit. Der König berief

*) Die Richtigkeit von Thiébaults Erzählung ist unbestritten. Nach anderen Berichten war aber die Ursache ihrer Entzweiung eine andere. Im Jahre 1770 begehrte Quintus die königliche Einwilligung zu seiner Heirat mit Fräulein von Schlabrendorf, Tochter des Generals Gustav Albrecht; der König verweigerte sie, wurde ungeduldig und sagte zu dem Oberst, er sei von zu schlechter Herkunft, um sich mit einem Fräulein von Schlabrendorf zu verheiraten, sein Vater und sein Großvater seien Töpfer gewesen. „Ew. Majestät," erwiderte Quintus, „sind so gut ein Töpfer wie mein Vater und Großvater, nur hatten diese eine Fabrik von Fayence und Sie haben eine von Porzellan." Quintus nahm seinen Abschied und wohnte darauf einsam mit seiner Gemahlin in Potsdam, wurde aber nach kaum einem Jahre schon

ihn zwar später wieder zu sich, aber das Verhältnis wurde allmählich immer kälter, bis Quintus etliche Jahre darauf starb. Er hinterließ seiner Frau und seinen Kindern fast gar kein Vermögen. Da er indessen eine ziemlich umfangreiche und vorzüglich ausgewählte Bibliothek hatte, so kaufte der König diese für achttausend Thaler und ließ sie in die große Berliner Bibliothek abliefern, wo sie als eine besondere Sammlung für sich aufbewahrt wurde.

Voltaire.

Gegenseitige Erwartungen des Königs und des Dichters. — Der Briefwechsel. — Voltaires Uebersiedelung nach Preußen. — Häßliche Geldgeschichten. — Glatte Bosheiten Friedrichs. — Die Kerzen. — Theaterspielen. — Der Doktor Akakia. — Der Bruch. — Letzte Zusammenkunft. — Voltaires Verhaftung in Frankfurt. — Anekdoten. — Wiederanknüpfung des Briefwechsels. — Gegenseitige Schmeicheleien. — Voltaires Tod. — Die Houdonsche Büste. — Die kirchliche Trauerfeier für Voltaires Seelenruhe.

Der Artikel über Herrn de Voltaire muß naturgemäß einer der umfangreichsten meines Werkes sein, weil er des interessanten Stoffes eine außerordentliche Menge bietet. Die Vorfälle, die ich mitzuteilen habe, trugen sich zwar nicht zu meiner Zeit zu; der berühmte Mann hatte Berlin schon vor zwölf Jahren verlassen, als Friedrich mich in seine Staaten berief. Aber Männer von dem Verdienste

---

wieder zum König gerufen. Quintus' Geschlecht erlosch schon mit seinem Sohne, der als Husarenoffizier wegen eines Scherzes über eine Husarenmütze im Duell fiel.

des ersten Schriftstellers seines Jahrhunderts weilen lange an den Orten, die sie einst bewohnt haben, selbst wenn ihre Personen nicht mehr anwesend sind. Als ich 1765 nach Berlin kam, war es, als sei Voltaire erst den Tag vorher abgereist, oder als sei er gar noch am Ort. Man sprach mir nur von ihm; jedermann hatte mir einige sonderbare Geschichten zu erzählen, mit einem Wort, alles war voll von ihm. Tausend Leute, sogar Militärs, besaßen Kopien von den verschiedenen handschriftlichen Sachen für oder gegen Voltaire. Der wackere Artillerieoberst du Troussel gab mir eines Tages ein ganzes Paket solcher Schriften.

Friedrich und Voltaire mußten einander bewundern und sich nahe zu treten versuchen. Sie waren beide zu groß, um sich nicht gegenseitig zu begeistern; aber sie waren nicht geschaffen, beisammen zu leben. Sie hatten sich wohl geschmeichelt, dies würde sie beide sehr glücklich machen; aber das war nur ein Beweis, daß auch große Geister sich irren können.

Friedrich sagte sich wohl: „Der Sang des Seineschwans wird meinen Ruhm bis ans Ende der Welt verkünden."

Voltaire dachte wahrscheinlich: „Der Ruhm des nordischen Salomons wird auch den meinigen in hellerem Glanz erstrahlen lassen."

Deshalb suchten sie sich und machten sich gegenseitig den Hof. Aber man kann Diamanten nicht in Diamanten fassen. Man braucht dazu feste aber zugleich geschmeidige Metalle; diese Geschmeidigkeit aber vertrug sich nicht

mit dem Genie und dem Charakter der beiden großen Männer.

Voltaire war schon ein sehr berühmter Mann, als der viel jüngere Kronprinz Friedrich von Preußen noch unbeachtet oder wenigstens unbekannt in dem Schlosse seines halbbarbarischen Vaters, dann in seinem Küstriner Gefängnis und später in der Verbannung in Rheinsberg vegetierte. Aber die Seele des Prinzen dürstete nach Wissen und nach Auszeichnung, sie quälte sich in dem engen Kreise, auf den sie beschränkt war und rang mit mächtigem Flügelschlag nach Freiheit. In dieser Stimmung knüpfte er jeden Tag, übrigens im strengsten Geheimnis vor seinem Vater, neue Beziehungen zu talentvollen Männern an; er schrieb ehrenvolle und schmeichelhafte Briefe an Rollin, d'Argens und viele andere.

Jordan, der damals gerade von seiner großen Reise durch England, Holland und Frankreich, wo er auch Voltaire besucht hatte, zurückgekehrt und bei Friedrich in Dienst getreten war, vermittelte die Bekanntschaft der beiden großen Männer, die bald in einem regelmäßigen Briefwechsel standen. Madame du Châtelet*) und Maupertuis nahmen ebenfalls an diesem Verkehr teil. Cirey wurde der Ort, nach welchem Friedrich auf der ganzen Welt sich am meisten sehnte: Wissenschaften, Litteratur, Philosophie wurden in diesen Briefen behandelt, Komplimente und Freundschaftsbeteuerungen in Versen und in Prosa gingen fortwährend von Cirey nach Rheinsberg und von Rheinsberg nach Cirey.

*) Die lange, hagere, aber gelehrte Marquise du Châtelet war die Freundin Voltaires, mit der er seit 1733 einsam auf ihrem Schloß Cirey in der Champagne lebte.

Maupertuis war der erste, der einen praktischen Nutzen aus diesem Briefwechsel zu ziehen verstand; der König übertrug ihm bekanntlich den Vorsitz der neuen Akademie. Frau du Châtelet und Voltaire, die in angenehmen Verhältnissen lebten und in ihrer Freundschaft fern vom Weltgetriebe glücklich waren, dachten nicht an eine so materiell selbstsüchtige Ausnutzung von Friedrichs Zuneigung. Aber nachdem man sich so viel geschrieben und sich aus der Ferne so glühend bewundert*) hatte, mußte natürlich der Wunsch sich einstellen, auch persönlich sich nahe zu treten. Kurz nach Friedrichs Thronbesteigung fand die erste Zusammenkunft statt, als der junge König seine Provinzen am Niederrhein bereiste. Friedrich lud ihn nach Potsdam ein und Voltaire nahm dort einen kurzen Aufenthalt von einer Woche.**) Einen längeren Besuch von vierwöchentlicher

*) Am 9. November 1738 schreibt Friedrich an Voltaire: „Uns fehlt in Rheinsberg, um vollkommen glücklich zu sein, nur ein Voltaire. Wenn Sie aber gleich fern von uns leben, so sind Sie doch mitten unter uns. Ihr Bild schmückt meine Bibliothek, es hängt unmittelbar über Ihren Werken und dem Orte gegenüber, wo ich gewöhnlich sitze, so daß ich Sie immer vor Augen habe. Fast möchte ich sagen, Ihr Bild sei mir die Memnonssäule, die wenn die Sonnenstrahlen sie berührten, harmonisch ertönte, und wer sie anschaute, dessen Geist ward belebt. Er schickte ihm Ungarwein zum Geschenk und Bernsteinsachen, einen Ring, einen goldenen Stockknopf in Gestalt eines Sokrateskopfes und ein zierlich gearbeitetes Schreibzeug. Die Marquise du Châtelet nannte er Voltaire zu Gefallen ‚die göttliche Emilie'."

**) Es war eine teure Woche. Am 28. November 1740 schrieb Friedrich an Jordan: „Von den sechs Tagen, die Voltaire hier gelebt hat, kostet mich jeder 550 Thaler. Das nenne ich einen Spaßmacher (fou) teuer bezahlen!"

Dauer machte er im Jahre 1743, nach dem ersten schlesischen Kriege, in Sanssouci.

Ich finde diese ersten Besuche Voltaires begreiflich, aber daß die beiden Freunde im Jahre 1750 beschlossen, für immer miteinander zu leben, war ein großer Fehler, dessen sie beide in gleichem Maße schuldig waren, und den sie hätten vermeiden sollen.*)

Während der zehn ersten Jahre von Friedrichs Regierung war vieles vorgegangen, was die gegenseitige Begeisterung des philosophischen Königs und Kriegshelden und des Dichterfürsten beträchtlich hatten abkühlen müssen. Sie waren 1750 nicht mehr dieselben Menschen wie 1740, und sie wußten dies von einander.

Nach den beiden ersten schlesischen Kriegen war Friedrich in ganz Europa und besonders in Frankreich verschrieen worden. Furcht und Eifersucht erhoben ihre Stimme gegen ihn, Dummheit und Verleumdung verbreiteten die schwersten Beschuldigungen. Er war, sagte man von ihm, aller Welt Feind und keines Menschen Freund, ein Schüler Machiavellis, aber noch schlauer als sein Lehrmeister; er hatte seine Verbündeten im Stich gelassen und Frankreich verraten; über die Grundsätze der Moral, der Politik und der Natur machte er sich gleichermaßen lustig; er führte die schönsten Gefühle im Munde, aber er empfand sie nicht in seiner Seele, er besaß Genie und Talente, aber er miß-

*) Voltaires Hauptbeweggrund, des Königs dringende Einladung anzunehmen, war (abgesehen von den materiellen Vorteilen, die ihn gewiß reizten) ein sehr einfacher: Die Marquise du Châtelet war im Jahre 1749 gestorben, und er fühlte sich vereinsamt.

brauchte sie nur. Die Philosophen, die er mit Gunstbezeigungen überhäufte, betrachtete er nur als Trompeten, die seinen Ruhm der Welt verkünden sollten.

Voltaire wußte, daß man überall in Frankreich so dachte und sprach, ja er selbst hatte bisweilen so gedacht und gesprochen; jedenfalls hatte er diesen Beschuldigungen nicht immer widersprochen, er hatte zu des Königs Rechtfertigung vielleicht ein Witzwort losgelassen, das noch boshafter wirkte, als die Deklamationen der Tugendmenschen, die gegen den bösen König von Preußen losdonnerten.

Ist es denkbar, daß Friedrich auch nur von einem einzigen solchen Voltaireschen Witzworte keine Kenntnis sollte erhalten haben? „Ein König," sagte General Buddenbrock sehr richtig, „ist wie eine Spinne, die im Mittelpunkt ihres Netzes sitzt, und der der geringste Vorgang in ihrem Bereich sofort durch die Erschütterung der leitenden Fäden ihres Gewebes mitgeteilt wird."

Voltaire hat uns selbst in seinen Schriften mitgeteilt, der Hauptzweck seiner zweiten Reise, im Jahre 1743, sei ein geheimer Auftrag gewesen, den er vom Versailler Kabinett erhalten habe. Wenn man einen solchen Auftrag annimmt, an dessen Durchführung mit allem Eifer und mit aller Geschicklichkeit arbeitet, wenn man sich bemüht, einen königlichen Freund von neuem in alle Gefahren eines Krieges zu verwickeln, nun so spielt man, nach meinem Gefühl, unter der Maske eines Freundes die Rolle eines ehrgeizigen und ränkevollen Höflings. Mußte nicht auch Friedrich zu dieser Ansicht kommen, selbst wenn Voltaire ihm von Anfang an frei heraus den Zweck seines Besuches

eingestanden haben sollte, was ich übrigens nicht glaube. Konnte das Vertrauen des Monarchen unerschüttert bleiben? Konnte die Freundschaft sich jedes Verdachtes erwehren, mußte sie nicht durch ein solches Vorgehen erkalten?

Billigte ferner Friedrich die Gereiztheit, womit Voltaire seine litterarischen Gegner, Piron und Jean Baptiste Rousseau, bekämpfte? Mußte er nicht die Skandale kennen, die Voltaire am Hof des Königs Stanislaus in Lothringen angezettelt hatte, und konnte er damit einverstanden sein? Hatte er sich nicht wahrscheinlich selbst mehr als einmal über alle diese Händel lustig gemacht?

Was sie zusammenführte, war der Gedanke, von dem jeder von den beiden durchdrungen war: daß er aus dem anderen großen Nutzen ziehen könnte. Jeder von ihnen gedachte die Früchte dieser Freundschaft zu ernten, und der andere sollte zusehen, wie er sie mit Behagen verspeiste. Aber dabei vergaß jeder, daß der andere zu schlau und zu aufmerksam war, um sich lange täuschen zu lassen.

Im Anfang ihres Zusammenlebens thaten beide, als wären sie im Himmel. Welche Freude! Welche Zufriedenheit! Welches Glück! Welche Ergebenheit! Welche Dankbarkeit! Friedrich soll sogar, von einem schönen Gefühl der Bewunderung und Begeisterung hingerissen, Voltaire die Hand geküßt haben.

Um so schlimmer für Voltaire! Denn man kann sich darauf verlassen, ein so stolzer und im Punkte der Etikette so empfindlicher König wird sich — und dem andern! — ein derartiges Selbstvergessen niemals verziehen haben. Hinterher ist er sicherlich errötet und wehe dann dem Idol!

Ich an Voltaires Platz hätte von diesem Augenblick an meine Stellung für unhaltbar angesehen und nur noch daran gedacht, mich mit guter Art fortzumachen!

Die ersten Zwistigkeiten unter den beiden Freunden wurden durch Geldangelegenheiten herbeigeführt. Bekanntlich war Voltaire damals sehr ökonomisch und Friedrich war es sein ganzes Leben lang. Bei Voltaire beruhte aber diese Genauigkeit in Geldsachen auf einem sehr eigentümlichen System, das er sich vorgenommen hatte. Von Hause aus im Besitz eines stattlichen Vermögens, das sich durch Erbschaft noch bedeutend vermehrte, hatte er von Jugend an fünfzig Jahre lang an der Vermehrung dieses Vermögens beständig gearbeitet; von zwanzigtausend Livres Rente brachte er es auf hundertundfünfzigtausend. Als er aber dieses Vermögen von etwa drei Millionen beisammen hatte, beschloß er, sein Alter als vornehmer Herr im großen Stil zu verbringen.

Während seines Berliner Aufenthaltes hatte er bei weitem noch nicht das ihm vorschwebende Ziel erreicht. In dem mit Friedrich abgeschlossenen Vertrag war ihm der Kammerherrenschlüssel und das Kreuz des Verdienstordens zugesichert worden, hierauf legte Voltaire, der bereits Kammerherr des Königs war, wahrscheinlich weniger Wert. Wichtiger war ihm ohne Zweifel die Bestimmung, die ihm das Gehalt eines Staatsministers zusicherte, d. h. fünftausend Thaler jährlich. Außerdem bekam er: Wohnung im Schloß, die königliche Tafel, freie Heizung, täglich zwei Kerzen, und monatlich so und so viele Pfunde Zucker, Kaffee, Thee und Schokolade.

Nun kam es vor, daß Voltaire mit diesen Waren nicht ordentlich bedient wurde: der Zucker war schlecht raffiniert, der Kaffee durch Seewasser verdorben, der Thee hatte seinen Duft verloren, die Schokolade taugte nichts. Voltaire dachte vielleicht, ein König würde nicht so schlecht bedient, wenn er nicht absichtlich ein Auge zudrückte, genug, er beklagte sich über die schlechten Lieferungen.

„Was Sie mir da sagen,“ antwortete der König, „thut mir ungeheuer leid. Ein Mann wie Sie wird auf solche Weise in meinem Hause behandelt, wo man doch meine große Freundschaft für Sie kennt! Das ist wirklich schändlich. Aber so sind die Menschen, sie sind alle Kanaillen. Nun, Sie haben sehr gut daran gethan, daß Sie mich von diesen Vorgängen in Kenntnis setzten. Verlassen Sie sich darauf, ich werde so bestimmte Befehle geben, daß meine Leute sich in Zukunft in acht nehmen.“

Friedrich gab vielleicht seine Befehle, aber seine Leute besserten sich nicht. Voltaire ärgerte sich immer mehr und kam mit neuen Klagen vor den König.

„Es ist wirklich ein Skandal,“ versetzte diesmal Friedrich, „daß man meinen Befehlen so schlecht gehorcht. Sie wissen ja, was ich angeordnet habe. Was kann ich mehr thun? Ich kann die Kerle doch nicht wegen eines Stückchens Zucker oder wegen einer Handvoll schlechten Thees aufhängen lassen. Die Kanaillen wissen das auch ganz genau und machen sich nur über mich lustig. Aber es thut mir wirklich innig leid, mit ansehen zu müssen, wie Herr de Voltaire durch solche Erbärmlichkeiten sich von seinen erhabenen Ideen ablenken läßt. Man sollte doch

nicht die Augenblicke, die man den Musen und der Freundschaft weihen kann, auf Kleinigkeiten verwenden! Frisch auf, mein lieber Freund, Sie können wohl über diese kleinen Unannehmlichkeiten hinwegsehen; Sie machen sich darüber Sorgen, die Ihrer nicht würdig sind. Aber bitte, sprechen wir nicht mehr davon; ich werde Befehle geben, daß man in Zukunft sorgfältiger aufpaßt."

Dieser Schluß setzte Voltaire in großes Erstaunen.

„Aha!" sagte er bei sich selbst, „hier heißt es also: nimm dir selbst, was du irgend kriegen kannst! Das will ich mir merken. Am schlimmsten kommt man bei solchen Gelegenheiten jedenfalls weg, wenn man als Dummkopf dasteht."

Von dieser Zeit an ließ Voltaire paketweise die zwölf Pfund Kerzen verkaufen, die man ihm monatlich lieferte. Weil er aber doch in seinen Zimmern Licht haben mußte, so machte er folgendes Manöver: jeden Abend begab er sich ein paarmal unter irgend welchen Vorwänden aus den königlichen Gemächern in seine eigene Wohnung, dabei nahm er jedesmal, um sich zu leuchten, eine recht schöne, lange Kerze mit. Diese Kerzen brachte er nicht zurück und verbrauchte sie nachher für sich. Vielleicht dachte er bei sich im stillen: „Das ist für meinen Zucker und für meinen Kaffee." *)

---

*) Leider haben diese unfeinen Handlungen Voltaire bei den Deutschen unendlich geschadet und oft genug vergessen lassen, daß er denn doch nicht nur ein geistreicher Spötter war, sondern auch positiv auf vielen Gebieten der Litteratur und des öffentlichen Lebens Gewaltiges geleistet hat. Gewiß hatte er seine Fehler,

Nun versetze man sich in die Seelen der beiden Freunde: Verdruß, Rachsucht, ja Haß müssen an die Stelle der Freundschaft getreten sein; sie waren beide von Natur mißtrauisch, und dieses Mißtrauen mußte in ihnen immer stärker werden. Wie müssen sie sich ausspioniert haben und gegenseitig auf der Hut gewesen sein! Dabei waren sie stets zusammen, ausgenommen die Vormittage, die der König ausschließlich den Regierungsgeschäften vorbehielt. Aber täglich beim Diner und besonders beim Souper gaben sie ihren Bewunderern wahre Schauspiele des Geistes. Philosophische Bemerkungen wechselten mit Zitaten aus fremden oder eigenen Gedichten. Jede Minute förderte Sprüche

---

wie übrigens so viele bedeutende Männer — war z. B. der große Bismarck im Nehmen viel zurückhaltender als Voltaire? — aber er war doch ein großer Mann, welchen zu schmähen heutzutage nur noch die Unwissenheit, die Heuchelei und der Knechtsinn berechtigt sind. Er hat zwar, die ethische Seele des Christentums hochachtend, dessen Leib mit schonungslosem Spott in Fetzen gerissen, aber man muß anerkennen, daß seine Moral eine humane und edle war, wenn er sie, in seinem gedankenschönen Gedicht ‚Ueber das Naturgesetz‘ in die mannhaften Worte zusammenfaßte:

Sois juste, bienfaisant, contraire à tout extrême,
Indulgent pour ton frère, rigoureux pour toi-même,
D'où tu viens, où tu vas, renonce à le savoir
Et marche vers ta fin sans crainte et sans espoir.

„Sei rechtschaffen, hilfreich und wohlthätig, allem Maßlosen feind, nachsichtig gegen deine Mitmenschen, streng gegen dich selbst. Wo du herkommst, wo du hingehst, verzichte darauf, es zu wissen, und erwarte den Tod ohne Furcht und ohne Hoffnung.“

Wenn Friedrich seinem Freunde nachsagte: Voltaire ist seinem Geiste nach ein Gott, seiner Gesinnung nach ein Schuft, so ist das entschieden übertrieben. Voltaire hat oft genug das Gegenteil durch die That *bewiesen*.

tiefer Weisheit oder beißende Witze zu Tage; die Unterhaltung sprühte von Geist und bot den anderen Gästen in unerschöpflichem Wechsel immer neue Reize.

Voltaires Vormittage waren oft durch eine andere Beschäftigung in Anspruch genommen: die Brüder und Schwestern des Königs lernten seine schönen Tragödien auswendig, und er übte sie mit ihnen ein. Schon bei seiner zweiten Reise hatte man mehrere derartige Aufführungen veranstaltet; die hohen Schauspieler und Schauspielerinnen gaben nach und nach, ohne andere Zuschauer als den Kreis der Vertrauten, die Tragödien Oedipus, Mariamne, Zaïre, Herzog von Foix, Adelaide du Guesclin, Alzire, Mérope, Semiramis, Orest und besonders Cäsars Tod, Brutus, Mahomet und Catilina. Es soll nichts Lebhafteres sich denken lassen, als Voltaire bei diesen Theaterproben: als Leiter des Ganzen und als Lehrer der Deklamation war er fortwährend in Bewegung und außer Atem; er spielte alle Rollen gleichzeitig, hatte fortwährend etwas zu schreien, und zankte manchmal die ganze prinzliche Truppe aus. Aber man ärgerte sich nicht darüber, denn sein Zorn war zu komisch anzusehen. Bei einer solchen Gelegenheit hatte er dem Dichter Baculard d'Arnaud, mit dem er sich schlecht stand, die Rolle eines Gefängniswärters gegeben, der im ganzen Stück nur vier oder fünf Verse zu sagen hatte. D'Arnaud war natürlich wenig entzückt über eine so unbedeutende Rolle, und leierte seine Verse kalt und gleichgültig herunter. Darüber geriet aber Voltaire in höchste Entrüstung und machte seinem Genossen in Apoll die bittersten Vorwürfe.

„Für so eine Rolle können Sie nicht mehr Eifer verlangen," versetzte d'Arnaud; „zwei so unbedeutende Verse mit vollem Pathos zu deklamieren, würde geradezu lächerlich wirken!"

„Und diese Rolle," rief Voltaire, „ist sogar noch zu schwer für Ihre Talente! Sie können nicht einmal diese zwei Verse aufsagen, wie es sich gehört."

Hierauf wies Voltaire ihm nach, daß um diese zwei Verse die ganze Intrigue des Stückes sich drehte, kurz, daß d'Arnaud eigentlich die wichtigste von allen Rollen hätte. So ein kleiner Streit und hundert ähnliche amüsierten die anderen Mitwirkenden ganz außerordentlich; sie behielten diese Vormittage noch viele Jahre in angenehmster Erinnerung.

Zugleich wurde natürlich auch im Versemachen sehr Erhebliches geleistet: Voltaire, der König und Baculard strengten ihre Dichtergaben ganz gehörig an. Natürlich ließ es sich nicht vermeiden, daß in diesen Gedichten und in den Theaterstücken auch viel von Liebe gesprochen wurde. Als Voltaire 1743 seine zweite Reise nach Sanssouci machte, hatte Prinzessin Ulrike — nach anderen soll es die Prinzessin Amalie gewesen sein — eines Tages von ihm eine poetische Liebeserklärung verlangt, worin aber das Wort ‚Liebe' nicht vorkommen dürfte, und der galante Dichter sagte ihr auf der Stelle, wie von einem höheren Geist erleuchtet, die bekannten Verse:

Souvent un peu de vérité
Se mêle au plus grossier mensonge:
Cette nuit, dans l'erreur d'un songe,
  Au rang des Rois j'étais monté.
Je vous aimais, princesse, et j'osais vous le dire;

Les dieux, à mon réveil, ne m'ont pas tout ôté:
Je n'ai perdu que mon empire.*)

Aber mit diesen hübschen Versen hatte Voltaire in mehrfacher Beziehung Unglück. Zunächst fand Friedrich es sehr unpassend, daß man, gleichviel unter welcher Form, einer seiner Schwestern eine Liebeserklärung zu machen wagte; er glaubte dies auch Voltaire nicht erlauben zu dürfen. Er antwortete also auf das Madrigal durch ein Epigramm, das mehr Bosheit als Poesie enthält, und worin er in sehr schlechten Versen sagte, man könnte wohl begreifen, daß ein Hund nach dem Mond schnappt, aber daß ein französischer Hanswurst einer großen Dame von Liebe zu sprechen wagte, wäre eine Anmaßung, die alle Begriffe überstiege. Zweitens entdeckte man, daß die der Prinzessin gewidmeten Verse die Nachahmung eines italienischen Madrigals seien; das Original wurde natürlich sofort mit boshafter Freude in allen Gesellschaften zitiert. Aber damit war des Dichters Mißgeschick noch nicht zu Ende.

Der älteste Sohn des Akademikers de Francheville, den Voltaire oft als Privatsekretär benutzte, hatte gesehen, wie letzterer einige Zeilen auf ein Blatt Papier schrieb, dieses wiederholt überlas und endlich, als er sich zu Hofe begab, es in viele kleine Fetzen zerriß und diese beim Fortgehen umherstreute. Der junge Kopist war neugierig, er witterte

*) „Oft mischt ein Körnchen Wahrheit sich in die handgreiflichste Lüge: Heute nacht hatte ein trügerischer Traum zum Rang der Könige mich emporgehoben. Ich liebte Sie, Prinzessin, und gestand kühn es Ihnen ein. Ich erwachte und fand, daß nicht alles die Götter mir von meinem Traum genommen haben: nur mein Königreich habe ich verloren!"

die Gelegenheit zu einem Eulenspiegelstreich, suchte sorgfältig alle Papierstückchen zusammen und klebte sie mit vielem Fleiß auf ein Blatt. Es war die ‚improvisierte' Huldigung an die Prinzessin, die also von Voltaire vorher in aller Muse überdacht worden war.

Viele Mühe machten Voltaire die Verbesserungen an des Königs Gedichten; bekanntlich war die Arbeit ihm höchst zuwider, und leider hat er es nicht einmal sehr gewissenhaft damit genommen, denn es sind in den Werken des Philosophen von Sanssouci nur allzuviele unkorrigierte Verse.

Ich komme nun zu dem großen Streit Voltaires mit Maupertuis, wodurch seinem Berliner Aufenthalt ein Ende gemacht wurde. Die beiden Geistesgrößen hatten schon seit langer Zeit fortwährend Händel miteinander gehabt; der Vorfall, der den aufgehäuften Groll plötzlich in helle Flammen ausbrechen ließ, war an sich lächerlich genug. Sie fuhren zusammen etwa um halb zwei Uhr in der Nacht in einer königlichen Kutsche von Sanssouci nach Potsdam zurück; plötzlich ruft Maupertuis jubilierend aus:

„Das muß man sagen: der heutige Abend war wirklich reizend!"

„Ich habe niemals einen so stumpfsinnigen verlebt," versetzt Voltaire.

Beide hatten ihre Gründe so zu sprechen. Voltaire war für gewöhnlich sehr glücklich aufgelegt, und dann überstrahlte er mit seinem Geiste alle anderen Anwesenden; höchstens der König konnte ihm einigermaßen die Wage

halten; aber der große Dichter hatte auch seine schlechten Tage, und dann war er kalt, schweigsam, beinahe unbedeutend. Maupertuis dagegen hatte im allgemeinen zwar bedeutend weniger Geist als Voltaire, aber er hatte jeden Tag gleichviel, und er konnte sogar gefallen, wenn Voltaire sein Licht nicht leuchten ließ. Bei dem betreffenden Souper nun hatte Voltaire seine Uebelstimmung gehabt, Maupertuis aber war glänzend gewesen; deshalb wurde seine Bemerkung von ersterem als ein beleidigender Sarkasmus aufgefaßt.

Soviel ist sicher, daß sie seit diesem Abend sich schonungslos bekämpft haben und einander niemals wieder näher getreten sind. Der König, der sich selbst so häufig eine kleine Bosheit erlaubte, hatte wohl sein Vergnügen an den Witzen, die Voltaire über Maupertuis losließ, aber er wollte es nicht zu einem Aufsehen machenden und Aergernis erregenden offenen Bruch kommen lassen und versuchte mehreremale, die beiden Männer wieder auszusöhnen. Indessen brachte er stets nur einen Scheinfrieden zustande oder vielmehr ein verbissenes Schweigen.

In dieser Verfassung befanden sich die Gemüter, als Friedrich erfuhr, daß Voltaire unter dem Titel ‚Der Doktor Akakia‘ eine blutige Satire gegen Maupertuis geschrieben hatte und zum Druck befördern wollte. Ein in sehr schmeichelhaften Ausdrücken gehaltenes Billet lud den Dichter ein, ins Schloß zu kommen und dort sagte der König ihm in freundschaftlichstem Tone:

„Man erzählt sich, Sie haben ein ebenso geistreiches wie boshaftes Buch gegen Herrn de Maupertuis geschrieben. Ich möchte ganz offen, und als Freund zum

Freunde, mit Ihnen hierüber sprechen. Ich habe nicht die Absicht zu behaupten, daß Maupertuis nicht unrecht gegen Sie hat, noch weniger, daß Sie unrecht gegen ihn haben. Im Gegenteil, ich gebe zu, daß Sie Anlaß haben, sich über ihn zu beklagen, mit einem Wort, ich fühle und gestehe, daß Sie im Recht sind. Ich würde also Ihrer Feder Maupertuis ohne weiteres überantworten, wenn nur er allein dabei in Frage käme. Aber ich bitte Sie folgendes zu bedenken: Ich habe diesen Herrn in meinen Dienst berufen und an die Spitze meiner Akademie gestellt, ich habe ihm das Gehalt eines Staatsministers bewilligt und ihn in meinen vertrauten Umgang gezogen. Ich habe ihm erlaubt, eine Hofdame der Königin zu heiraten, die einem der ältesten und angesehensten Geschlechter meines Adels angehört. Diese Thatsachen sind in ganz Europa so bekannt, daß ich nicht in seine Abschlachtung einwilligen kann, ohne mich selbst bloßzustellen. Wenn ich so etwas duldete, so wäre es ein wahrer Skandal; man würde mich öffentlich tadeln, der ganze Adel meines Landes würde den Schimpf mitempfinden.

„Ich bitte Sie, erwägen Sie alle diese Umstände und bringen Sie unserer Freundschaft und der Vernunft ein Opfer! Ich weiß, welche Ueberwindung es einen Autor kostet, eines seiner Werke zu vernichten, besonders wenn es ein Werk von glücklicher Erfindung und von geistreicher Ausführung ist. Aber Sie können eher ein solches Opfer bringen als jeder andere. Was für andere ein unersetzlicher Verlust wäre, ist nichts für Herrn de Voltaire, das fruchtbarste und herrlichste Genie der ganzen Welt! Sie

sind ja so ideenreich und so talentvoll! Ihr Ruhm ist ja durch andere Geisteswerke so fest begründet! Und Sie werden noch so viele gleich wertvolle in Zukunft schaffen, Sie brauchen ja nur zu wollen!

„Seien Sie überzeugt, daß ich in der Preisgebung Ihres allegorischen Romans das wertvollste Freundschaftsopfer sehen werde. Ich gestehe es Ihnen unverhohlen: Sie erweisen mir damit einen außerordentlichen Dienst, Sie befreien mein Hirn und Herz von einer unangenehm drückenden Last. Und zählen Sie darauf, daß ich Ihnen diese Freundlichkeit niemals vergessen werde; ich versichere Ihnen hiermit feierlich, daß dafür auch Sie von meiner Freundschaft alles erwarten dürfen."

„Sehr wohl," erwiderte Voltaire; „ich werde das Manuskript meines ‚Doktor Akakia' holen und es Eurer Majestät übergeben. Ich war Ihnen stets zu treu ergeben, Sire, um Ihnen nicht, im Austausch gegen soviel Güte, meine kleine Rache zu opfern, die mir gerecht und maßvoll und deshalb erlaubt erschien. Ich würde Ihnen sicherlich, wenn es nötig wäre, mit Vergnügen noch weit größere Opfer bringen."

„So gehen Sie denn; ich erwarte Sie hier, denn so edle Vorsätze dürfen nicht aufgeschoben werden."

Voltaire ging und kam sofort mit seiner Schrift in der Hand zurück.

„Hier, Sire," rief er lachend, „ist der Unschuldige, der für das Volk sterben soll. Ich liefere ihn Ihnen aus; fällen Sie über ihn das Todesurteil."

„O, lieber Freund! was für ein grausames Amt. Ein

Todesurteil verhängen müssen, wo man von Rechts wegen einen Ruhmeskranz zuerkennen sollte! Nun, vollziehen wir wenigstens das Unvermeidliche mit Würde! Lesen Sie Ihre Geschichte mir vor. Auf diese Weise werde ich wenigstens soviel wie möglich davon retten; in meinem Gedächtnis wird sie wie ein kostbares Kleinod in treuer Hut bewahrt werden. Lesen Sie! meine gebührende Bewunderung wird die Flamme überdauern, die all diese Blätter verzehren wird. O Vulkan! niemals wurde dir ein größeres und denkwürdigeres Opfer dargebracht."

Voltaire las seine ganze Geschichte vor; jeden Augenblick unterbrach der König ihn mit seinem Beifall, jeden Augenblick lachte er laut auf über die ebenso lustigen wie treffenden Witzworte; und jedesmal wenn ein Bogen zu Ende gelesen war und ins Feuer geworfen werden sollte, sprach er von neuem sein Bedauern aus.

„Aber vorwärts, lieber Freund! Mut! Es muß ja sein. O Vulkan, grausamer und gefräßiger Gott, nimm deine Beute hin!"

Und während der Bogen in Flammen loderte, bewegten der König und Voltaire in feierlichen, antiken Tanzschritten sich vor dem Kamin!

So wurde der ‚Doktor Akakia' bis zum letzten Bogen gelesen und verbrannt; wohl niemals haben die beiden großen Männer sich in einer so ausgelassenen Heiterkeit gehen lassen.

Wenn zwischen ihnen noch das frühere herzliche Verhältnis bestanden hätte, so würde Friedrich gewiß alles aufgeboten haben, um Voltaire für ein solches Opfer zu ent-

schädigen, und dieser hätte sein gegebenes Versprechen treu gehalten. Aber sie führten wohl noch die alte Sprache untereinander, die Gefühle jedoch, die diese Sprache ausdrückte, waren in beiden längst erloschen. Friedrich befürchtete, daß hinter dem so leicht ihm überlassenen Siege sich eine Hinterlist verbürge; Voltaire konnte nicht mehr an eine Freundschaft glauben, die als Vorwand gebraucht war, ein derartiges Opfer ihm abzuverlangen. Der König war in Voltaires Augen bei dieser Gelegenheit, wie so oft schon früher, nur ein sehr geschickter Schauspieler gewesen. Dazu kam, daß Maupertuis' Stolz, infolge der hohen Protektion, durch die er sich gedeckt sah, zu unerträglichem Umfang angeschwollen war; er trat immer anmaßender auf. Voltaire hielt sich für gefoppt, und dieser Gedanke war für einen Mann von seiner Gemütsanlage entsetzlich: er war im tiefsten Herzen empört, vergaß bald alle Versprechungen, die der König ihm entlockt hatte, und nahm seine früheren Rachepläne gegen Maupertuis wieder auf.

Er besaß vom ‚Doktor Akakia' noch eine Kopie, die er schleunigst zum Druck gab. Friedrich, der ihn scharf bewachen ließ, entdeckte bald, was vorging, wartete aber ruhig, bis die ganze Auflage fertig gedruckt war und ließ dann den Vorrat mit einemmale beschlagnahmen. Voltaire war aber auf etwas derartiges gefaßt gewesen und hatte sich von jedem fertigen Bogen vier Exemplare geben lassen, die er stets sofort nach Empfang mit der Post nach Holland schickte.

Friedrich war im höchsten Zorn, daß Voltaire ihm sein Wort gebrochen und sich erfrecht hatte, ihm geradezu auf



Friedrich der Große.

Büste von J. Eckstein 1786. Zeichnung von Prof. Halm.

der Nase zu spielen. Er ließ an einem Sonntagnachmittag um drei oder vier Uhr auf dem größten Platze Berlins, dem Gendarmenmarkt, die konfiszierte Auflage durch Henkershand verbrennen. Voltaire wohnte der Exekution persönlich bei und zwar im Hause seines Freundes de Francheville, der dicht an diesem Platz wohnte. Er trat ans Fenster und rief aus Leibeskräften:

„O, sehen Sie doch! da geht Maupertuis' ganzer Geist in Rauch auf. O was für ein dicker, schwarzer Rauch! Wie schade um das schöne Holz. Und sehen Sie, da fahren vier kleine Deserteure im Postwagen über die holländische Grenze!"

Es läßt sich nicht leugnen, bei dieser häßlichen Geschichte hatte Voltaire die Lacher auf seiner Seite. Friedrich hatte bis dahin noch niemals ein Buch von Henkershand verbrennen lassen, und er erlebte keine Freude an seinem übereilten Vorgehen. Er hatte damit nichts erreicht, als daß sich zwischen ihm und Voltaire eine hohe, dicke Scheidewand erhob, die sich schwerlich wieder niederlegen ließ. Von diesem Augenblick an konnte man die beiden Männer als erklärte und unversöhnliche Feinde ansehen.

Schon vorher hatten sie manchmal Streit gehabt; selbst bei diesen weniger wichtigen Anlässen hatte Voltaire zuweilen kaum an sich halten können. La Mettrie hatte ihm einen Ausspruch des Königs hinterbracht:

„Ich habe Voltaire jetzt noch nötig," hatte Friedrich gesagt; „aber später, wenn die Orange ausgesaugt ist, kann ich die Schale wegwerfen."

Man kann sich denken, wie so etwas wirken mußte. Eines Tages zeigte Voltaire einem Bekannten Verse des Königs und sagte dabei:

„Dieser Mensch ist Cäsar und Abbé Cotin*) in einer Person."

Ein anderesmal sagte er zu Besuchern, die im Gespräch den König erwähnten:

„Der König?? Sagen Sie: der Wachtmeister."

Noch ein anderesmal wurde ihm ein Brief überbracht, der als Adresse neben seinem Namen die Worte: ‚im Schloß' trug. Wütend nahm er eine Feder, strich diese Worte aus und schrieb dafür hin: ‚im Wachtlokal'.

Mehreren Personen gegenüber hatte er sich bitter darüber beklagt, wie ekelhaft es ihm wäre, die Gedichte Seiner Majestät korrigieren zu müssen. Er hatte sich sogar den unverschämten Ausdruck erlaubt, „er habe nichts anderes mehr zu thun, als des Königs schmutzige Wäsche zu waschen."

Alle diese Bemerkungen mußten natürlich Friedrich tief verletzen, wenngleich dieser sich ebenfalls Vorwürfe zu machen hatte. Es sprachen aber sehr triftige Gründe dafür, daß beide ihren Zorn verhielten. Sie konnten es nicht zu einem offenen Bruch kommen lassen. Was hätte das für Folgen gehabt! Was wäre aus all den schönen Ideen geworden, von deren Verwirklichung sie beide sich so viel versprochen hatten! Was hätte es für einen Skandal an

*) Abbé Cotin war der fade Schwätzer und Schöngeist, den Molière in den „Femmes savantes' in der Person des Trissotin unsterblich lächerlich gemacht hat.

allen europäischen Höfen gegeben! Dieser letzte Auftritt hatte nun freilich das Maß vollgemacht; zurückweichen konnte keiner von beiden jetzt noch. Es handelte sich nur darum, wer von ihnen ohne Nachteil aus dem Zerwürfnis hervorginge. Friedrich wollte seine königliche Würde dabei wahren, Voltaire wollte sich als unabhängigen Mann voll Stolz und Festigkeit zeigen.

Voltaire erschien daher bei Hofe nur noch auf besondere Einladung; er ließ offen durchblicken, daß er erbittert und zornig war. Man sah sich also nur noch sehr selten und schließlich gar nicht mehr; aber man schrieb sich Briefchen, in denen man sich die Wahrheit und manchmal sogar Grobheiten sagte.

Während dieser Streit im heftigsten Gange war, schickte Friedrich durch seinen ersten Leibpagen Herrn Voltaire, der unter ihm, d. h. zu ebener Erde, wohnte, einen Brief voll bitterer Bemerkungen, der mit dem Satze schloß:

„Ihr Herz ist noch hundertmal schändlicher als Ihr Geist schön ist."

Man kann sich kaum ausmalen, in welche Wut dieser Brief Voltaire versetzte. Herr Moulines hat mir den Auftritt geschildert, bei welchem er selbst Augenzeuge gewesen sein will. Er war noch zwölf Jahre später, als er mir die Geschichte erzählte, ganz entsetzt über die Schimpfwörter, mit denen Voltaire den König belegte und über die Vorwürfe, die er gegen diesen erhob. Dabei schrie er aus vollem Halse seine Redensarten heraus, rannte mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und fuchtelte in höchster Erregung mit den Armen durch die Luft.

Der arme Page, der auf eine Antwort warten sollte, hörte ganz bleich und zitternd das Toben an und wiederholte unaufhörlich nur immer die Worte:

„Monsieur! Monsieur!“

Endlich tritt der Page, ein Bürschchen von ungefähr fünfzehn oder sechzehn Jahren, ganz außer sich an Voltaire heran und sagt in verzweifeltem Ton:

„Herr de Voltaire, besinnen Sie sich doch! bedenken Sie, Er ist König; Sie sind in seinem Hause und ich, der Ihre Rede mit anhört, stehe in seinem Dienste.“

Diese Worte brachten Voltaire wieder zu sich, mit einem Schlage wird er ruhig, nimmt den Pagen beim Arm und ruft ihm zu:

„Nun denn, junger Herr, ich nehme Sie zum Richter zwischen ihm und mir. Sagen Sie mir, was für ein Unrecht ich gegen ihn begangen habe? Ich habe mir nur ein einziges vorzuwerfen, aber dieses ist allerdings nicht wieder gut zu machen — ein einziges, nämlich, daß ich ihn gelehrt habe, bessere Verse zu machen, als ich selbst. Gehen Sie und bringen Sie ihm diese Antwort!“

Der Page begab sich zum König zurück, der kaum weniger aufgeregt war als Voltaire, und, ungeduldig auf seine Rückkunft wartend, in seinem Arbeitszimmer auf und ab ging.

„Hat Er meinen Brief bestellt?“ rief er dem Pagen entgegen, sobald er ihn sah.

„Ja, Sire.“

„Hat Er ihn an Herrn de Voltaire selbst übergeben? Hat dieser ihn gelesen? Und was hat er gesagt?“

Der Page schweigt auf die letzte Frage verlegen und

will nicht mit der Sprache heraus. Der König wird ungeduldig und der Jüngling muß endlich erzählen. Mit Zittern und Zagen und mit niedergeschlagenen Augen beschreibt er den ganzen Vorgang. Der König geht mit starken Schritten auf und ab; plötzlich bleibt er stehen und sieht den Pagen durchbohrend an; eine dunkle Röte überzieht sein Gesicht, seine Augen sprühen furchtbare Blitze, jeden Augenblick muß sein Zorn losbrechen. Da kommt der Page zu Voltaires letzten Worten; plötzlich wird der Monarch ganz ruhig, zuckt lächelnd die Achseln und sagt:

„Der Mensch ist verrückt."

So war also das unverdiente Kompliment, womit Voltaire seine Beleidigungen geschickter Weise abschloß, ein heilsamer Balsam, der alle Wunden schloß.

Voltaire dachte nunmehr Tag und Nacht nur noch daran, wie er sich auf anständige Weise vom König losmachen könnte. Endlich beschloß er, da ihm nichts Besseres einfiel, seinen Gesundheitszustand und dringende Geschäfte vorzuschieben.

Auf diese Scheingründe gestützt, reichte er sein Abschiedsgesuch ein, indem er zugleich dem König sein Kammerherrenpatent nebst dem goldenen Schlüssel zurückgab. Er fügte auch das Kreuz des Verdienstordens bei, das er mit einem sehr geschickten Vierzeiler begleitete:

Je la reçus avec tendresse
Et je la rends avec douleur,
Comme un amant dans sa fureur
Rend le portrait de sa maîtresse. *)

*) „Voll Rührung empfing ich's einst, voll Schmerz geb ich's jetzt zurück, wie ein Liebhaber in der Erregung seiner Geliebten ihr Bildnis zurücksendet."

Der König sandte ihm ‚alle diese Bagatellen‘ oder, wie Voltaire sie bezeichnete, ‚alle diese Zeichen der Knechtschaft‘ zurück und fügte ‚zur Wiederherstellung der Gesundheit‘ eine gute Dosis Chinarinde bei. Diese Neckerei konnte auf Voltaires verwundete Eigenliebe nicht gerade lindernd wirken; sofort machte er einen neuen Versuch, seine Freiheit wieder zu erlangen. Er schrieb, sein Gesundheitszustand erfordere dringend eine Badekur in Plombières; man antwortete ihm, in Schlesien wären ebenso gute Bäder. Nun bittet er den König um eine persönliche Unterredung. Sie wird gewährt, alles scheint wieder ausgeglichen und das alte Verhältnis wiederhergestellt. Sie plaudern, sie lachen. Maupertuis selbst wird Voltaires Rache preisgegeben. Als er von Potsdam wieder abreist, hat er die Erlaubnis, die Bäder in Plombières zu gebrauchen, indessen unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er nach Beendigung der Kur sofort nach Berlin zurückkommt.

Voltaire packte nun schleunigst seine Koffer und sandte einen Teil seiner Sachen nach Frankreich voraus. Reisefertig begab er sich nach Potsdam, um von Seiner Majestät Abschied zu nehmen.

Der König war auf der Parade; man meldete ihm: „Sire, Herr de Volaire ist da, um die Befehle Eurer Majestät entgegen zu nehmen.“

Der König drehte sich um und sagte:

„Nun, Herr de Voltaire, Sie wollen also durchaus reisen?“

„Sire, unaufschiebbare Geschäfte und vor allem mein leidender Zustand zwingen mich dazu.“

„Mein Herr, ich wünsche Ihnen gute Reise.“

Das war die ganze Unterredung. Voltaire zog sich zurück, der König ging ins Schloß.

Man erkennt leicht aus der Art dieses Abschiedes, daß beide nicht auf ein Wiedersehen rechneten. Ihre letzte so schöne und heitere Unterredung war also von beiden Seiten nur eine ausgezeichnet gespielte Komödie gewesen.

Voltaire hielt sich zunächst einige Tage in Leipzig auf, wo er von Maupertuis eine höchst lächerliche Herausforderung zum Zweikampf erhielt, die er mit einem Witz abfertigte. Von dort begab er sich nach Gotha, wo die Herzogin ihn so lange wie möglich festzuhalten suchte; bald jedoch setzte er seine Reise fort und kam nach Kassel. Baron von Pöllnitz, der von den letzten Vorgängen am preußischen Hofe noch nichts wußte, befand sich auf der Rückkehr von einer Badereise. Er war sehr erstaunt, als er in einem Kasseler Gasthof absteigend, erfuhr, Voltaire wohne in demselben Hause; natürlich bat er ihn sofort, ihn besuchen zu dürfen, und begab sich nach Empfang der zustimmenden Antwort unverzüglich zu ihm.

„Niemals,“ sagte mir der Baron, als er mir von dieser Zusammenkunft erzählte, „niemals habe ich einen Menschen in grimmigerem Zorn gesehen.“ ‚Ihr König hat mich unwürdig behandelt!‘ rief Voltaire fortwährend. ‚Aber sagen Sie ihm nur, ich werde mich dafür zu rächen wissen. Ja, ich werde mich rächen! Ich werde sein schnödes Benehmen der Nachwelt überliefern. Es wird ihm noch lange leid thun, daß er mich so behandelt hat. Ich werde mich zu rächen wissen! Sagen Sie ihm das nur, bitte!‘“

Von Kassel begab er sich nach Frankfurt, wo neue Abenteuer seiner harrten.

Seit seinem Eintreffen an Friedrichs Hof hatte Voltaire beständig in einem großen Quartband eine vollständige Abschrift von des Königs Gedichten in seiner Verwahrung gehabt; er sollte die Verse in aller Muse durchsehen und dem Verfasser die Aenderungen vorschlagen, die er für notwendig hielt. Man kann sich leicht vorstellen, daß ein solcher Band, den man seit drei Jahren in Händen hat, unter andere Bücher gerät, besonders wenn das Kofferpacken in höchster Eile von Bedienten besorgt wird. Auch wäre es erklärlich, wenn Voltaire in seiner großen Aufregung diesem Bande wenig Gewicht beigelegt oder ihn gar ganz vergessen hätte. Die Bosheit hat ihm allerdings andere Absichten untergeschoben: man glaubte, er habe das ihm anvertraute Gut für seine Zwecke verwerten wollen. Man sagte, es wäre schon sehr unzart gewesen, daß er den Band nicht sofort in dem Augenblick, als der Streit ernsthafte Formen annahm, dem Verfasser wieder zugestellt hätte. Allerdings hätte meiner Meinung nach der König ein solches Vorgehen wohl als Beleidigung aufgefaßt — und mit Recht.

Wie dem auch sei, Friedrich, der nicht auf Voltaires Rückkehr zählte, erinnerte sich sehr wohl seines Gedichtbandes; aber er war überzeugt, daß Voltaire ihn einem Freunde zur Rückgabe überliefert hätte. Als er aber zu seinem Erstaunen am Tage nach der Abreise das Buch noch nicht wieder hatte, ließ er bei allen Personen nachfragen, mit denen Voltaire in der letzten Zeit intimer ver-

kehrt hatte. Kein Mensch hatte etwas von dem Bande gehört! Sofort geht ein Kurier ab und überbringt dem preußischen Geschäftsträger in Frankfurt am Main den Befehl, Voltaire solange festhalten zu lassen, bis er den Kammerherrenschlüssel nebst dem Patent, das Kreuz des ‚Pour le Mérite‘ und besonders den ihm anvertrauten Band wieder herausgegeben hätte. Zu diesem raschen und wohl übereilten Vorgehen soll Friedrich von Maupertuis aufgestachelt worden sein. Der Geschäftsträger, ein Major a. D., erwirkte beim Frankfurter Magistrat einen Haftbefehl. Madame Denis, die ihrem Oheim Voltaire nach Frankfurt entgegengereist war, wurde mit ihm zugleich festgehalten, unter dem Vorwand, sie könnte ihre Freiheit dazu mißbrauchen, den verhängnisvollen Band nach Frankreich zu bringen. Dieser Vorwand war eine sehr unangebrachte Beleidigung, aber alte Soldaten nehmen es damit nicht so genau.

Das königliche Manuskript befand sich unterdessen mit den anderen Büchern im Frachtwagen, der mit der üblichen Langsamkeit der Reichsstadt am Main zufuhr und erst ziemlich lange Zeit nach Voltaire dort eintraf. Daß dieser in großer Aufregung über so viel Mißgeschick war, kann man ihm wohl nicht verdenken; so mag man ihm auch zugute halten, daß er in seiner Darstellung dieses Abenteuers bedenklich übertrieben hat: Aus dem Gasthof, vor welchen man Schildwachen gesetzt hatte, machte er ein Gefängnis, aus dem Major Freitag einen Unteroffizier. Man wird sich über diese Sprünge seiner Phantasie um so weniger wundern, da er ja schon, wie wir oben sahen,

aus dem Potsdamer Schloß ein ‚Wachtlokal‘ und aus einem großen König einen ‚Wachtmeister‘ gemacht hatte. Wenn er dem Major vorwirft, er habe sehr schlecht französisch gesprochen, so brauchen die Deutschen sich nicht zu ärgern, sondern können darüber lachen, denn wir Franzosen sprechen ja meist höchst stümperhaft deutsch.

Sobald die Kisten und Koffer eingetroffen waren, gab Voltaire sofort den reklamierten Band heraus — die anderen Gegenstände hatte er schon vorher ausgeliefert — und brachte sich schleunigst mit seiner Frau Nichte über den Rhein in Sicherheit.*) Sobald er diesen Fluß zwischen seiner Person und dem bösen Friedrich hatte, setzte er sich hin und verfaßte unter dem Titel ‚Mein Testament‘ seinen Bericht, den Beaumarchais erst viele Jahre später veröffentlicht hat. Das war die Rache, von der er dem Baron Pöllnitz gegenüber so laut gesprochen hatte.

Als Beaumarchais die Manuskripte des verstorbenen Voltaire gekauft hatte, ließ er eine Abschrift von dem ‚Testament‘ machen. Er schickte diese Abschrift an den König von Preußen, mit einem Brief, worin er ausführte: diese Schrift würde vor allen anderen die Neugier des Lesepublikums erregen, aber er habe es für richtig gehalten, sie nicht zu veröffentlichen, ohne sie Seiner Maje-

*) Voltaire hatte in Frankfurt eine entsetzliche Angst ausgestanden. Er wandte sich damals an Kaunitz und den Wiener Hof mit wahrhaft lächerlichen Bitten und Anträgen, und verhieß die abenteuerlichsten Entdeckungen; diese Briefe wurden 1809 von den Franzosen aus dem Wiener Archiv ins Pariser geschafft, wo sie der Heidelberger Professor Schlosser nachweist.

stät vorzulegen, und er sei bereit, sie dem Wunsch des Königs zu opfern, in der festen Zuversicht übrigens, dieser würde in Betracht ziehen, daß aus dem Verkauf dieses ‚Testaments' zum guten Teil die Einnahmen erwartet würden, durch welche der Ankaufspreis der Manuskripte gedeckt werden müßte.

Der König schickte ihm, mit bestem Dank für das Anerbieten, sein Manuskript zurück und fügte hinzu, er wünsche nur, daß das Unternehmen allen Erwartungen entspräche. Caron de Beaumarchais ärgerte sich ohne Zweifel mächtig, daß Friedrich nicht auf den Leim gegangen war, ein Manuskript teuer zu bezahlen, das selbstverständlich später doch veröffentlicht worden wäre; er veranstaltete zunächst eine Einzelausgabe, die er in ganz Europa verbreitete. Der Buchhändler Samuel Pitra, der fünfundzwanzig Exemplare davon empfangen hatte, kam zu mir und erbat meinen Rat, ob er sie verkaufen könne oder zurückschicken solle. Ich verfaßte ihm einen Brief, den er unter Beifügung eines Exemplars an den König sandte und worin er Verhaltungsmaßregeln erbat. Der König antwortete ihm, er könne die Bücher verkaufen, vorausgesetzt, daß er sie nicht auf eine auffällige Weise ankündigte. Binnen zwei Tagen war der ganze Vorrat zu sehr hohen Preisen verkauft.

Doch kehren wir zu dem Streit unserer beiden Helden zurück!

In Potsdam hatte unterdessen Friedrich mit seiner bekannten Vorliebe für Eulenspiegeleien darüber nachgedacht, wie er Voltaire bei der Ankunft in Frankreich recht empfind-

lich ärgern könnte. Er ließ durch einen Dritten an Baculard d'Arnaud, der durch Voltaires Bemühungen bei Friedrich in Ungnade gefallen war und sich damals in Dresden aufhielt, einen Brief schreiben, worin ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit die freundschaftliche Mitteilung von Voltaires Abreise gemacht wurde; man setzte hinzu, der König würde ihm sicherlich die allergünstigste Aufnahme bereiten, wenn er wieder an seinem Hofe erschiene; wenn aber dieser Gedanke ihm (d'Arnaud) gefiele, so wäre kein Augenblick zu verlieren, er könnte gar nicht zu früh ankommen u. s. w. D'Arnaud reiste augenblicklich ab und eilte nach Potsdam; sofort wird an alle Zeitungsschreiber ein Artikel versandt, des Inhalts: an dem und dem Tage sei Herr de Voltaire abgereist, um nach Frankreich zurückzukehren, und an dem und dem Tag sei Herr Baculard d'Arnaud aus Dresden am Hof des Königs von Preußen eingetroffen. Nachdem der Zweck erreicht war — denn man wußte, daß Voltaire sich furchtbar erbosen würde — ignorierte man d'Arnauds Ankunft gänzlich; und als dieser einige Tage später sich melden ließ, erhielt er den Bescheid, der König bedürfe seiner Dienste nicht. Er reiste also wieder nach Dresden ab, ohne auch nur eine Audienz gehabt zu haben.

Ich möchte von Voltaires Berliner Aufenthalt noch einige Anekdoten mitteilen, in denen allerdings der König nicht persönlich auftritt, die aber noch viele Jahre später Stoff zum Lachen gegeben haben.

Eines Morgens betrat eine Reinmachefrau Voltaires

Schlafzimmer im Berliner Schloß; sie glaubte, er sei schon am frühen Morgen mit dem König nach Potsdam abgereist, und wollte die Bettwäsche abnehmen. Voltaire lag aber noch im Bett, vollständig in die Decken eingewühlt, so daß nichts zu sehen war. Die Reinmachefrau, die jedenfalls sehr kräftig gewesen sein muß, nimmt mit einem Griff Deckbett, Voltaire und Matratze und wirft das ganze Paket auf den Fußboden. Die beiden Beteiligten an dieser komischen Szene machten sehr erstaunte Gesichter; glücklicherweise ging es mit der Ueberraschung ab.

Eines Tages erhielt Voltaire, der mit dem König von Potsdam nach Berlin gekommen war, eine Einladung zum Souper bei der Königin-Mutter. Es war gerade Hoftrauer angesagt, und Voltaire hatte keinen schwarzen Rock in Berlin. Dies war ihm um so unangenehmer, als die alte Königin sehr streng auf Etikette hielt. In dieser Verlegenheit sagte ihm sein Bedienter, er sei mit einem ehrenvollen Kaufmann, Namens Fromery, bekannt, der wie jeder gute reformierte Christ einen schwarzen Anzug besitze, um alle Vierteljahr zur Kommunion zu gehen. Herr Fromery würde sich jedenfalls ein Vergnügen daraus machen, seinen Anzug einem Manne wie Herrn de Voltaire zu leihen. Der Bediente ging also zu dem Kaufmann und erhielt den Rock, aber er hatte sich in einem Punkte geirrt gehabt: die beiden Männer waren zwar von einer Größe, aber nicht von einer Dicke, und der geborgte Rock schlotterte dermaßen um Voltaires dürren Leib, daß er wie die lächerlichste Vogelscheuche aussah. Doch der erfindungsreiche Bediente wußte wieder Rat. Er brachte den Rock

zu einem Schneider, der die Nähte einlegen sollte. Der Schneider versprach es, machte sich aber nicht so viele Mühe, sondern schnitt einfach den überflüssigen Stoff fort, ohne ein Wort davon zu sagen. Der Rock paßte nun vorzüglich, Voltaire trug ihn bei der Abendgesellschaft und ließ ihn am anderen Morgen mit vielem Dank Herrn Fromery wieder zurückbringen.

Einige Zeit darauf wollte der Kaufmann in die Kirche gehen, und dabei kam es heraus, was mit seinem Rock passiert war. Er lachte selber herzlich darüber und hat sich niemals beklagt; im Gegenteil, er bewahrte noch zwanzig Jahre später den Rock als eine Merkwürdigkeit auf. Man hat durch dieses Geschichtchen Voltaires Charakter in ein schlechtes Licht stellen wollen, aber mit Unrecht; denn sein Bedienter hatte ihm von dem Versehen des Schneiders nichts gesagt, und Voltaire hat von dem kleinen Schaden, den Herr Fromery durch ihn erlitten hatte, niemals etwas gewußt.

Etwas ernsthafter ließ sich sein Prozeß mit einem Juden an, obwohl der Ausgang sehr amüsant war. Voltaire hatte einige Zahlungen nach Paris zu machen, besaß aber in jenem Augenblick gerade kein bares Geld. Ein Jude gab ihm Wechsel und erhielt dafür einen sehr schönen Diamanten als Unterpfand. Die Wechsel wurden nicht eingelöst und kamen mit Protest zurück, der Jude mußte sie also wieder nehmen und den Diamanten herausgeben. Aber Voltaire bemerkte, daß der Edelstein, den er zurückbekam, falsch war, und behauptete, der Jude habe ihn betrogen. Dieser konnte zu seiner Verteidigung natürlich

nur behaupten, er habe denselben Stein zurückgegeben, den er empfangen. Beweismittel waren nicht vorhanden; es handelte sich also darum, zu entscheiden, welche von den beiden Parteien zum Schwur zugelassen werden sollte. Der Justizkanzler versuchte zunächst einen gütlichen Vergleich herbeizuführen, aber vergeblich. Man fragte also Voltaire, ob er schwören wolle. Er antwortete, das käme darauf an, auf welches Buch er den Eid leisten sollte. Als man eine Bibel herbeibrachte, rief er:

„Was? auf ein Buch, das in so schlechtem Latein geschrieben ist? Wenn es noch auf Homer oder Virgil wäre, dann wollte ich nichts sagen!“

Als man ihm bemerkte, wenn er selbst den Eid verweigerte, müsse man diesen dem Juden zuschieben, antwortete er:

„Wie? ich soll mit dem Schwur eines Menschen aus jenem elenden Volke, das unseren Herrgott gekreuzigt hat, mich zufrieden geben?“

Natürlich sprach Voltaire so, weil es ihm ein geheimes Vergnügen bereitete, seine Richter in Verlegenheit setzen zu können, ohne sich dabei an seinen eigenen Rechten das geringste zu vergeben. Am Ende ließ der Jude sich auf Vergleichsbedingungen ein, aus denen für jeden unparteiischen Menschen klar hervorging, daß er im Unrecht war, und daß der falsche Stein von ihm herrührte.

Friedrich und Voltaire schienen für Lebenszeit entzweit zu sein. Trotzdem hatte und behielt jeder von ihnen von dem Genie des anderen die höchste Meinung; im Grunde

ihres Herzens bewahrten sie für einander ein Gefühl der Achtung oder, besser gesagt, der Bewunderung. Hierdurch vor allem wurde, als die Zeit ihren bitteren Groll besänftigt hatte, eine Wiederannäherung oder wenigstens eine äußerliche Versöhnung sehr erleichtert.

Allmählich kam alles wieder ins Geleise; Friedrich verzieh, daß während des siebenjährigen Krieges Voltaire sich sogar als Unterhändler gegen ihn hatte gebrauchen lassen, gegen den ‚Marquis de Brandebourg', wie er ihn in seinem Zorn zu nennen pflegte, und wieder gingen die Briefe der beiden Genies zwischen Sanssouci und Ferney hin und her, wie einst zwischen Rheinsberg und Cirey.*)

Sie hatten auch ihre früheren gegenseitigen Schmeicheleien noch nicht vergessen und verstanden sich noch ebensogut wie einst darauf, einander Weihrauch zu streuen.

Friedrich ließ in der Berliner Porzellanfabrik, deren Fabrikate sich zu hoher Vollkommenheit erhoben hatten, eine Büste Voltaires anfertigen, die er als Neujahrsgeschenk nach Ferney sandte. Auf dem Sockel befand sich mit Goldbuchstaben die Inschrift angebracht: Vir immortalis.**) Voltaire war entzückt über das Geschenk und stellte es in seinem Arbeitszimmer auf. Einem seiner Besucher, der

---

*) Voltaire hatte dem König geschrieben: „Sie vergaßen, daß ich ein Mensch war." Das versöhnte Friedrich. Er antwortete: „Hätten Sie mir das, womit Sie Ihren Brief schließen, vor zehn Jahren gesagt, so wären Sie noch hier." Nun erhielt sich der Briefwechsel vom Hubertusburger Frieden 1763 ununterbrochen bis zu Voltaires Tode, 1778.

**) ‚Ein Unsterblicher'.

kurzsichtig war und die Lorgnette an die Augen führte, um das Kunstwerk besser betrachten zu können, sagte er:

„Sie sehen da die wundervolle Kopie eines häßlichen Originals.“

Und als der Reisende sich niederbeugte, um die Inschrift zu lesen, bemerkte Voltaire:

„Ach, das ist die Unterschrift des Herrn, der mir die Büste gesandt hat.“

Ein anderesmal sandte Friedrich als Geschenk aus derselben Fabrik ein vollständiges Service, dessen sämtliche Stücke mit Leyern und anderen Sinnbildern der Wissenschaften und Künste geschmückt waren. Voltaire sagte, diese Symbole wären das Wappen und Siegel des Gebers.

Trotz dieser Artigkeiten fand sich aber in dem neuen Briefwechsel nicht mehr die alte warme und aufrichtige Sprache der Freundschaft. Voltaire hatte auch noch oft seine Tage, an denen der alte Groll gegen den König wieder in ihm aufstieg, und Friedrich hörte es zuweilen gar nicht ungern, wenn man Voltaire ein wenig herabsetzte; freilich durfte man darin nicht zu weit gehen. Ich habe seinerzeit mehrere Briefe Voltaires gesehen, denen man deutlich anmerkte, wie sehr ihm daran lag, durch artige Phrasen dem König zu gefallen; ich habe einige Antworten des Monarchen zu kopieren gehabt, welche sehr gnädige Versicherungen des Wohlwollens und der Hochachtung enthielten. Aber in den Briefen wie in den Antworten fehlte der Freimut und die Begeisterung der früheren Zeiten.

Einige Zeit nach Voltaires Tode schrieb d'Alembert dem König, der Bildhauer Houdon habe für die französische Akademie eine Büste des großen Mannes vollendet, die an Aehnlichkeit und an Vollendung der Ausführung ein Meisterwerk genannt werden müsse; der treffliche Künstler wolle selbst für Friedrich eine Marmorkopie anfertigen und zwar fast umsonst, denn er verlange dafür nur den bescheidenen Preis von tausend Thalern. D'Alembert schloß seinen Brief mit der Bemerkung, er habe sich für verpflichtet gehalten, dem König diese Mitteilung zu machen, in der Annahme, daß ein so großer Fürst den Wunsch hegen würde, ein so vorzügliches Abbild des Patriarchen der Litteratur vor Augen zu haben.

Friedrich antwortete seinem Freunde, er wünsche lebhaft die erwähnte Büste zu erwerben; leider erlaube der Stand seiner Finanzen ihm im laufenden Jahre dieses nicht und er müsse sich den Genuß bis zum nächsten Jahr versagen; inzwischen könne Houdon die für Berlin bestimmte Büste immerhin vorbereiten und sie, wenn die Zeit gekommen wäre, an die Adresse des Hofbildhauers Tassaert in Berlin absenden. Die Büste ist im Sitzungssaal der Akademie aufgestellt worden, neben der Thür, die zum Naturalienkabinett führt. Voltaire scheint von diesem Platze aus die vor ihm versammelten Akademiker zu sehen und zu hören und mit seinem boshaften Lächeln sich über sie lustig zu machen.

Das Merkwürdigste ist, daß Friedrich diese Büste des verstorbenen Freundes niemals gesehen hat und niemals hat sehen wollen. Sie kam auf dem Wasserwege über die

Nordsee, durch die Elbe, Havel und Spree, und passierte also an Potsdam vorüber. Aber sie wurde in der Königlichen Residenz nicht angehalten.

Zwei Jahre später beklagte d'Alembert sich in einem langen Brief an den König voll Bitterkeit darüber, daß die französische Geistlichkeit das Andenken des großen Voltaire beschimpft hätte, indem sie die Pariser Akademie daran verhinderte, den üblichen Trauergottesdienst für ihr abgeschiedenes Mitglied zu halten. Die Akademie habe in gerechter Entrüstung beschlossen, fortan solche kirchliche Trauerfeiern überhaupt nicht mehr zu veranstalten. Dies sei aber noch nicht genug. Der König möge seinen großen Freund rächen, und in der katholischen Kirche, die er in Berlin habe, die Feierlichkeit abhalten lassen, die in Paris verboten worden sei.

Wie Friedrich im geheimen hierüber gedacht haben mag, weiß ich nicht; jedenfalls beschloß er d'Alemberts Wunsch zu erfüllen und übersandte mir demgemäß den Befehl, durch die Priesterschaft der Berliner katholischen Kirche zu Ehren des seligen Herrn de Voltaire eine Trauerfeier abhalten zu lassen. Ich wagte es, den König darauf aufmerksam zu machen, daß der Eindruck viel tiefer sein würde, wenn diese Feier nicht von mir, einem gewöhnlichen Privatmann, bestellt, sondern im Namen der sämtlichen katholischen Akademiker angeordnet würde. Der König war damit einverstanden, und ich setzte mich zunächst mit dem katholischen Pfarrer von Berlin, Pater Henri, in Verbindung, um alles zu verabreden. Er zeigte sich meinen Wünschen geneigt, bestand aber darauf, daß diese

Besprechung nur als eine vorläufige anzusehen sei, und daß wir vereinigten katholischen Akademiker noch zu ihm kommen und unser Gesuch in offizieller Form vorbringen sollten.

Zur festgesetzten Stunde begaben also die Herren de la Grange, de Francheville, Borelly, Pernety und ich uns zum Pfarrer, welcher der Verabredung gemäß sich stellte, als ob er noch von nichts wisse.

„Wir kommen," sagte Borelly lachend, „um Sie, Herr Pfarrer, zu bitten, eine Seele aus dem Fegefeuer zu erlösen."

„Wen denn, meine Herren?"

„Eine Seele, die viele andere aufwiegt, nämlich die des Herrn de Voltaire."

„Sehr gerne, meine Herren, wenn ich es kann."

„Es soll nichts gespart werden, Herr Pfarrer, weder Gesang noch Glockengeläut, Orgelspiel und feierliche Beleuchtung, kurz es soll alles geschehen, was dazu beitragen kann, das Feuer, darin die arme Seele brennt, zu dämpfen oder zu löschen."

„Aber meine Herren — Sie sind gewiß alle zu wackere Männer, um mich bloßstellen zu wollen, indessen man erzählt sich, die französische Geistlichkeit habe ihm die Beerdigung verweigert."

Jetzt nahm ich das Wort und unterbreitete dem Pfarrer eine Abschrift des bei der kirchlichen Bestattung Voltaires in Scellières aufgenommenen Protokolls.*) Der Pfarrer erklärte sich davon sehr befriedigt, bemerkte aber, ganz Europa

*) Die Pariser Geistlichkeit hatte thatsächlich die Bestattung verweigert; der Abt Mignot in Scellières, der sie zugelassen hatte, wurde dafür bestraft.

habe seit langer Zeit Voltaire als exkommuniziert angesehen. Auch hierüber konnte ich ihn beruhigen, da Voltaire thatsächlich niemals persönlich in den Kirchenbann gethan worden ist.

„Wenn dies so ist, meine Herren," sagte der Geistliche, „so stehe ich vollständig zu Ihrer Verfügung."

Am bestimmten Tage fanden wir fünf Akademiker eine halbe Stunde vor Beginn der auf halbzehn Uhr früh angesetzten Feierlichkeit uns in tiefer Trauerkleidung bei der katholischen Kirche ein. Der König hatte mir zur Bestreitung der Kosten hundert Thaler angewiesen, von denen aber nur reichlich fünfzig verbraucht waren; den Rest hatte ich in Achtgroschenstücke eingewechselt und wir verteilten diese von der Freitreppe des Tempels aus an die Armen, die sich zum Empfang dieses Almosens eingefunden hatten.

Als die Feier begann, setzten wir fünf uns auf eine der Bänke in der Nähe der Brüstung, die das Chor und das Schiff scheidet, d. h. an den Ort, wo wir am meisten in die Augen fielen. Der Andrang von Zuhörern war sehr stark, die Kirche war sehr anständig geschmückt, und die Feier wurde mit soviel Pomp vollzogen, wie die örtlichen Verhältnisse erlaubten. Die Berliner, für die diese Handlung ein seltenes Schauspiel war, zeigten sich recht befriedigt und niemand fand etwas auszusetzen.

Als Zeichen seiner Zufriedenheit ließ der König mir eine Kiste mit einem vollständigen sächsischen Porzellangeschirr für Kaffee und Schokolade zustellen. Dieses ist das einzige von seinen Geschenken, das sich in meinem Besitz

erhalten hat, wenn auch bei meinen zahlreichen Umzügen einige Lücken in dem zerbrechlichen Geschirr entstanden sind.

Sobald ich von dem Gottesdienst nach Hause kam, fertigte ich an den König, an die Berliner Zeitungen, an den Kurier vom Niederrhein und einige andere Blätter zum voraus hergestellte Abschriften des folgenden Berichtes ab:

Berlin, den 30. Mai 1780.

„Heute früh um halbzehn Uhr hielt man in der hiesigen katholischen Kirche mit allem angemessenen Pomp einen feierlichen Gottesdienst für die Seelenruhe des verstorbenen Messire François Marie Arouet de Voltaire, zu seinen Lebzeiten wirklicher Kammerjunker Seiner allerchristlichsten Majestät, Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Einer der Vierzig der Französischen Akademie und Herr zu Ferney, Tourney, Prégny und Chambesy im Lande Gex, verschieden am gleichen Tage des Jahres 1778. Eine sehr große Zahl von ausgezeichneten Personen verschiedener Stände wohnten dieser kirchlichen Feier bei, mit welcher zugleich eine Verteilung von Almosen an die Armen verbunden wurde.

„Der Gottesdienst fand statt auf Veranlassung der katholischen Mitglieder der Berliner Akademie; der Herr Pfarrer hat ihrem Wunsche um so freudiger nachgegeben, als sie die unumstößlichen Beweise vorlegten, daß der verstorbene Herr de Voltaire kurz vor seinem Tode ein sehr orthodoxes Glaubensbekenntnis abgelegt, daß er seine Sünden gebeichtet und die Christenseelen durch beträchtliche Almosen

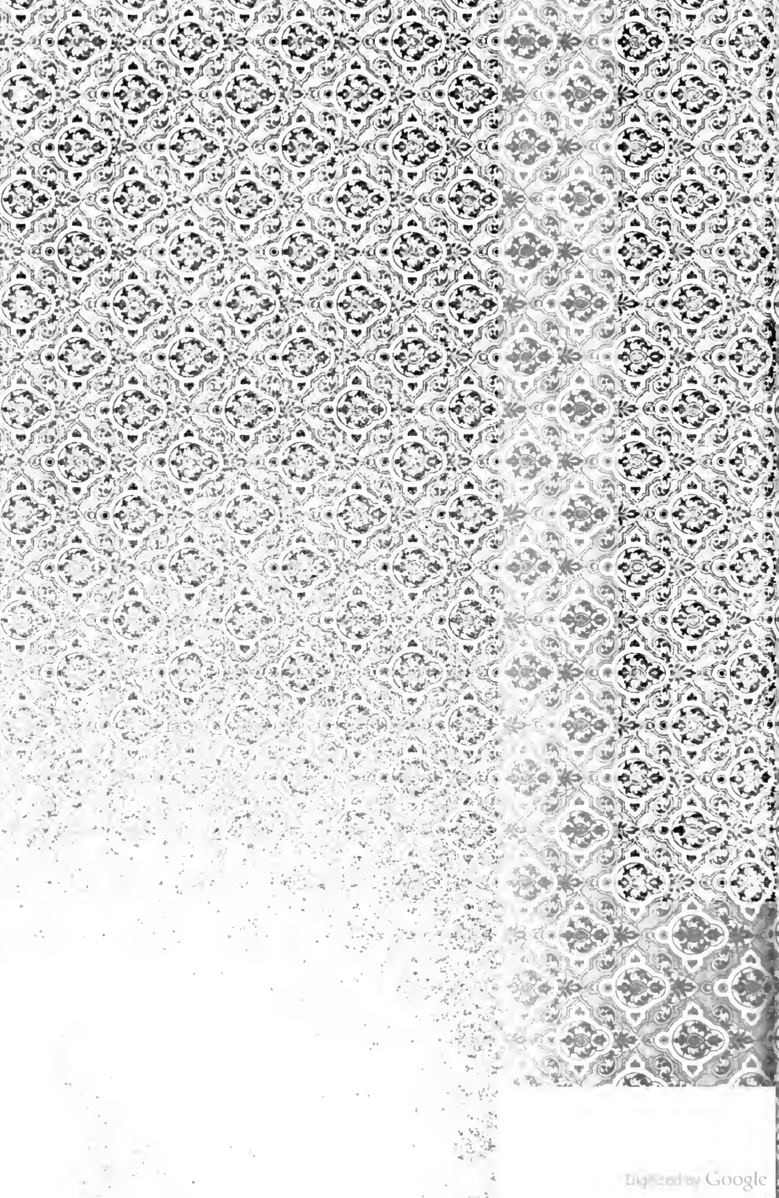
und andere gute Werke erbaut hat, daß er ferner in der Abtei Scellières, im Sprengel des Bistums Troyes in der Champagne, mit allen Ehren eines kirchlichen Begräbnisses bestattet worden ist.

„Es ist also eine boshafte Verleumdung, wenn man behauptet hat, die französische Geistlichkeit habe ihm die letzten Ehren verweigert. Einer solchen Weigerung hätte dieser so ehrenwerte Klerus sich nicht schuldig machen können, ohne die Gebote der Gerechtigkeit zu verletzen, ohne gegen die Grundsätze der öffentlichen Ordnung zu verstoßen, und ohne persönlichen Gefühlen des Hasses einen Einfluß zu verstatten, der unvereinbar ist mit der christlichen Liebe und mit allen echten und wahren Tugenden."

Ende.

Register.






U.C. BERKELEY LIBRARIES
C022808901

